


30

Quellen und Forschungen

zur

Geschichte Schleswig-Holsteins

Herausgegeben
von der
Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte

Elfter Band

Das Aufkommen des gewerblichen Großbetriebes in Schleswig-Holstein

(bis zum Jahre 1845)

Von Nicolai Haase,
Dr. rer. pol.



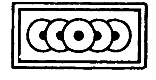
Kiel 1925.

Herrn Dr. Hähnsen
überreicht vom Verfasser
als geringes Zeichen seines
Dankes für Förderung und
Hilfe.

Das Aufkommen
des
gewerblichen Großbetriebes
in
Schleswig-Holstein
(bis zum Jahre 1845).

Von

Nicolai Haase,
Dr. rer. pol.,
Lügumkloster.



Kiel 1925.

Druck von Vollbehr & Riepen, Kiel.

Inhaltsübersicht.

Erstes Kapitel.

Seite

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Verzeichnis von Quellen und Literatur.

L. Andresen, Tondernsche Spitzenklöppelei in „Unsere Heimat Nordschleswig". Hrsg. von A. J. Lorenzen. Hadersleben 1912.

Anz. = Schleswig-Holsteinische Anzeigen auf das Jahr 1750 ff. Glückstadt.

Akten des Stadtarchivs zu Tondern.

Ausführliche Cameralistische-ökonomische Beschreibung des Amtes Tondern. o. O. 1790.

Herbert v. Beckerath, Weltwirtschaftliches Archiv, 19. Bd., H. 4, 1923. Besprechung der „Volkswirtschaftslehre", 3. Bd., „Die Unternehmer" v. Schwiedland.

G. v. Below, Probleme der Wirtschaftsgeschichte. Tübingen 1920.

Beschreibung (kurze) der im Herzogtum Schleswig zu Crusau belegenen Kupfer- und Messingfabrik. 1842.

B. a. d. H. = Bilder aus der Heimat. Beilage zum General-Anzeiger für Neumünster. Hrsg. v. Th. Dittmann, Neumünster. Jahrg. 1922, 1923 u. 1924.

BL. = Schleswig-Holstein-Lauenburgische Landesberichte von Herm. Biernatzki. Jahrg. 1—2. Altona 1846—47.

Bll. = Schleswig-Holsteinische Blätter für Polizei und Cultur, 1797—1803. Hrsg. von H. Niemann. (Chr. = Chronik.)

E. Bosse, Norwegens Volkswirtschaft vom Ausgang der Hansaperiode bis zur Gegenwart. 2 Teile. Jena 1916.

K. Bücher, Art. „Gewerbe" in Hdwb. d. Stw. (s. unten).

J. Brinckmann, Führer durch das Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe, zugleich ein Handbuch der Geschichte des Kunstgewerbes. Hamburg 1894.

Buch der Erfindungen IV. (Gewerbe und Industrie), 9. Aufl. Leipzig 1897.

J. G. Büsch, Über die Hamburger Zucker-Fabriken und den vergeblichen Wetteifer der Nordischen Staaten mit denselben. Hamburg 1790.

E. Cronbach, Die österreichische Spitzenhausindustrie (Wiener Staatswissenschaftliche Studien, Bd. 7, 1. H.). Wien und Leipzig 1907.

Chr. Slg. = Chronologische Sammlung der in den Jahren 1748—1848 ergangenen Verordnungen und Verfügungen für die Herzogtümer Schleswig und Holstein. Kiel 1826—1849.

H. Davidsen, Kniplingsindustrien paa Vesteregnen in Sprogforeningens Almanak (s. unten). 1909.

Th. Dittmann, Friedrich von Sallern. Ein Finanzgenie aus Holsteins schwerster Zeit. Neumünster 1922.

C. U. D. v. Eggers, Beiträge zur Kenntnis von Holstein. 1. Sammlung. Kopenhagen 1804.
R. Ehrenberg, Altona unter Schauenburgischer Herrschaft. Hrsg. mit Unterstützung des Kgl. Commerz-Kollegiums zu Altona. Altona 1893.
R. Ehrenberg u. Stahl, Altonas topographische Entwicklung. Altona 1894.
Joh. Chr. Fabricii, Policey-Schriften. 1. Teil, 1786. 2. Teil, 1790. Kiel.
F. A. = (Falcks Archiv). Archiv für Geschichte, Statistik, Kunde der Verwaltung und Landesrechte der Herzogtümer Schleswig-Holstein-Lauenburg. Hrsg. v. N. Falck. Kiel 1842 ff. (S. M. III. F.)
N. Falck, Sammlungen zur näheren Kunde des Vaterlandes in historischer, statistischer und staatswirtschaftlicher Hinsicht. 3 Bde. Altona 1819/21/25.
——— Handbuch des Schleswig-Holsteinischen Privatrechts. 5 Bde. Altona 1825 ff.
Freimüthige Beleuchtung unseres Zollwesens, zum Theil veranlaßt durch die Schrift: „Über Handel und Gewerbe“ von H. C. Jensen. Den Abgeordneten der Holsteinischen und Schleswigschen Ständeversammlung gewidmet. Kiel im September 1835. Itzehoe 1835.
——— (zweite) Beleuchtung unseres Zollwesens. Zur Förderung einer genauen Prüfung des den Dänischen und Schleswig-Holsteinischen Ständeversammlungen vorgelegten und vorzulegenden Entwurfs einer neuen Zollordnung in Druck gegeben. Itzehoe 1836.
G. d. S. = Grundriß der Sozialökonomik. 1915 ff. Tübingen.
Fr. v. Gottl-Ottilienfeld, Wirtschaft und Technik. G. d. S. II, 2. I. Aufl.
Geographisch und statistische Beschreibung des Herzogthums Holstein, Bisthums Lübeck, der Insel Femern, der Hauptstadt Dänemarks und der freyen Reichsstädte Hamburg und Lübeck. Altona 1790.
C. George, Die wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen der Westküste Schleswig-Holsteins zu den Niederlanden (in Z. Nordelbingen I) (s. unten).
R. Großmann, Die technische Entwicklung der Glasindustrie in ihrer wirtschaftlichen Bedeutung. Staatswirtsch. Dissert. München 1908.
A. C. Gudme, Schleswig-Holstein. Eine statistisch-geographische-topographische Darstellung dieser Herzogtümer. Bd. 1. Kiel 1833.
W. Haas, Bestrebungen und Maßnahmen zur Förderung des Kieler Handels in Vergangenheit und Gegenwart (1242—1914). Mitteilungen der Ges. für Kieler Stadtgeschichte Nr. 31. Kiel 1922.
F. Hähnsen, Geschichte der Kieler Handwerksämter. Ein Beitrag zur Schleswig-Holsteinischen Gewerbe-Geschichte. Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte Nr. 30. Kiel 1920.
——— Die Entwicklung des ländlichen Handwerks in Schleswig-Holstein. Quellen und Forschungen zur Geschichte Schleswig-Holsteins. 9. Bd. Leipzig 1923.
——— Pinneberger Fabriken im 18. Jahrhundert. Jahrbuch für den Kreis Pinneberg. Elmshorn 1921.
——— Kiels Wirtschaftsleben von der dänischen Zeit bis zur Gründung der Handelskammer [1773—1870], in 50 Jahre Handelskammer zu Kiel. Kiel 1921.
——— Eine Pinneberger Fayance-Fabrik. In Festgabe für R. Haupt, dargebracht von seinen Freunden. Kiel 1922.

E. Hannover, Tønderske Kniplinger. Kopenhagen 1911.

Georg Hanssen, Über die Anlage von Korndampfmühlen in den Herzogtümern Schleswig und Holstein. Kiel 1838.

——— Statistische Forschungen über das Herzogtum Schleswig usw. I. Heft, Die Küstenstrecke von der Brede Aue bis Widau. Heidelberg 1832. II. Heft, Das Amt Hadersleben. Altona 1833.

Hdwb. d. Stw. = Handwörterbuch der Staatswissenschaften. III. Aufl. Jena 1909.

P. v. Hedemann-Heespen, Ein Gang durch das Gewerbe unserer Vergangenheit. Z. (s. unten) 48.

O. Hederich, Die Entwicklung des schleswig-holsteinischen Eisenbahnwesens. Kiel 1915.

Br. Heinemann, Die wirtschaftliche Entwicklung der deutschen Ziegelindustrie. Staatswirtschaftl. Diss. München 1909.

E. Holm, Danmarks-Norges Historie fra den Store Nordiske Krigs Slutning til Rigernes Adskillelse (1720—1814), 7. Bde. Kopenhagen 1891—1912.

——— Danmark-Norges indre Historie under Enevælden fra 1660 til 1720. 2 Bde. Koph. 1885 f.

G. Howaldt, Rückblick über die Tätigkeit der Kieler Schiffswerft bis zur Vollendung des hundertsten Schiffes. Den Freunden des Werks gewidmet. Kiel 1883.

K. Hüseler, Die Kieler Fayance-Manufakturen. Z. Nordelbingen I.

Jahrbücher für die Landeskunde der Herzogthümer Schleswig und Holstein, II. Kiel 1859.

Jahresbericht des Kieler Handels- und Industrie-Vereins pr. 1854 ff. Kiel 1855 ff.

Jessen und Kock, Heimatbuch des Kreises Eckernförde. Eckernförde 1916.

Ad. Ipsen, Neumünster. Ein holsteinischer Fabrikort in seiner Entwicklung während der Jahre 1852—63. Kiel 1870.

Ad. Jürgens, Zur Schleswig-Holsteinischen Handelsgeschichte des 16. u. 17. Jahrhunderts (Abhandlungen zur Verkehrs- und Seegeschichte, hrsg. von Dietrich Schäfer, Bd. VIII). Berlin 1914.

M. Iversen, Die Existenzgrundlagen der kleinen erwerbsmäßigen Getreidemühlen Nord-Schleswigs. Staatswiss. Diss. Kiel 1920.

Kinder, Urkundenbuch zur Chronik der Stadt Plön. Urkunden und Akten, gesammelt und mit Erläuterungen. Plön 1890.

——— Die Plöner Spitzenklöppelei in Z. 31.

Kirchenbuch des Kirchspiels Lügumkloster.

H. Klaue, Die deutsche Ölmüllerei. Eine Darstellung der volkswirtschaftlichen Bedeutung ihrer technischen Entwicklung. Staatswirtsch. Diss. München 1912.

C. P. Laurop, Freimüthige Gedanken über Holzmangel, vorzüglich über den Brennholzmangel in den Herzogtümern Schleswig und Holstein und die Mittel ihm abzuhelfen. Altona 1798.

J. D. Lawätz, Über Armen-Kolonien zum Besten der in Holstein zu errichtenden Armen-Kolonie. Altona 1821.

——— Bericht und dadurch veranlaßte Vorschläge und Gutachten von J. G. Rist und K. Frh. v. Voght über das Armenwesen in den Herzogtümern Schleswig und Holstein. Altona 1818.

Lexis, Artikel „Maschinenwesen" in Hdw. d. Stw.

R. Liefmann, Die Unternehmungsformen mit Einschluß der Genossenschaften und der Sozialisierung. III. Aufl. Stuttgart 1923.

——— Über Wesen und Formen des Verlags. Volkswirtschaftliche Abhandlungen der badischen Hochschulen. Bd. 3,1. Tübingen i. B. 1899.

A. Linvald, Kronprins Frederik og hans Regering 1797—1807. I. Bind. Struelsen og dens Mænd. Økonomisk og social Politik. Kph. 1923.

K. Marx, Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Bd. I,1, Volksausgabe 6. Aufl. Stuttgart, Berlin 1922.

Fr. Mataré, Die Arbeitsmittel Maschine, Apparat, Werkzeug. Eine Abhandlung über ihren Einfluß auf den Industriebetrieb unter eingehender Berücksichtigung des Apparatwesens. Leipzig und München 1913.

R. Meiborg, Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig. Das Leben des schleswigschen Bauernstandes im 16., 17. und 18. Jahrhundert. Deutsche Ausgabe von R. Haupt. Schleswig 1896.

E. Meyer, Die Industrie der Stadt Flensburg seit 1864. Eine Standortsuntersuchung. Staatswiss. Diss. Kiel 1922. (Zum Teil neuerdings in Z. Nordelbingen III erschienen).

Mestorf, Zur Geschichte der Spitzen. Z. 14.

C. Mirbeck, Kurze Beschreibung der an der Elbe belegenen Stadt Altona nach ihrer Beschaffenheit am Schlusse des 18. Jahrhunderts. Hamburg 1802.

Nachrichten von der Geschichte und Verfassung des adligen Guts Wandsbeck (aus Urkunden). Hamburg 1773.

A. Niemann, Handbuch der Schleswig-Holsteinischen Landeskunde. 1. (einziger) Bd. (Topographischer Theil.) Schleswig 1799.

——— Schleswig-Holsteinische Vaterlandskunde. 1. und 2. St. 1802. Hamburg 3. St. 1803.

——— Miscellaneen historischen, statistischen und öconomischen Inhalts. 2 Bde. 1798/99. Altona und Leipzig.

——— Forststatistik der dänischen Staaten. Altona 1809.

——— Vaterländische Waldberichte. Altona 1820.

N. S. M. = Neues Staatsbürgerliches Magazin mit besonderer Rücksicht auf die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Hrsg. von N. Falck. 1833 ff.

A. Obst, Aus der Zeit einer hamburgischen Handelskrisis. (Mitteilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte. 19. Jahrg. 1898/99.)

O. L. Ottsen, Der Kreis Tondern. Bilder aus der Erdkunde und Geschichte des Kreises. Tondern, S. 77.

R. Passow, Besprechung von Sombart, W., Der moderne Kapitalismus, II. neu bearbeitete Aufl. Jahrbücher für National-Ökonomie und Statistik, III. F., Bd. 55. 1918.

——— „Kapitalismus". Eine begrifflich-terminologische Studie. Jena 1918.

P. B. = Schleswig-Holsteinische-(Lauenburgische) Provinzialberichte. Altona, Kiel und Kopenhagen 1787 ff.

P. Piper, Altona und die Fremden. Altona 1914.

E. v. Phillippovich, Grundriß der politischen Ökonomie. I. Bd., 13. Aufl. Tübingen 1919.

E. Pontoppidan, Danske Atlas, Bd. VII. Kopenhagen 1781.

—— Økonomische Balance oder unvorgreiflicher Überschlag über das Vermögen Dänemarks usw. Kopenhagen 1760.

R. A. Koph. = Akten aus dem Dänischen Reichsarchiv in Kopenhagen (Rigsarkiv).

Abkürzungen für dort benutzte Akten:

K. K. T. J. = Kommerce-Kollegiets Tyske Journaler.

K. K. T. J. Sager = Kommerce-Kollegiets Tyske Journalsager til Journal.

K. K. T. Kommerce-Journal = Kommerce-Kollegiets Kommerce Journal.

K. K. T. Extrakt Protokoll = Kommerce-Kollegiets Tyske Extrakt Protokoller.

632. Div. Sager = Diverse Sager Fabrikvæsenet vedkommende (Reg. Nr. 632).

659. Div. Sager = Diverse Sager vedkommende Hertogdømmerne og Oldenborg (Reg. Nr. 659). (1736—96.)

K. K. T. Priv. Prot. = Kommerce-Kollegiets Tyske Privilegie Protokoller. (1736—71.)

T. F. H. = Kommerce-Kollegiets; Industrifagets tabellariske Efterretninger om Fabrikkernes Tilstand i Hertugdømmerne.

M. H. T. Rauert, Die Grafschaft Rantzau. Ein Beitrag zur genaueren Landeskunde. Altona 1840.

H. Riekes, Der Fabrikbegriff und die Handwerksorganisation. Jahrbücher für National-Ökonomie und Statistik, II. F., 24. Bd. 1902.

Fr. Schäfer, Die volkswirtschaftliche Bedeutung der technischen Entwicklung der Papierfabrikation. Staatswirtsch. Diss. München 1909.

L. H. Schmid, Versuch einer historischen Beschreibung der an der Elbe belegenen Stadt Altona. Altona und Flensburg 1747.

Frederik Schrøder, Christiansfelds Grundlæggelse 1773 — 1923. Sønderjyske Aarbøger, 2 Række, I. Hrsg. von Historisk Samfund for Sønderjylland. Aabenraa 1923.

J. v. Schröder, Topographie des Herzogthums Holstein, des Fürstenthums Lübeck und der freien Hansastädte Hamburg und Lübeck. 1. und 2. Theil. Oldenburg 1841.

W. M. Schröder, Die Fayance-Industrie von Kellinghusen in Holstein im wirtschaftsgeschichtlichen Rahmen. Staatswirtsch. Diss. München 1918.

Schriften der patr. Ges. = Schriften der Schleswig-Holsteinischen patriotischen Gesellschaft. 7 Bde. und 2 H. vom 8. Bd. 1818—1827.

W. Seelig, Schleswig-Holstein und der Zollverein. Kiel 1865.

M. Sering, Erbrecht und Agrarverfassung in Schleswig-Holstein. Vererbung des ländlichen Grundbesitzes im Königreich Preußen. Bd. II, T. 2. Berlin 1908.

W. Sombart, Der moderne Kapitalismus. I. Aufl., 2 Bde. Leipzig 1902.

—— Der moderne Kapitalismus. Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegen-

wart. III. (unveränderte) Aufl. München und Leipzig 1919. (Hiernach ist gewöhnlich im Text, wenn nichts Besonderes angegeben, zitiert.) (V. unveränderte Aufl. 1922.)

——— Der Bourgeois. Zur Geistesgeschichte des modernen Wirtschaftsmenschen. München und Leipzig 1923.

——— Artikel „Hausindustrie“ in Hdwb. d. Stw.

Slg. gemeinschaftl. Verordnungen = Sammlung der hauptsächlichsten Schleswig-Holsteinischen Verordnungen. Hrsg. von Michelsen u. Johannsen. Glückstadt 1773.

S. M. = Staatsbürgerliches Magazin mit besonderer Rücksicht auf die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Hrsg. von Carstens und Falck. Schleswig 1821—31.

W. C. E. Greve Sponneck, Om Toldvæsen i Almindelighed og det danske Toldvæsen i Særdeleshed. Kopenhagen 1840.

Sprogforeningens Almanak, samlet ved J. Fausbøl, J. N. H. Skrumsager og M. Andresen. Apenrade und Kopenhagen 1894 ff.

St. A. Kiel = Akten aus dem Staatsarchiv zu Kiel (früher Schleswig).

W. Stieda, Artikel „Fabrik“ im Hdwb. d. Stw.

St. M. v. F. 1835 = Statistik des Handels, der Schiffahrt und der Industrie der Herzogthümer Schleswig und Holstein. Nach zuverlässigen Nachrichten ausgearbeitet von einigen Männern vom Fache. Schleswig 1835.

Suhm, Skrifter om Danmarks og Norges Tilstand i Henseende til Handelen (skreven 1772), Deel VI. Kjøbh. 1790.

Swaine, Einige Bemerkungen über das Wesen der Hausindustrie. Jahrbücher für Gesetzgebung und Verwaltung. 24.

Syst. Slg. = Systematische Sammlung der für die Herzogthümer Schleswig-Holstein erlassenen annoch gültigen königlichen, fürstlichen, großfürstlichen und gemeinschaftlichen Verordnungen und Verfügungen. 9 Bde. 1827—1841.

Thaarup, Udf. Vejl. = Fr. Thaarup, Udførlig Vejledning til det danske Monarkiets Statistik, 1.—6. Deel. Kjøbh. 1812—19.

Thaarup, Kort Vejl. = Fr. Thaarup, Kort Vejledning til Kundskab om Fabrik-, Manufaktur-, Haandværks-, Industri- og Laugsvæsenet. 1. H. Kjøbh. 1824.

Thaarup, Vejl. = Fr. Thaarup, Vejledning til danske Monarkiets Statistik. 2. Udg. Kjøbh. 1794.

Thaarup, Materialier = Fr. Thaarup, Materialier for det dansk Monarkiets Statistik. Kjøbh., H. 1—3, 1791/94.

Christ. v. Tiedemann, Aus sieben Jahrzehnten. I. Bd.: Schleswig-Holsteinische Erinnerungen. Leipzig 1905.

F. Tönnies, Die Ostseestädte Flensburg, Kiel und Lübeck. Schriften des Vereins für Sozial-Politik. Leipzig 1903.

Volckens und Hoppe, Neumühlen und Övelgönne. Halle 1895.

Jan de Vries, Das Zollwesen der Herzogthümer und Dänemarks. Schleswig 1835.

J. Warncke, Die Stockelsdorfer Fayence-Manufaktur. Z. Nordelbingen III.

Alfred Weber, Industrielle Standortslehre. G. d. S. VI, 2. Aufl. Tübingen 1923.

Alfred Weber, Über den Standort der Industrien. 1. Teil. Reine Theorie des Standorts. Tübingen 1909.

Alfred Weber, Die Hausindustrie und ihre Regelung. Schriften des Vereins für Sozial-Politik, Bd. 88.

Fr. Jürgensen West, Den tønderske Kniplingsindustris Blomstringstid in „Sønderjydske Aarbøger". 1901. (Hrsg. H. P. Hanssen-Nørremölle etc. Aabenraa.)

—— De tønderske Kniplingsindustri ved Aar 1800 in „Sønderjydske Aarbøger". 1909.

Wichelhaus, Artikel „Industrie, chemische" in Hdwb. d. Stw.

E. Wichmann, Geschichte Altonas unter Mitwirkung eines Kenners der vaterländischen Geschichte. Altona 1865.

H. Fontenay v. Wobeser, Eckernförde's Blütezeit und die Familie Otte. Ein Beitrag zur älteren Geschichte der Stadt Eckernförde. Eckf. 1920.

Z. = Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische (Lauenburgische) Geschichte. Kiel 1870 ff.

Z. Nordelbingen = Zeitschrift Nordelbingen. Beiträge zur Heimatforschung in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck. Hrsg. v. H. Dammann und H. Schmidt. 1. Bd., Flensburg 1923. 3. Bd., Flensburg 1924.

Zoll- und Licent-Verordnung wie auch Zoll- und Licent-Rolle für die Herzogthümer Schleswig-Holstein, die Herrschaft Pinneberg und Grafschaft Ranzau. Christiansburg, den 23. Nov. 1778. Kopenhagen.

Zollverordnung für die Herzogthümer Schleswig und Holstein. Koph. 1803.

Fr. K. Ziegler, Einige allgemeine Gedanken über die in den Herzogthümern Schleswig-Holstein zunehmende Armut, deren Quellen und die Mittel, dem meisten Forschreiten derselben zu begegnen. Altona 1821.



Vorwort.

Die vorliegende Arbeit, die von der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Göttingen als staatswissenschaftliche Dissertation im Juni 1924 genehmigt wurde, verdankt ihre Entstehung einer Anregung des Herrn Professor Dr. Passow, ein Referat über die „Spitzenklöppelei an der nordschleswigschen Westküste", das der Verfasser im Sommer 1922 im Staatswissenschaftlichen Seminar zu Kiel hielt, auf eine Untersuchung der Anfänge der Industrie in Schleswig-Holstein auszudehnen.

Die Frage, was dieses Thema umfassen mußte, konnte nur dahin beantwortet werden, daß es das Aufkommen des Verlagsystems und des gewerblichen Großbetriebes zu behandeln habe. Das Verlagsystem wurde in Anbetracht seiner geringeren Bedeutung in Schleswig-Holstein und zur Entlastung der Arbeit in den Anhang verwiesen. Als Hauptproblem blieb so das Aufkommen des gewerblichen Großbetriebes übrig. Wie weit dieses Problem zeitlich verfolgt werden sollte, ergab sich bei der Materialsammlung. (Vgl. darüber in der Einleitung.)

An ungedrucktem Material dienten die Akten des Staatsarchivs zu Kiel (früher in Schleswig) (abgekürzt: St. A. Kiel) und des Dänischen Reichsarchivs (Rigsarkiv) zu Kopenhagen (abgekürzt: R. A. Koph.) als Quellen. In Kiel wurden zur Hauptsache Akten der Lokalbehörden (der Ämter, Landschaften, Städte und Flecken), daneben aber auch Akten der obersten Behörden der beiden Anteile, der Statthalterschaft auf Gottorp für den königlichen Anteil und des Geheimen Regierungs-Conseils in Kiel für den gottorpischen oder großfürstlichen Anteil, wie auch Akten der obersten Zollbehörden Schleswig-Holsteins benutzt. Es zeigte sich aber, daß diese nur sehr lückenhaftes Material lieferten, so daß eine Heranziehung der Akten der Zentralbehörden, die im Rigsarkiv zu Kopenhagen lagern, notwendig war.

Im Kopenhagener Archiv kamen vor allem die Akten des General-Landes-Ökonomie- und Kommerz-Kollegiums, das seit 1735 eine umfangreiche Tätigkeit entfaltete, in Frage. An diese Behörde

wurden die jährlichen Berichte über die Fabriken und Manufakturen von den Lokalbehörden im königlichen Anteil Schleswig-Holsteins gesandt. In der Zeit bis 1773 enthalten die Berichte, die übrigens aus dieser Periode nur zum Teil vorhanden sind, fast gar kein Zahlenmaterial. Dieses mußte vielmehr für diese Zeit aus anderen Akten, so weit es möglich war, gewonnen werden. Seit 1774 aber, nachdem der großfürstliche Anteil 1773 mit dem königlichen vereinigt worden war, liegen Berichte, die sogenannten „Fabriklisten", mit Angaben über Arbeiterzahlen, Produktionshöhe, Arbeitsmittel usw. für ganz Schleswig-Holstein vor. Dieses Material[1]) ist hier wohl zum ersten Male als Hauptquelle ergiebig benutzt, wenn auch nicht vollkommen ausgeschöpft worden, da die Fabriklisten nach ihrer Aufstellung gemäß dem allgemeinen merkantilistischen Begriffe der „Fabrik" auch für Darstellungen über die wirtschaftliche Lage des Handwerks und der Landwirtschaft, vor allem in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, reichhaltiges Material enthalten.

Im Gegensatz hierzu fließen die Quellen für die Zeit vor 1700 sehr spärlich. Zum Teil erklärt sich dies daraus, daß der Großbetrieb in dieser Zeit nur ganz vereinzelt vorkommt, zum Teil liegt es auch daran, daß die obersten Behörden damals eine Berichterstattung über gewerbliche Großbetriebe und über das Verlagsystem noch nicht verlangten.

Verschiedene kleinere Ergänzungen hätten noch aus den Stadtarchiven zu Kiel, Rendsburg und Altona gewonnen werden können. Eine Rücksprache mit den Herrn Archivdirektoren in Kiel und Altona und eine Durchsicht des Repertoriums des Rendsburger Archivs, sowie eine schriftliche Anfrage beim Leiter des letzteren ergaben jedoch den Eindruck, daß das Gesamtbild der Arbeit sich dadurch nicht verändert haben würde.

An dieser Stelle sei es mir gestattet, allen denen meinen Dank auszusprechen, die mir bei der Materialsammlung Hilfe geleistet haben, vor allem den Herrn Archivbeamten in Kiel und Kopenhagen, sowie besonders Herrn Dr. Hähnsen für sein freundliches Entgegenkommen.

[1]) Auf das zuerst Hähnsen im Pinneberger Jahrbuch 1921 hingewiesen und das er für seine Darstellung der Pinneberger Fabriken im 18. Jahrhundert verwandt hat.

Einleitung.

1. Problemstellung.

Für Gesamt-Europa[1]) hat Werner Sombart in seinem Werk „Der moderne Kapitalismus"[2]) das Aufkommen des gewerblichen Großbetriebes in großen Zügen dargestellt. Wenn dieses Problem hier für ein verhältnismäßig kleines Gebiet untersucht werden soll, so mag das darin seine Berechtigung finden, daß die Entwicklung zum Großbetrieb in Schleswig-Holstein eine Reihe von eigenartigen Merkmalen aufweist. Sie erklären sich daraus, daß die Entstehung der Großbetriebe hier in einem engbegrenzten Wirtschaftsgebiet vor sich ging, das, zwischen zwei Meeren gelegen, in früheren Zeiten mehr als heute Durchgangsland für den Verkehr zwischen Osten und Westen war und das eine Brücke zwischen Norden und Süden bildet.

Auf die Herausbildung von Besonderheiten wirkten auch die frühere politische Verknüpfung des Landes mit dem Norden und seine zum größten Teile volkliche Verknüpfung mit dem Süden ein.

Während des Mittelalters spielte sich die gewerbliche Produktion, soweit sie nicht Eigenproduktion war, fast ausschließlich in Kleinbetrieben ab. Hatte die Einstellung des Wirtschaftslebens des Mittelalters auf die gewerbliche Produktion im Hause oder im Handwerksbetrieb (Kleinbetrieb) das Bestreben hervorgebracht, Neuerungen, die auf Änderungen dieses Zustandes hinarbeiteten, zu verhindern (vgl. u. a. die Zunftbeschränkungen), so konnten doch trotzdem, als eine Reihe von äußeren Umständen zusammentrafen, neue Wege in der gewerblichen Produktion eingeschlagen werden.

Schon vorher waren in Schleswig-Holstein Menschen vorhanden gewesen, die ihren Betätigungsdrang nicht in dem alltäglichen gewerblichen Leben befriedigen konnten, sondern auf anderen Gebieten ihre „Unternehmungslust" anzuwenden suchten, so z. B. Adlige, Großbauern

---

[1]) Der Untertitel dieses Werkes lautet: „Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart".

[2]) Davon V. unveränderte Auflage 1922 erschienen.

und Schiffer[1]) in Handelsunternehmungen während des 16. und 17. Jahrhunderts. Auch von außen waren solche Leute, vor allem Holländer, ins Land gekommen, die sich am Handel, aber außerdem an Deich- und Entwässerungsunternehmungen an der Eider beteiligten[2]).

Menschen dieser Art waren es, die zur Zeit des Verfalls des Zunftwesens, als die äußeren Verhältnisse sich immer mehr änderten, zuerst die Möglichkeiten erkannten, ihre Fähigkeiten auch innerhalb des gewerblichen Wirtschaftslebens zu betätigen.

Welche äußeren Verhältnisse änderten sich, welche verschiedenen Arten von Menschen schlugen diese neue Richtung ein, aus welchen Gründen taten sie es, wo, wann und wie betätigten sie sich? Das sind die hauptsächlichsten Fragen, die in der Darstellung beantwortet werden sollen.

Die Frage nach der Änderung der äußeren Verhältnisse birgt zugleich die Ablehnung in sich, eine Änderung der Wirtschaftsgesinnung als „primär wirkende Ursache des modernen Wirtschaftslebens"[3]) anzusehen. Es soll daher nicht[4]) zwischen einer Zeit, in der das „Bedarfsdeckungsprinzip", und einer Zeit, in welcher das „Erwerbsprinzip" ausschlaggebend war, unterschieden werden. Zwar muß zugegeben werden, daß das Erwerbsstreben sich in der modernen Zeit im Gegensatz zu der früheren sehr gesteigert hat[5]). Ein — wenn auch nicht so ausgeprägtes — Erwerbsstreben besaßen aber die Menschen schon früher. Für die Entstehung des gewerblichen Großbetriebes ist es vielmehr wesentlich, daß die Änderung der äußeren Verhältnisse die „neuen wirtschaftlichen Möglichkeiten und neue Zwecksetzungen" wachrief[6]): die neuen äußeren Verhältnisse gaben den Anstoß, sie erzeugten aber auch zugleich ein verstärktes Erwerbsstreben, so daß beide Faktoren sich gegenseitig vorwärts trieben, wodurch günstige Bedingungen für das Entstehen des gewerblichen Großbetriebes entstanden.

Der Kleinbetrieb war für das Wirtschaftsleben des Mittelalters ausschlaggebend; die neuentstehenden Großbetriebe wurden, als die äußeren Verhältnisse sich immer mehr änderten, für das Wirtschaftsleben der neuen Zeit immer wichtiger[7]).

1) Vgl. Jürgens, a. a. O., Abschnitt: „Die Träger des Handels", S. 52 ff.
2) Nordelbingen I, S. 248 ff.
3) Passow, Jahrb. für Nat.-Ökon. und Statistik III. F., Bd. 55, S. 629.
4) Wie Sombart, Bd. I, 1, S. 14.
5) Passow, a. a. O., S. 627.
6) Ebenda, S. 688.
7) Ebenda, S. 635.

Die Frage nach den äußeren Verhältnissen gibt aber auch die Möglichkeit an die Hand, die Arbeit zeitlich zu begrenzen. Die Betrachtung wird mit dem Einschnitt schließen, durch den ganz neue äußere Bedingungen für das Wirtschaftsleben eintraten. Eine solche wichtige Änderung der Verhältnisse wurde 1844/1845 mit der Gründung der ersten schleswig-holsteinischen Eisenbahn Altona—Neumünster—Kiel eingeleitet, wenn auch das neue Verkehrsmittel zur vollen Auswirkung erst in den späteren Jahren kam, vor allen Dingen nach dem Jahre 1864, als die Zollschranken nach dem Süden fielen. Daher wird diese Arbeit begrenzt durch das Aufkommen der ersten Großbetriebe in Schleswig-Holstein im 17. Jahrhundert und durch das Jahr 1845 als Beginn der Neuordnung des Verkehrswesens.

2. Begriffliche Vorbemerkung.

Es soll zunächst eine Auseinandersetzung mit den hier in Frage kommenden Begriffen vorausgeschickt werden. Es sind dies: Betrieb, Kleinbetrieb, Großbetrieb, Fabrik und Manufaktur.

Nach Liefmann[1]) versteht man unter Betrieben: „die äußeren Einrichtungen und Veranstaltungen für eine wirtschaftliche Tätigkeit einschließlich dieser Tätigkeit der leitenden und der ausführenden Personen selbst".

Diese Definition muß jedoch dahin eingeschränkt werden, daß die Tätigkeit im Betriebe einer gesonderten Behandlung unterworfen wird, da gerade diese es ist, die den verschiedenen Formen von Betrieben ein besonderes Gepräge gibt. Es bleibt daher nur der erste Teil der obigen Definition übrig:

„Unter Betrieben versteht man die äußeren Einrichtungen und Veranstaltungen für eine wirtschaftliche Tätigkeit." Übrigens hat Liefmann diese Auffassung auch früher vertreten[2]).

Wenn dem Kleinbetrieb oben der Großbetrieb gegenübergestellt wurde, so ist damit der Unterschied zwischen zwei verschiedenen Betriebs-

[1]) Liefmann, Die Unternehmungsformen, III. Aufl., S. 11.

[2]) Liefmann, Über Wesen und Formen des Verlags. Dort heißt es auf S. 62 f.: „Das Wort Betrieb bezeichnet vielmehr die äußeren Merkmale einer wirtschaftlichen Tätigkeit, diejenigen Merkmale, welche auch dann darauf hinausweisen, daß an der betreffenden Örtlichkeit eine bestimmte wirtschaftliche Beschäftigung vorgenommen wird, wenn diese im Augenblick auch nicht ausgeübt wird. Solche äußeren Merkmale sind in erster Linie ein besonderer der wirtschaftlichen Tätigkeit bestimmter Raum, daneben auch Maschinen und Produktionsmittel, im Handel Laden, Warenlager u. dergl. Als Betrieb bezeichnet wird aber dabei immer der Raum, der Ort der wirtschaftlichen Tätigkeit".

größen festgestellt. Unter Zugrundelegung der obigen Definition ist ein Klein- oder Großbetrieb verhanden, je nachdem die äußeren Einrichtungen und Veranstaltungen für eine wirtschaftliche Tätigkeit einen großen oder kleinen Umfang haben. Hiernach äußert sich die Betriebsgröße zunächst in einem bestimmten äußeren Umfang der Produktionsstätte; dann aber auch in einer bestimmten Anzahl von im Betrieb beschäftigten Personen, in einer bestimmten Produktionshöhe, in der Höhe des investirten Kapitals oder in Art und Umfang der Arbeitsmittel und dergl. Es kann für die Betriebsgröße nie ein Merkmal ausschließlich maßgebend sein; immer müssen mehrere herangezogen werden. Aber auch dann ist es schwer, die Grenze zwischen Klein- und Großbetrieb zu finden.

Die Schwierigkeit der Abgrenzung wird in einer wirtschaftsgeschichtlichen Arbeit noch dadurch erhöht, daß zeitlich der Begriff „Großbetrieb" Veränderungen unterworfen ist. Als die ersten Großbetriebe aufkamen, wurde zunächst jedes Hinausgehen über die durch die Zunftschranken vorgeschriebene oder über die sonst allgemein vorhandene Betriebsgröße als „Großbetrieb" empfunden, während die Zeit am Anfang des 18. Jahrhunderts, als die Großbetriebe immer zahlreicher und größer wurden, größere Anforderungen an den räumlichen Umfang, an die Personenzahl, Produktionshöhe usw. stellte. Den Schnitt zwischen Kleinbetrieb und Großbetrieb an eine bestimmte Stelle zu setzen, ist daher in einer wirtschaftsgeschichtlichen Betrachtung nicht möglich. Es kann für die Betriebsgröße hier nur das Immer-Größer-Werden des Betriebes während der oben angegebenen Periode gezeigt werden.

Will man aber trotzdem eine Unterscheidung zwischen Klein- und Großbetrieb machen, dann muß man von der Betriebsform ausgehen. Die Betriebsform [1]) äußert sich in der in den verschiedenen Betriebsgrößen verschiedenen Organisation der Arbeit. Diese hängt aber von den im Betriebe vorhandenen Haupt-Arbeitsmitteln ab.

Dem Kleinbetrieb entspricht als Betriebsform der Handwerksbetrieb. Die Arbeitsorganisation ist hier an ein bestimmtes Arbeits-

[1]) In der Wissenschaft hat man früher versucht, die Betriebsform und die Wirtschaftsform eines Betriebes in einer Definition zusammenzufassen. Das Ergebnis der kritischen Erörterungen (u. a. H. Riekes, Jahrb. f. Nat.-Ök. u. Stat., II. Folge, Bd. 24, 1902, S. 185), die sich an neue Definitionen am Anfang des 20. Jahrhunderts anschlossen, scheint zu sein, daß nun klar zwischen Betriebsform und Wirtschaftsform eines Betriebes geschieden wird. Unter Berücksichtigung dieses Unterschieds hat Sombart die untenstehenden Definitionen für „Fabrik" und „Manufaktur" gegeben, wobei sie als Betriebsformen aufgefaßt werden.

mittel, meistens das Werkzeug, oder an Apparate oder Maschinen von kleinem Umfang gebunden, dementsprechend ist im Kleinbetrieb überhaupt keine oder nur ein bestimmter geringer Grad von Arbeitsteilung vorhanden. Dem Großbetrieb entsprechen aber die beiden Betriebsformen Manufaktur und Fabrik [1]).

Unter Manufaktur soll ein gewerblicher Großbetrieb verstanden werden, in dem im zweckerfüllenden Vorgang des Produktionsprozesses Arbeitsmittel derselben Art, aber in größerer Anzahl wie im Handwerksbetrieb [2]) vorhanden sind, denen sich die Arbeitsorganisation im Betriebe anpaßt.

Fabrik ist ein gewerblicher Großbetrieb, in dem im zweckerfüllenden Vorgang des Produktionsprozesses Maschinen oder Apparate [3]) von größerem Umfange als im Handwerksbetrieb vorhanden sind, denen sich die Arbeitsorganisation im Betriebe anpaßt.

Zur Begründung dieser beiden Definitionen sei das Folgende ausgeführt:

Sombart hat in allen seinen Auflagen folgende beiden Definitionen beibehalten [4]):

Manufaktur: „Ich verstehe darunter denjenigen gesellschaftlichen Großbetrieb, in dem wesentliche Teile des Produktionsprozesses durch Handarbeit ausgeführt werden".

„Fabrik wäre demnach: diejenige Form des gesellschaftlichen Großbetriebes, in welchem die entscheidenden wichtigen Teile des Produktionsprozesses von der formenden Mitwirkung des Arbeiters

---

[1]) Trotz der früheren Gleichstellung (s. u.) von „Fabrik" und „Manufaktur" macht die moderne Wissenschaft einen Unterschied zwischen beiden als zwei verschiedenen Betriebsformen. Marx, Bd. I, S. 283 ff., hatte zwar schon die Manufaktur als eine besondere Betriebsform bezeichnet; aber er machte den Fehler, die Manufaktur auch historisch vor die Fabrik zu stellen. Dies kann man höchstens dem Prinzip nach tun; tatsächlich aber ist die Entwicklung anders gegangen. Bücher (Hdw. d. Stw. Art. Gewerbe) lehnt solche Trennung freilich als „unhistorisch" noch ab.

[2]) Arbeitsmittel dieser Art werden im Folgenden als „Werkzeuge" bezeichnet. Werkzeug in diesem weiten Sinne ist daher all das, was unverändert oder nur wenig verändert aus dem Handwerksbetrieb übernommen worden ist. Ein Webstuhl, mit Menschenkraft bedient, bleibt daher ein „Werkzeug"; ebenso eine kleine Siedepfanne, eine kleine Mühle usw.

[3]) „Die Apparate sind Arbeitsmittel, die der Vollendung eines Prozesses dienen". (Mataré, a. a. O., S. 211.) „Das Wesentliche an der Maschine ist also, daß sie die planmäßige Umgestaltung einer Kraftwirkung zum Zwecke hat, Prinzip der Kraftveredelung". (Mataré, a. a. O., S. 204)

[4]) Zitiert nach der I. Aufl. (1902), S. 38 bezw. S. 49.

unabhängig gemacht, einem selbsttätig wirkenden System lebloser Körper übertragen worden sind."

Von einer mehr technisch-wirtschaftlich eingestellten Seite ist nun an Sombarts Definitionen Kritik geübt worden. Nach Franz Mataré[1]) muß bei der Betrachtung der Betriebsform von dem in dem Betriebe angewandten Arbeitsmittel ausgegangen werden, da von ihm „sowohl Entwicklungstendenzen wie auch wirtschaftliche Verhältnisse, Produktions- und Arbeitsbedingungen des Betriebes tiefgreifend" beeinflußt werden[2]). Auch Sombart tut das; doch gewinnt man aus seiner Definition von „Fabrik" den Eindruck, als ob er dabei nur an Großbetriebe mit Maschinen als Arbeitsmittel gedacht hat, obgleich er in seiner Einteilung der Betriebe nachher wohl die Großbetriebe mit Apparaten, die „chemischen Fabriken", berücksichtigt hat. Auch sonst hat man in der Literatur fast immer unter „Fabriken" nur die mit Maschinen betriebenen verstanden. — Es ist daher sehr berechtigt, wenn Mataré besonders auf die Apparatbetriebe hinweist, da die Apparate, wie er ausführt, ganz andere Wirkungen als die Maschinen auf die Volkswirtschaft, auf den Arbeiter und auf die Unternehmung haben. Von besonderer Bedeutung ist, wie Mataré zeigt, das Arbeitsmittel „Apparat" auch bei der Entwicklung der Betriebe zum Großbetrieb geworden[3]).

Das Arbeitsmittel beeinflußt demnach die Produktions- und Arbeitsbedingungen im Großbetriebe. Je nachdem nun im Großbetriebe Maschinen, Apparate oder „Werkzeuge" die Hauptrolle spielen, bekommt der Betrieb ein anderes Gepräge. Maschine und Apparat bringen eine an die Arbeitsmittel gebundene Arbeitsteilung mit sich; aber auch dort, wo eine größere Anzahl von nur mit „Werkzeugen" arbeitenden Menschen in einem Großbetriebe vereinigt sind, entsteht in den meisten Fällen eine den Werkzeugen angepaßte Arbeitsteilung.

Alle drei Arbeitsmittel: „Werkzeug", Maschine und Apparat können natürlich zur selben Zeit zusammen in ein und demselben Betriebe verwandt werden. In den meisten Betrieben ist aber das Arbeitsmittel am wichtigsten, das den Zweck der Produktion erfüllt. Zur Feststellung, welches Arbeitsmittel das ist, soll der Produktions-

---

1) Mataré in seiner Arbeit „Die Arbeitsmittel Maschine, Apparat, Werkzeug. Eine Abhandlung über ihren Einfluß auf den Industriebetrieb unter eingehender Berücksichtigung des Apparatwesens". S. 15.

2) Ebenda, S. 2 f.

3) Ebenda, S. 170.

Vorgang eines Betriebes nach Marx in drei Teile zerlegt werden[1]: 1. in die vorbereitende Phase, 2. in die verarbeitende Phase, 3. in die Schlußphase. Mit Mataré soll die zweite Phase „effektive Phase" oder „zweckerfüllender Vorgang" genannt werden[2]. Je nachdem nun dieser zweckerfüllende Vorgang der Produktion im Großbetriebe mit Maschinen, Apparaten oder „Werkzeugen" ausgeführt wird, ist eine Fabrik mit Maschinen, eine Fabrik mit Apparaten oder eine Manufaktur vorhanden.

Für die Unterscheidung zwischen Klein- und Großbetrieb können demnach nur solche auf das Innere des Betriebes sich beziehenden Momente maßgebend sein. In der vorliegenden Arbeit muß man sich daher, nachdem die Betriebsgröße zunächst durch die oben angegebenen Merkmale festgestellt ist, auch darum bemühen, festzustellen, wie die Verhältnisse im Innern des Betriebes waren, vor allem in Bezug auf die Organisation der Arbeit.

Diese inneren Verhältnisse eines Betriebes wurden zu der Zeit, als die Anfänge der neuen Betriebsformen in die Erscheinung traten, nicht klar erkannt. Man sah zunächst nur die äußeren Verhältnisse eines Betriebes, seine Wirkungen in der Außenwelt. Da diese bei Fabrik und Manufaktur gleich waren, brauchte zwischen ihnen ein Unterschied auch nicht gemacht zu werden. Man verstand so im 18. Jahrhundert unter Fabrik und Manufaktur zunächst Betriebe, die ihre Waren im Auslande absetzten (oder solche, die ausländische Rohstoffe im Lande evtl. zur Wiederausfuhr verarbeiteten), wie es die merkantilistische Praxis als notwendig ansah, um die von ihr geforderte aktive Handelsbilanz zu erzielen[3].

Aber trotzdem drang doch allmählich die Vorstellung einer besonderen Betriebsform durch. Dies kann man besonders aus dem Wandel, den die Auffassungen von „Fabrik" und „Manufaktur" in den Niederschlägen der Gesetzgebung und Verwaltung Schleswig-Holsteins (bezw. Dänemarks) im 18. und 19. Jahrhundert durchmachten, erkennen[4].

Doch kam man nicht dazu, klar festzustellen, worin das besondere des Großbetriebes bestand. Vielmehr griff eine allgemeine Hilflosigkeit in der Abgrenzung Platz, als die Konflikte mit den Zünften

---

1) Marx, a. a. O., Bd. I, S. 293 f.

2) Mataré, a. a. O., S. 27.

3) Vgl. Hähnsen, Pinneberger Jahrbuch 1921, S. 86 ff.

4) Siehe: Chr. Slg. 20. Oktb. 1773, Syst. Slg. Bd. 6, 21. Nov. 1809, S. 251, N. Falck, Handbuch Bd. II, S. 483, Anm. 73; St. A. Kiel: A. XVIII, 822.

immer zahlreicher wurden, weil der Großbetrieb immer mehr Produktionsgebiete des zünftigen Handwerksbetriebes an sich riß[1]). Unter diesen Umständen mußte bei der Benutzung des zur Verfügung stehenden Materials vorsichtig vorgegangen werden.

Bei solchen Betrieben, wo von einer Entwicklung zum Großbetrieb gesprochen werden kann, muß dann auch beobachtet werden, welche Umwandlungen im Innern des Betriebes die Betriebsvergrößerung mit sich brachte.

Schließlich könnte man allerdings solche „Mittelbetriebe" aussondern, bei denen sich im Innern nichts oder nur wenig änderte[2]), wie Sombart es durch Schaffung einer Gruppe von sogenannten „Übergangsbetrieben": „erweiterter Gehilfenbetrieb", „Individualbetrieb im Großen", „gesellschaftlicher Betrieb im Kleinen" getan hat. Nun hat aber in vielen Fällen beim Aufkommen der ersten Großbetriebe ein solcher Übergang nicht stattgefunden; sondern es wurden gleich Großbetriebe ins Leben gerufen. Doch blieb es im Laufe der Zeit nicht aus, daß auch Kleinbetriebe langsam durch Vergrößerung des Betriebes sich zum Großbetrieb entwickelten. Daher wird es auch richtiger sein, Kleinbetriebe der oben genannten Art, wenn sich bei ihnen im Innern die Tendenz zum Großbetrieb zeigt, als „Fabriken" bezw. als „Manufakturen" mitzubehandeln. Theoretisch wären daher die Begriffe „Manufaktur" und „Fabrik" von da ab anzuwenden, wo die entscheidende Umwandlung im Innern des Betriebes stattfindet. Freilich wird eine solche Feststellung in der Ausführung sehr schwer, z. T. nicht möglich sein und man wird sich oft nur mit Vermutungen begnügen müssen.

---

1) Vgl. Hähnsen, Pinneberger Jahrbuch 1921, S. 86ff.

2) Sombart, I. Aufl., I. Bd., S. 26.

Hauptteil.

Erstes Kapitel.

Die äußeren Verhältnisse.

I. Die Haltung des Staates[1]).

Die Regelung der gewerblichen Tätigkeit im Mittelalter lag in den Städten in der Hand der Stadtverwaltungen und auf dem Lande, soweit es nicht von der Stadt auf Grund des Bannmeilenrechts beherrscht wurde, war sie den Gutsverwaltungen überlassen. Die Entstehung und Erstarkung der Landesherren brachte hierin eine Änderung, die der zunehmenden Zentralisierung der Verwaltung in Dänemark unter Christian IV. 1588—1648 und der Ersetzung des Lehnsheeres durch ein Söldnerheer entsprang. Berufsbeamtentum und Soldaten stellten an den aufkommenden absoluten Staat in finanzieller Hinsicht erhöhte Anforderungen. Einen Niederschlag fanden diese neuen Verhältnisse in der merkantilistischen Praxis, die sich seit Anfang, besonders aber seit der Mitte des 17. Jahrhunderts durchsetzte. Das Ziel war, eine möglichst große Menge von Edelmetall ins Land zu ziehen. Das Mittel lag in der Schaffung einer aktiven Handelsbilanz, die dann vorhanden ist, wenn der Wert der ausgeführten Waren den der eingeführten übersteigt. Einen Schritt zu diesem Ziele bildete die Förderung der inländischen Produktion.

[1]) Eduard Holm hat in seinem umfangreichen Geschichtswerk „Danmark-Norges Historie fra den Store Nordiske Krigs Slutning til Rigernes Adskillelse" (1720—1814), 7 Bde., Kopenhagen u. a. das Verhalten des absoluten Staates zum Wirtschaftsleben Dänemarks, Norwegens und Schleswig-Holsteins königlichen Anteils in der merkantilistischen Zeit geschildert. Doch wird darin die gewerbliche Produktion in Schleswig-Holstein nur kurz berührt. Wenn in den folgenden Anmerkungen nichts besonderes vermerkt ist, ist dieses Werk Holms gemeint; bei dem anderen im Literaturverzeichnis angeführten Werk Holms, werden stets die Jahreszahlen 1660—1720 hinzugefügt werden. — Eine Fortsetzung von Holms Werk bildet in gewisser Hinsicht die Arbeit von Axel Linvald, Kronprins Frederik og hans Regering, I. Bind.; sie behandelt die Haltung des Staates zum Wirtschaftsleben in der kritischen Zeit von 1797—1807.

Allerdings war es anfangs nicht die Absicht des Staates, eine bestimmte Betriebsform zu diesem Zwecke zu begünstigen. Das Richtige trifft daher wohl die 1792 in den Provinzial-Berichten wiedergegebene Bemerkung[1]: „Die Absicht der Regierung war auch nicht auf einzelne Anlagen, sondern auf Erweckung eines allgemeinen Kunstfleißes gerichtet". In der Tat war immer bei allen Maßnahmen oberster Gesichtspunkt: die Schaffung einer aktiven Handelsbilanz. Daneben spielten aber auch die direkten finanziellen Vorteile, die aus der Erteilung der Privilegien gezogen werden konnten, eine Rolle, ähnlich wie auch die Gewerbepolitik der Landesherrn dem Handwerk gegenüber lange Zeit zur Hauptsache durch finanzielle Gründe bedingt war[2]. Die Folge eines solchen Verhaltens war es aber, wenn im Laufe der Zeit die Förderung des gewerblichen Großbetriebes immer mehr zunahm.

1. Die staatlichen Behörden zur Förderung des Großbetriebes.

Zur Erfüllung dieser Aufgaben staatlicher Tätigkeit wurden besondere Behörden geschaffen. Für den königlichen Anteil Schleswig-Holsteins war in diesen Fragen das General-Landes-Ökonomie- und Kommerz-Kollegium in Kopenhagen zuständig. Es war am 5. Dezember 1735 ins Leben getreten[3]. Im herzoglich-gottorpischen Anteil nahm das Geheime Conseil in Kiel diese Angelegenheiten selbst in die Hand.

Die Verteilung der Geschäfte auf die Deutsche Kanzlei und das Kommerz-Kollegium in Kopenhagen, die 1773 in einer Verordnung[4] geregelt wurde, läßt erkennen, daß man aller gewerblichen Tätigkeit, die der Schaffung einer aktiven Handelsbilanz günstig war, eine gesonderte Behandlung im Kommerz-Kollegium zukommen ließ, während das rein örtliche Handwerk der Erledigung der Deutschen Kanzlei überlassen blieb. Zur Entlastung der Zentralbehörde in Kopenhagen schuf man 1738 „zur Beförderung des Handels und Gewerbes Commerzcollegien in den Städten" des kgl. Anteils[5]. Aber sie bekamen keine Bedeutung.

---

1) P. B. 1792, S. 244.

2) Hähnsen, Ländl. Handwerk, S. 22 und Ehrenberg, IV. Kap., S. 35.

3) Holm III, S. 428. Das Kommerz-Kollegium hatte schon seit 1668 bestanden, freilich mit Unterbrechungen und ohne daß sich bemerkenswerte, bezw. archivalisch nachweisbare Spuren seiner Tätigkeit erhalten haben. [Nach einer Mitteilung von Herrn Archivdirektor Geheimrat Richter, Kiel.]

4) Chr. Slg. 20. Okt. 1773.

5) Ebenda, 28. Okt. 1773.

Ihre Aufgabe war, Berichte und Vorschläge über das Wirtschaftsleben ihrer Bezirke einzusenden. Doch 1773 wurde von diesen Berichten gesagt, daß man nach und nach aufgehört habe, sie einzusenden, da „deren fast allgemeine Unerheblichkeit auch selten einige Aufmerksamkeit abseiten Unserer General-Landes-Öconomie- und Commerz-collegii verdienet hat, gleichwie eine dreyßigjährige Erfahrung genugsam beweiset, daß der Handel und die Manufacturen in den wenigen Städten, wo die Collegien annoch beygeblieben, nicht mehr, als in anderen, wo die Collegia nicht mehr in Activität sind, befördert worden". Deshalb sollten nun in Zukunft die den lokalen Kommerz-Kollegien „zugeleget gewesenen Geschäften, als allgemeine Vorschläge zur Verbesserung und Erweiterung des städtischen Handels und Gewerbes, nebst Berichten über den Fortgang der Industrie an Unser General-Landes-Öconomie und Commerz-Collegium einzusenden, von dem Magistrat und Deputirtencollegien einer jeden Stadt, welche ohnehin schon die Execution in diesen Angelegenheiten hat", erledigt werden, und zwar „unter Hinzuziehung von Fachleuten[1])".

Jedoch wurde an Stelle dieser Lokal-Kommerz-Kollegien später ein Commerz- und Fabrik-Intendant ernannt. 1776 verfügt der König[2]): Conferenzrat und bisheriger Commerz- und Fabrik-Intendant Baron von Adriani zu Schleswig ist von seinem Amte zu entledigen (mit Pension); Bürgermeister Georg Bruhn zu Schleswig wird zum Commerz- und Fabrik-Intendanten für das Herzogtum Schleswig mit jährlicher Gage von 300 Rthlr. aus dem Commerz-Fond ernannt.

Die Zentralbehörde in Kopenhagen blieb aber über diese Zeit hinaus bestehen. Zwar änderte sie im Laufe der Zeit mehrmals ihren Namen; die Aufgaben blieben aber dieselben. 1768[3]) hieß sie Kommerce-Kollegium og Vestindisk-Guineiske Rente- samt Generaltoldkammer-Kollegium (kurz Generaltoldkammer og Kommercekollegiet genannt). In der mehr freiheitlich gerichteten Struensee-Zeit wurde das Kommerz-Kollegium dem Finanz-Kollegium unterstellt[4]). Nach Struensees Sturz (1773) wurde es aber wieder selbständig. 1782 wurde eine besondere Fabrikdirektion zur Unterstützung des Kommerz-

---

[1]) In derselben Verordnung heißt es weiter: „Auch sollen dem Magistrat einer jeden Stadt von Unserm General-Landes-Oeconomie und Commerz-Collegium nach der besonderen Beschaffenheit jeden Orts bestimmte Punkte zu ihrer Untersuchung und Vorsorge vorgeschrieben werden".

[2]) St. A. Kiel: A. II, 187.

[3]) Holm, Bd. IV, 1, S. 361.

[4]) Ebenda 2, S. 79.

Kollegiums geschaffen[1]). Daneben wurde aber noch eine Reihe anderer Behörden in ihrem Geschäftsgang durch die besonderen Aufgaben, die die „Förderung der Industrie" stellte, beeinflußt. Aber das Kommerz-Kollegium bekam vor allem deshalb eine besondere Bedeutung, weil in ihm Männer wie P. A. Bernstorff seit 1762, D. Reventlow und Schimmelmann seit 1767 den Haupteinfluß hatten[2]). Nach der Struensee-Zeit, in der die direkten Unterstützungen aufhörten, war es wieder Schimmelmann, der die Seele des „Industriesystems" im Kommerz-Kollegium wurde[3])[4]).

2. Die Genehmigung zur Anlage von Großbetrieben.

Es stand im absoluten Staate der Obrigkeit zu, die gewerbliche Tätigkeit zu gestatten oder zu verbieten. Die Stadtobrigkeit hatte bisher den Handwerkerzünften die Genehmigung ihrer Privilegien erteilt; aber im Laufe der Zeit hatte sich die Landesherrschaft dieses Recht erkämpft. Zunächst übte sie dieses Recht in derselben Richtung wie die Städte aus; aber darüber hinaus wurde nun auch außerhalb der Zunft stehenden Meistern, den Freimeistern, die handwerkliche Tätigkeit gestattet. Als sich nun neue Arten gewerblicher Tätigkeit zeigten, die z. T. mit den Zünften garnicht in Konflikt kamen, wurden diese neuen Produktionsgebiete ohne Zögern freigegeben; denn sie boten außerdem oft eine Handhabe, die merkantilistischen Ansichten der Landesregierung zu verwirklichen.

Wie den Zünften die Genehmigung zur Ausübung ihrer Tätigkeit, zugleich mit besonderen Rechten ausgestattet, in der Zunftrolle erteilt wurde, so wurden ebenso den einzelnen Personen, den „Unternehmern", die Ausübung ihrer Tätigkeit und ihre Vorrechte in den sogenannten „Privilegien" genehmigt.

Die Erteilung der Genehmigung zur Anlage von Großbetrieben ist von den damit verbundenen Vorrechten zu trennen, und zwar schon aus dem Grunde, weil nach Aufhören der Erteilung von Vorrechten die staatliche Genehmigung doch beibehalten wurde. Aber auch aus rein tatsächlichen Gründen ist dies nötig, weil die Verwaltungspraxis die beiden Fragen voneinander zu trennen pflegte.

---

[1]) Holm, Bd. IV, 1, S. 135.

[2]) Ebenda, S. 361.

[3]) Ebenda, S. 438.

[4]) Linvald, S. 349. E. Schimmelmann war der wirkliche Leiter der Industriepolitik des Landes; er bestimmte die Richtlinien für die Arbeiten des Kollegiums.

Nach der Besprechung der staatlichen Genehmigung zur Errichtung von gewerblichen Großbetrieben soll auf die Vorrechte eingegangen werden, deren Inhalt entweder in Steuer- und Abgabenfreiheit, Geld- oder Gaben-Unterstützung, Militärfreiheit, Absatzfürsorge, Religionsfreiheit, Monopole, Nicht-Gebundensein an die Zünfte bei der Auswahl der Arbeiter oder in Zollvergünstigungen bestand.

Allerdings wurden die Vorrechte meistens gleichzeitig mit der Genehmigung zur Anlegung des Großbetriebes bewilligt, aber oft wurden sie, vor allem neu hinzukommende Vorrechte, nach Erteilung dieses ersten „Privilegiums" für sich allein erteilt.

Eine besondere Genehmigung zur Gründung von neuen Anlagen war in dieser Zeit um so mehr notwendig, als die Regierung dafür sorgen mußte, daß die vielen von ihr schon erteilten Vorrechte, vor allem die Zunftrechte, nicht durch andere beeinträchtigt würden. Fast überall wird daher auch eine Rücksichtnahme auf schon bestehende Eigentumsrechte oder Vorrechte von der Regierung zur Pflicht gemacht. In dem Privilegium, das 1665 Altona erteilt wurde und die Erlaubnis enthielt, außerhalb der Stadt Wassermühlen, Manufakturen usw. anzulegen, wurde deshalb auch hinzugefügt[1]): „soweit es ohne Schädigung der Eigenthümer geschehen könnte". 1752 bei dem Vorschlag, eine Säge-Mühle in Elmshorn anzulegen, wird versichert, daß der kgl. Wassermühle dadurch kein Schaden zugefügt werden solle[2]).

In den Städten mußte vorher untersucht werden, ob der neue Betrieb mit den Handwerksbetrieben der Zünfte in Konflikt kommen konnte. Im Hinblick darauf wurde 1739 in Altona festgestellt, daß die Zuckersiederei von Barthold Hieronimus Valentiner „die bürgerliche Nahrung" nicht schädige[3]). 1752 hatte solche Untersuchung zur Folge, daß Köster und Schöps aus Hamburg, die um ein ausschließliches Privilegium zur Herstellung von Rauch- oder Corduanleder einkamen, ein solches nicht erhielten, weil Elias Münster diese Lederart schon herstellte[4]). Vielmehr bekam Münster nun auch ein Privilegium derselben Art wie die Antragsteller.

Auch die schon bestehende Privilegierung einer bestimmten Absatzrichtung, wie es der Justizrat Koch, Erbpächter der Jürgensgaarder Ziegelei an der Apenrader Förde, besaß, konnte dahin wirken, daß das Zustandekommen einer neuen Ziegelei verhindert wurde[5]). Koch

1) Wichmann, S. 76.
2) St. A. Kiel: B. XII, Nr. 364.
3) Ebenda, A. XVIII, 2286.
4) Ebenda, A. XVIII, 3836.
5) Ebenda, C. VI, 1, Nr. 296 u. C. IV, 408.

war allein berechtigt, im Umkreise von zwei Meilen seiner Ziegelei Steine seewärts zu versenden. Als Niels Jürgensen und Hans Festesen 1774 eine neue Ziegelei anlegen wollten, protestierte Koch, und es wurde ihnen nur der Absatz landwärts erlaubt. Damit war ihnen aber nicht gedient. Die Ziegelei kam daher nicht zustande.

Doch auch andere, außerhalb der gewerblichen Tätigkeit liegende Gründe konnten für die Genehmigung oder Ablehnung maßgebend sein. So lehnte der Magistrat zu Oldesloe 1754 die Anlegung einer „Eisen- und Stahl-Fabrique" ab[1]), weil ein solches Werk mit den Besitzern der Ländereien in Konflikt kommen werde, z. T. auch deshalb, weil die Vorrechte der Fischerei und Schiffahrt darunter leiden würden. Außerdem kamen aber auch gewerbliche Gründe in Betracht. Es befand sich nämlich ein Werk in der Nähe, das Sensen und Klingen in genügender Menge herstellte. Schließlich hätten die Oldesloer Kupfermühle und die Oldesloer Saline durch die Anlage einer solchen Fabrik geschädigt werden können.

Der Dithmarscher Landvogt[2]) war (1758) schon aus dem Grunde gegen die Anlegung von Fabriken, weil die der Landschaft Dithmarschen gewährten Privilegien Monopole, die mit den Fabriken nach seiner Ansicht meistens verbunden seien, nicht duldeten.

Die Anlegung der Fayance-Fabrik in Rendsburg fordert 1764 den Protest der Fayance-Fabrikbesitzer in Eckernförde und Schleswig heraus[3]).

1771 wird dem Justizrat Lübbers[4]) in Stockelsdorf ausdrücklich mitgeteilt, daß sein Privilegium für eine Fayance-Fabrik nur insoweit Gültigkeit habe, als es denen anderer Fabriken nicht entgegenstehe.

Noch 1797 spielte die Bedingung: „solange sie keine andere den übrigen Einwohnern Abbruch thuende Geschäfte treibe" eine Rolle bei der Erlaubniserteilung zur Anlegung von Großbetrieben.

Eine besondere Genehmigung war also schon aus dem Grunde nötig, um einen Konflikt der vielen in dieser Zeit erteilten Vorrechte miteinander zu vermeiden.

Daneben aber hatte diese Genehmigung zur gewerblichen Betätigung auch eine finanzielle Bedeutung, weil die Ausstellung des „Privilegiums" mit der Errichtung einer bestimmten Gebühr, der sogen.

---

1) St. A. Kiel: B. IX, 3, Nr. 137.

2) Ebenda, B. I a, 1, Nr. 68.

3) Brinckmann, S. 384 ff.

4) R. A. Koph.: 1771—72 Kommercdeputations tyske Journal, Bd. 144, Nr. 67.

Recognition, verbunden war oder weil, wenn die Verhältnisse des einzelnen Betriebes es gestatteten, eine jährliche Recognition entrichtet werden mußte. Nur in besonderen Ausnahmefällen und wieder als eine besondere Vergünstigung wurde diese Abgabe ermäßigt oder erlassen.

Im Laufe der Zeit war eine Reihe von Großbetrieben entstanden, die kein landesherrliches Privilegium besaßen, die aber trotzdem besonders aus grundherrlichen Rechten heraus einige Vorrechte besaßen, wie z. B. einige Kupfermühlen in Holstein. Den adligen Gütern war es erlaubt, ohne besondere Genehmigung zum eignen Bedarf die Veredlung ihrer Gutsprodukte vorzunehmen. Aber es war ihnen nicht das Recht eingeräumt, darüber hinaus andere Rohstoffe zu veredeln, wie ausdrücklich aus einer Erklärung der fortwährenden Deputation von Prälaten und Ritterschaft vom 23. März 1780 hervorging[1]). Es war dafür vielmehr „Ordnung und landesherrliche Oberaufsicht" nötig. Dergleichen Anlagen durften nicht ohne vorhergegangene unmittelbare Bewilligung angelegt werden[2]), „übrigens aber die Gutsbesitzer zu gewärtigen hätten, daß gemeinnützige Unternehmungen der Art von Seiten der Landesregierung auf alle, den Umständen und der Beschaffenheit der Sache angemessene Weise begünstigt werden würden". Die Kupfermühlen Holsteins hatten eine solche Genehmigung bei ihrer Gründung nicht beantragt; erst am Ende des 18. Jahrhunderts wurde von ihnen die Einreichung eines derartigen Antrages verlangt, die auch ohne weiteres infolge ihrer „Gemeinnützigkeit" genehmigt wurde. Offenbar war die obige „Erklärung" im Hinblick auf die Verordnung vom 20. Oktober 1773[3]) zur Einschränkung der bürgerlichen Gewerbe auf dem Lande abgegeben[4]). Was später mit dem Übergang zum Konzessionssystem für das länd-

[1]) Syst. Slg., Bd. 6, S. 248.

[2]) Ein Beispiel dafür bei Linvald, S. 351: Der Besitzer von Wulfsfelde, J. Fr. Fürstenau, glaubt kraft seiner Gutsgerechtigkeiten dort um 1799 eine Kattunmanufaktur ohne Genehmigung anlegen zu können. Während das fortschrittliche Kommerz-Kollegium keinen Anlaß zum Einschreiten sah, war es die mehr formelle deutsche Kanzlei, welche durchsetzte, daß der Gutsbesitzer ein Gesuch einreichen mußte. Die Folge war eine neue kgl. Resolution, die erneut eine vorherige Bewilligung von Fabrikanlagen verlangte.

[3]) Chr. Slg. vom 30. Okt. 1773.

[4]) Später, nach 1800, führte das Vorrecht der adligen Güter, als immer mehr Gutsziegeleien, unter ihnen auch viele Großbetriebe, entstanden, zu der Streitfrage, ob diese an eine landesherrliche Conzession gebunden seien. Entschieden wurde, daß Konzession und Recognition aufzuerlegen seien, wenn die Ziegelsteine für den Absatz berechnet seien. (St. A. Kiel: B. III, 1, Nr. 315.)

liche Handwerk [1]) erreicht werden sollte, nämlich die landesherrliche Kontrolle, war schon in dieser „Erklärung" für die Fabriken und Manufakturen anerkannt.

Im Gegensatz zu den Bestimmungen, die das ländliche Handwerk der staatlichen Kontrolle unterwerfen sollten, war es nicht die Absicht der obigen „Erklärung", etwas „zum Besten der Städte" zu tun, wie aus ihr selbst hervorgeht. Es sollte nur dafür gesorgt werden, daß die Fabriken und Manufakturen auf dem Lande nicht einen Vorsprung vor denen der Städte bekamen. In derselben Richtung wirken sollte auch ein Vorschlag aus dem Jahre 1806, der die Genehmigung auf dem Lande an eine Abgabe an die Stadt binden wollte [2]).

Die Folge dieser Bestrebungen war, daß am 22. Februar 1812 eine Verordnung erlassen wurde [3]), wonach Manufakturen und Fabriken, die künftig auf dem Lande angelegt werden sollten und zu den städtischen Gewerben gehörten, eine nach dem zu erwartenden Ertrag zu bestimmende Recognition zu entrichten hatten. Doch sollte diese nicht von solchen neuen Fabrikanlagen gefordert werden, „deren Betrieb nicht zu den Vorrechten der Städte zu zählen ist", wie z. B. Ölschlägereien, die „wegen des dazu erforderlichen Locals" nicht dazu gehörten.

Aber diese Bestimmungen befriedigten anscheinend die Deutsche Kanzlei in Kopenhagen, der die Fürsorge für das Handwerk anvertraut war, nicht; denn 1836 wollte sie die Konzessions-Erteilung für Lederfabriken auf dem Lande nur unter zwei Bedingungen genehmigt wissen: 1. die Anlagen sollten von größerem Umfange sein; 2. sie sollten von einem technisch gebildeten Unternehmer oder Werkmeister betrieben werden. Das Kommerz-Kollegium hielt es aber für bedenklich, die Anlegung von diesen Bedingungen abhängig zu machen, da die Erfahrung lehre, daß die Industrie großen Maßstabes nicht gleich Erfolg habe, sondern nur langsam fortschreite je nach Absatz und pekuniärer Lage des Betriebes.

Versuchte man so trotz der „Erklärung der Prälaten und der Ritterschaft" den ländlichen Großbetrieben gewisse Fesseln anzulegen, so beschritt man dagegen den städtischen Großbetrieben gegenüber ganz andere Wege. Es war infolge der Abneigung gegen die Industrie-Unterstützungen am Anfang des 19. Jahrhunderts schließlich so geworden, daß viele „Privilegien" nichts anderes enthielten als

---

[1]) s. Hähnsen, ländl. Handwerk, S. 75 ff., 86 ff.

[2]) St. A. Kiel: A. XVIII, 822.

[3]) Chr. Slg., 22. Febr. 1812.

die bloße Erlaubnis zur Anlegung des Betriebes und zur Ausübung der Tätigkeit. Dies führte schließlich zu der Erkenntnis, daß es zwecklos sei, „Privilegien" auszustellen, wenn sie nur diesen Inhalt besaßen und wenn kein bestimmter Zweck mit ihnen verbunden war[1]). Eine Verordnung vom 29. Januar 1820[2]) bestimmte daher auch, „daß die Bürger in den Städten und zunftberechtigten Flecken zur Errichtung von Fabriken und Manufacturen an diesen Orten, wenn sie auf keine besondere Begünstigungen für solche Anspruch machten, vermöge ihres Bürgerrechts und ohne desfalsige Conzessionen oder Privilegien, befugt wären".

Diese verschiedene Behandlung von Stadt und Land hatte schließlich zu der Auffassung geführt, daß der „industrielle Betrieb den Städten vorbehalten" sei[3]). Es war daher kein Wunder, daß Falck in seinem „schleswig-holsteinischen Privatrecht[4])" die bloße Genehmigung zur Anlegung von Großbetrieben auf dem Lande schon als eine Vergünstigung empfand, wie dies im Folgenden zum Ausdruck kommt: „da nach den bestehenden Vorschriften überall auf dem Lande keine Fabriken und in den Städten und zunftberechtigten Flecken Cichorienfabriken ohne besonderes Privilegium angelegt werden dürfen, so kann schon die Ertheilung jedes Privilegiums zu einer Fabrik oder zu einer Manufaktur als eine Maßregel zur Beförderung der inländischen Gewerbe angesehen werden".

---

1) Einen Schritt in dieser Richtung bildete schon das Reskript vom 21. Febr. 1800 (Chr. Slg.), wonach es jedem Tuchmacher in Neumünster nach Ablauf von 10 Jahren erlaubt sein sollte, „nach seinem Gutbefinden und Vermögen" seinen Betrieb über den vom Amt festgesetzten einen Webstuhl hinaus beliebig zu erweitern. Wenn hierdurch schließlich nur die Tatsache, daß die Zunftrolle schon früher durchbrochen worden war, allgemein rechtskräftig gemacht wurde, so ging diese Bestimmung immerhin über die bestehende Übung hinaus, wonach zu einer Erweiterung des Betriebes eine besondere Genehmigung vom Kommerz-Kollegium nötig war.

2) Chr. Slg., 29. Jan. 1820.

3) St. A. Kiel: A. XVIII, 3830. Nur in Ausnahmefällen, „wenn die Beschaffenheit der Fabrik sich nicht für die Stadt eignet oder besondere Umstände ein allgemeines Interesse vorschreiben", konnten Großbetriebe auf dem Lande angelegt werden. Aus diesem Grunde hatte man es auch den Tabakfabrikanten Altonas 1844 gestattet, ihren Sitz nach Ottensen zu verlegen, als sie infolge der Zollverordnung von 1838, wonach die zollfreie Einfuhr nach Dänemark aufhörte, aber von Schleswig-Holstein aus gestattet war, vor die Alternative gestellt wurden, ihren Betrieb aufzugeben oder sich auf schleswig-holsteinischen Boden außerhalb Altonas zu begeben.

4) Falck, Sammlungen usw. Bd. II, S. 483.

Nur noch eine Ausnahme blieb bestehen, nämlich für Zuckersiedereien in den Städten und Flecken. Aber auch für sie wurde die Konzessionspflicht durch Verordnung vom 18. März 1840 aufgehoben[1]). Ausdrücklich wurde in § 32 der Zollverordnung von 1838 gesagt, daß keine besondere Erlaubnis für Zollerleichterungen mehr gegeben würde. Nur die allgemeinen Bestimmungen des Tarifs waren nun maßgebend[2]). Außerdem wurde in Aussicht gestellt, daß die geplante neue Gewerbeordnung (1846) ganz allgemein die Konzessionspflicht aufheben sollte[3]).

3. Die gewährten Unterstützungen.

Der Merkantilismus fand in der ersten Zeit sein Betätigungsfeld in der Regelung des Zunftwesens und in der Handelspolitik. Erst seit Mitte des 17. Jahrhunderts[4]) ergriff die Regierung in Kopenhagen auch die Initiative, um Großbetriebe und das Verlagssystem zu unterstützen. In größerem Umfange geschah dies jedoch erst seit 1735, als das Kommerz-Kollegium in Kopenhagen seine Tätigkeit entfaltete.

Im gottorpischen Anteil scheint die Aufnahme der Unterstützungen von Fabriken und Manufakturen erst 1758 in größerem Maßstabe seinen Anfang genommen zu haben.

In Altona hatten schon die Schauenburger am Anfang des 17. Jahrhunderts[5]) (bis 1640) damit begonnen. Die Förderung des Großbetriebes wurde aber vor allem erneut in Angriff genommen, nachdem Altona 1640 unter dänische Oberhoheit gekommen war. Dies kam auch 1664 in dem der Stadt gewährten Privilegium zum Ausdruck.

a. Die Monopole.

Die Mittel, die die Regierung verwandte, um den gewerblichen Großbetrieb zu begünstigen, waren zunächst derselben Art wie diejenigen, welche zur Förderung des Zunftwesens angewandt wurden. Die Monopole wurden nur statt einem beschränkten Kreise von Personen, den Zunftmitgliedern, nun einzelnen Personen erteilt. Zwar waren solche Monopole nicht unbedingt geeignet, eine Entwicklung zum Groß-

---

1) Chr. Slg. 18, III, 1840.
2) St. A. Kiel: A. XVIII, 822 und B. III, s. Nr. 312.
3) Ebenda, A. XVIII, 822.
4) Holm, Bd. I, S. 408.
5) Ehrenberg, IV. Kap., S. 35.

betrieb herbeizuführen. Es kam sehr darauf an, wie groß das Gebiet war, für das sie galten. So waren die Zwangsgerechtigkeit der Kornmühlen und die Braugerechtigkeit für ein bestimmtes Gebiet schon Monopole für Einzelbetriebe, ohne daß diese eine über den Kleinbetrieb hinausgehende Vergrößerung des Betriebes bewirkten. Aber auch Monopole für ein größeres Gebiet, wie das für die Glockengießer[1]) seit etwa 1700, das für den königlichen und gottorpischen Anteil galt, waren meistens durch die Beschränktheit der Nachfrage nach den monopolisierten Produkten nicht im Stande, Großbetriebe hervorzubringen.

Die Monopole, meistens Privilegium exclusivum genannt, waren entweder solche, die auf den Einkauf der Rohstoffe gerichtet waren, oder solche, die das Alleinrecht der Produktion gewährten, letzteres meistens verbunden mit dem Alleinrecht des Absatzes, oder es waren solche, die nur für den Absatz der Produktion galten.

Das erste Monopol, das uns entgegentritt, ist das 1667 von Herzog Christian Albrecht der Nikolai-Kirche in Kiel gewährte, das den Allein-Absatz von Mauersteinen in Kiel bewilligte[2]). 1673 war anscheinend ein Rohstoff-Monopol vorhanden. Simon Modeus in Friedrichstadt beklagt sich, daß er nicht den vierten Teil der Leinsamen, die er für seine Ölmühle nötig habe, in den Fürstentümern bekommen könne, weil die Ausfuhr sehr stark sei[3]). Er spricht daher den Wunsch aus, daß die Ausfuhr verboten werden möge. 1674 beschwert sich die Stadt Husum über Simon Modeus als „Monopolisten", und die Landschaft Eiderstedt ist gegen das ihm gewährte „Octroy". Es scheint demnach so, als ob Modeus ein Privilegium exclusivum zum Aufkauf der Leinsamen in dem Hauptanbaugebiet Eiderstedt bekommen hatte (vielleicht verbunden mit Ausfuhrverbot).

Ein Produktionsmonopol wurde 1688 einem „unternehmenden Altonaer" gewährt, der „die Kunst Hamburger Bier zu brauen erlernt" hatte. Er bekam die Erlaubnis, eine Brauerei für dieses Bier anzulegen mit der Versicherung, „daß innerhalb 20 Jahren in dem ganzen Reiche keine solche Brauerei angelegt werden dürfe[4])".

Am Ende des 17. Jahrhunderts tauchen nun auch Monopole für Produktion und Absatz auf. In Rendsburg bekam eine „Stahl-

[1]) St. A. Kiel: A. II, 292 u. Anz. 1763, S. 712.

[2]) Ebenda, A. XVIII, 4266. Dieses Privilegium exclusivum war eins derjenigen, das die längste Lebensdauer hatte. Es wurde erst 1833 aufgehoben.

[3]) Ebenda, A. XX, 2725.

[4]) Wichmann, S. 78 f.

manufaktur" das Alleinrecht, Stahlwaren für eine Zeit von 20 Jahren herzustellen und sie zum Verkauf in Dänemark und in den Herzogtümern zu bringen[1]). Rohstoff-Monopole wurden nun häufiger, wie die Privilegia exclusiva zum Aufkauf von Lumpen für die Papiermühlen in einem begrenzten Gebiet oder von Altmessing und -kupfer in Nordschleswig und Jütland für die Kupfermühle zu Crusau (1699) zeigen. Die allgemeine Ansicht von dem Zweck der Monopole war wohl um 1700 die, welche in Bezug auf eine Ziegel-Brennerei 1735 zum Ausdruck kam, nämlich, daß „die auf Anlegung einer Ziegelbrennerei zu verwendenden Kosten mit einem erlaubten Profit so viel eher versehrt" werden[2]).

Aber schon am Anfang des 18. Jahrhunderts wurde man auf die Schädlichkeit von Monopolen aufmerksam; besonders bei der Gewährung an Juden. Daher wurde ein Privilegium exclusivum für eine Tabaksfabrik mit alleinigem Absatzrecht in Stormarn, Dithmarschen und Wagrien, um das der Judenälteste Abraham Rothschildt aus Altona auf 20 Jahre nachsuchte, mit folgender Begründung abgelehnt[3]): „Wie nun die Monopolier überhaupt einem Lande gar nicht zuträglich sondern vielmehr höchst schädlich sind, sonderlich wann selbige in Sachen exerciret werden, deren niemand so leichtlich entrathen und ohne welche insonderheit der gemeine Mann nicht wohl leben kann, und daß nicht allein die Soldaten mit dem Tobac sich durchhelfen, sondern auch fast mehrentheils alle in denen Marschen sich dessen zu conservirung ihrer Gesundheit bedienen müßen". Aber die Hauptursache der Ablehnung war doch das allgemeine Mißtrauen der Zeit gegen die Juden, wie es in derselben Begründung zum Ausdruck kommt: Wenn der Jude Tabak für den „ordinairen Preiß liefern sollte, so kann man doch seinen feyerlichen Verheißungen, wie solches die tägliche Erfahrung von Juden lehrt, nicht so viel zutrauen, daß er nicht mit der Zeit guten Tobac mit schlechten Blättern vermischen sollte".

Diese Ansicht von der Schädlichkeit der Monopole griff aber immer mehr um sich. 1752 äußerte sich der Oberpräsident Altonas von Qualen darüber, als Köster und Schöps aus Hamburg um ein Privilegium exclusivum für ihre „Rauchleder- oder Corduan-Fabrique" nachsuchten[4]): „ . . . es kann wohl überhaupt nicht in Zweifel ge-

[1]) Holm I, (1660—1720), S. 206. Näheres konnte über diesen Betrieb nicht ermittelt werden.

[2]) St. A. Kiel: A. XVIII, 3835.

[3]) Ebenda, A. III, 506.

[4]) Ebenda, A. XVIII, 3836.

zogen werden, daß dem Flor einer Handelsstadt und dem Wachstum und Aufnahme der Commercien und Manufacturen nichts so sehr als die monopolia und privilegia exclusiva im Wege stehe; maßen dadurch die natürliche Freyheit eingeschrenket, der Fleiß wieder andere Einwohner zu ihrem eigenen und des gemeinen Wesen Nachteil außer activitaet gesetzet; Gewerbe und Nahrung gehemmet, mithin den Frembden die Lust sich alhier niederzulaßen benommen wird". Allerdings sollen noch von dieser allgemeinen Regel Ausnahmen gemacht werden, „wenn man in besonderen Fällen Gelegenheit hat, fremde geschickte Arbeiter nach einem Orte hinzuziehen, und durch selbige eine daselbst noch nicht vorhandene, überhaupt ziemlich seltene, und gleichwohl nützliche Manufactur in Gang zu bringen", aber in diesem besonderen Fall sei ein Privilegium exclusivum nicht zu bewilligen, weil es „kein sonderliches Geheimnis" sei, Corduanleder herzustellen. Aber allgemein waren solche Ansichten nicht durchgedrungen. Auch Altona machte noch 1759 einer „Ahmdamfabrique" gegenüber eine Ausnahme[1]). Doch auch noch in dem selbständigen Fürstentume Plön wurde 1759 sogar dem Schutzjuden Lazarus Donath[2]) ein Privilegium exclusivum zur Herstellung von Pottasche erteilt, aber nur „solange nun Unser Schutzjude Lazarus Donath sich hier unten und überhaupt als einen gehorsamen redlichen und rechtschaffenen Unterthanen betragen wird". Aber es zeigte sich, daß Donath diese Bedingung nicht erfüllen konnte. Er hatte sich das Monopol nur zum Vorwand geben lassen, um Wucher und Handel mit anderen Juden gemeinsam treiben zu können. Es wurde ihm daher wieder genommen. Kurz darauf, am 10. April 1761 wurde im kgl. Anteil, zu dem seit 1761 auch das Fürstentum Plön gehörte, ein Reskript erlassen, wonach in Zukunft keine Monopole erteilt werden sollten.

Daher ist es auch zu verstehen, daß 1757 den Handelsleuten[3]) Küsel und Hartmeyer aus Lübeck, welche in Holstein Kupfermühlen besaßen, das Recht erteilt wird, in Schleswig-Holstein mit Kupfer-, Messing- und Schneidemessern und Sensen alleine zu handeln, während man aber 1764 in Bezug auf dieses Privilegium sagte: „Man findet bekandlich von Zeit zu Zeit immer mehr und mehr, wie verderblich dergleichen monopolia dem Unterthan und dem freyen Handel und Wandel im Lande sind".

---

[1]) St. A. Kiel: A. XVIII, 3831.

[2]) Ebenda, 4729.

[3]) Ebenda, B. III.

Doch im gottorpischen Anteil stand man noch 1764 bei der Erteilung eines Privilegium exclusivum für die Ahmdam- und Puderfabrik von Lindner in Kiel auf dem Standpunkt, daß dieses nötig sei „bey dergleichen Fabriquen, welche unstreitig eine ansehnliche Auslage zur Einrichtung erfordern[1])". 1766 bekam noch die 4. Fayance-Fabrik in Kiel ein ausschließliches Privilegium[2]). Wann die Bewilligung von Monopolen im herzoglichen Anteil aufgehört hat, war nicht festzustellen. Auf jeden Fall hörte sie auch hier auf, als 1773 beide Anteile unter kgl. Oberhoheit vereinigt wurden. Seit dieser Zeit wurden alle derartigen Gesuche um Monopole abgelehnt[3]).

Wenn so die Zeit um 1800 einer Monopolstellung einzelner Betriebe abgeneigt war, so kehrte man doch 1826 zum Privilegium exclusivum zurück, als es galt, ein großzügiges Unternehmen zu unterstützen, nämlich die Anlage der Eisengießerei[4]) „Carlshütte" in Rendsburg. Der Gründer M. H. Holler bekam 1826 das Privilegium exclusivum zur Schmelzung des Sumpf-, Wiesen- oder Rasenerzes und zur Verfertigung aller Sorten Gußeisenwaren unter der Bedingung, daß das Werk innerhalb eines Jahres angelegt werden würde. Außerdem bekam Holler das ausschließliche Kaufrecht auf alles alte Eisen im Lande. Einem Monopol gleich kam auch das Einfuhrverbot von fremden Spielkarten zu Gunsten der Kartenfabrik in Itzehoe[5]), welche die einzige im Lande war und welche noch dadurch unterstützt wurde, daß keine ungestempelten Karten verkauft werden durften[6]).

Aber sonst trifft man in der Zeit nach 1800 so gut wie keine Monopole an. Nur wenn es galt, besondere Erfindungen zu schützen, wurden Ausnahmen gemacht. So hatte C. H. Daniels ein Privilegium exclusivum[7]) zur Verfertigung der von ihm erfundenen Spritzen.

b) Die direkten Unterstützungen.

α) Die Wurzel dieser Unterstützungen.

1. Aus grund- und gutsherrschaftlichen Verhältnissen.

Es war zunächst nichts grundsätzlich Neues, wenn durch Geld oder andere Gaben oder durch besondere Freiheiten Einzelbetriebe

[1]) St. A. Kiel: A. XXII, 347.
[2]) Nordelb. I, S. 56.
[3]) So u. a. 1787 das von Mathias Asmussen, Tuchmanf. und Verlagstätigkeit in Tondern; 1799 das Gesuch von Robert Wilkes, Altona, zur Herstellung von Rum. St. A. Kiel: A. XVIII, 1934 u. A. XVIII, 3830.
[4]) St. A. Kiel: B. III, 1, Nr. 309.
[5]) Gudme, a. a. O., S. 464.
[6]) Chr. Slg., 17. Okt. 1806.
[7]) St. M. v. F., 1835.

direkt unterstützt wurden. Die Grundherrschaft hatte dies schon gewerblichen Anlagen gegenüber getan.

Einzelne Betriebe wie Kornmühlen oder Walkmühlen, die ein größeres Kapital zur Anlage erforderten, waren früher entweder von der Stadt, der Guts- oder der Landesherrschaft errichtet worden. Aber diese Mühlen wurden im Laufe der Zeit einzelnen Personen in Form der Erbpacht überlassen. Dabei wurde ihnen in den Pachtverträgen eine Reihe von Unterstützungen zugesichert, weil die Unterhaltungskosten vom Pächter selbst nicht bestritten werden konnten. Die Unterstützungen bestanden in Überlassung von Baumstämmen, Lieferung von Steinen oder Erde, Verpflichtung der hörigen Bauern beim Bau von Deichen oder Schleusen oder bei Reparaturen, Leistungen von Hand- und Spanndiensten, kostenloser Überlassung von Grund und Boden u. a. m. Besonders angewandt und weiter ausgebaut wurden diese Unterstützungen bei solchen Mühlen, die andere gewerbliche Verrichtungen als Kornmahlen und Walken ausführten, wie den Papier-, Kupfer-, Messing-, Säge- und Lohmühlen[1]) und auch bei Ziegeleien.

[1]) 1636, Papiermühle zu Heilshoop, von Joachim Ernst erbaut, wird an den Papiermacher Henris Jürgenß „verhäuert". Vom Amte Ratzeburg sollen ihm Holz und Steine gegeben werden. St. A. Kiel: B. VIII, 1, Nr. 137.

1730, Papiermühle zu Kummerfeld im Amt Neumünster: Die „zugeteilten contribuablen, soviel als eine Kätner Lage ausmachenden Landmaße zu allen Zeiten von allen Diensten und Amts- und Dorf-Lasten befreyet"; (anscheinend deshalb, weil der Besitzer die Mühle „ex propriis", also aus eigenen Mitteln erbaut hatte. V. a. d. H. 1922, Nr. 47.

1682, Kupfermühle zu Crusau: Grund und Boden wird angewiesen (P. B. 1833, S. 158 ff.). Erdheuer = 30 Rtlr. von der Mühle und von der Welle 10 Rtlr., zusammen 40 Rtlr. sollen „in guten Specibus" jährlich zu Weihnachten bezahlt werden; aber sonst ist die Mühle von weiteren „oneribus" befreit.

Kupfermühle bei Reinfeld, 1715. Reparation und Deichbau werden von der Fürstin Dorothea Sophia übernommen; Holz soll dazu geliefert werden, Weidegerechtigkeiten und andere Nutzungen. 1721 wird ein Contract mit den Kaufleuten Jochim Wessel et. Comp. aus Lübeck abgeschlossen. 1731 wird folgendes mit den Pächtern vereinbart: „Waß in Wehrenden Heuer Jahren an Besagten Kupfer- undt Meßingswerk, auch anderen Gebäuden etwa Neu muß gemacht werden, solches übernimmt das Ambt Reinfeldt. Hingegen haben sich die Pensionairs Verbunden den Eysen-Schlitt an den Wällen und Außen, item an denen Schmelzöfen undt Glün, wie auch alle Kleine reparationes an deren Mühlen und dazu gehörigen Gebäuden zu stehen, wenn ihnen Holtz, Steine undt Segeberger Kalk darzu gegeben wird. Der Kupfermühle wird zwei, der Messingmühle werden 8 Hammerstiehle geliefert". (St. A. Kiel: B. VIII, 1, Nr. 130.)

Ziegelei bei Eckensund. 1718 wurde zwischen Charles Graf von Ahlefeldt zu Langeland und Henrich Petersen, Ziegelmeister auf der hochgräflichen Ziegelhütte

Als im Laufe der Zeit viele dieser grund- oder gutsherrschaftlichen Anlagen durch Kauf, durch Erbschaft oder aus anderen Gründen an die Landesherrschaft fielen, übernahm diese die aus den Pachtverträgen stammenden Pflichten. Anscheinend gibt das Beispiel der Kupfermühle bei Reinfeld einen solchen Fall wieder, der 1721 die Fürstin, 1731 aber das Amt Reinfeld, das bis 1761 zum Fürstentum Plön gehörte, die Unterstützung gewährte.

Auch als die landesherrschaftlichen Unterstützungen später stärker einsetzten, wurde von einigen besonders an gewerblicher Entwicklung interessierten Gutsherrn, falls sie nicht selbst den Betrieb in die Hand nahmen, was oft geschah, die alte Unterstützungsmethode fortgesetzt. Am großzügigsten und wohl auch mit dem größten Erfolg hat dies (der spätere Graf von) Schimmelmann auf seinem Gute Wandsbek getan, das er 1763 kaufte. Es wird darüber berichtet[1]: „Diese Fabriquen nun sowol, als auch fast jeder anderer, der sich allhier angebaut hat, sind von der Guts-Herrschaft mit vielen ersprieslichen Freyheiten begünstigt worden".

2. Aus merkantilistischen Bestrebungen.

Die merkantilistischen Bestrebungen zielen darauf ab, eine rege gewerbliche Tätigkeit im Lande hervorzurufen. Es sollte dadurch der inländische Bedarf befriedigt werden, um das Abfließen des Geldes ins Ausland zu verhindern; aber darüber hinaus sollte durch Produktion für den Export Geld ins Land gezogen werden. Dazu war es nötig, daß die Bevölkerung sich in größerem Maßstabe der gewerblichen Tätigkeit zuwandte.

Diese Aufgabe, die sich die Regierung setzte, ihre Untertanen oder Fremde anzuregen, war gewissermaßen zunächst eine Erziehungsfrage. Will man also die Wurzel der Unterstützungen feststellen, so ist zu untersuchen, wann diese Anregung von den obersten Behörden ausging, wie sie von den unteren Behörden und von der

---

bei Eckensund ein Pachtvertrag abgeschlossen: Zur Bestreitung der Arbeit werden ihm 3 Pferde geliefert, ein Wagen, Formen u. dergl. Gerätschaften werden ihm jährlich ohne Entgelt geliefert. Die Scheune wird wie bisher üblich von den Untertanen unterhalten; von ihnen werden außerdem 850 Fuder Torf unentgeltlich geliefert. Die Gutsherrschaft liefert jährlich 3 To. „Wycken" und 3 To. Buchweizen und 1 Kate in Altnor mit Ländereien. Petersen mußte dafür an die Herrschaft liefern 100000 Mauersteine und eine bestimmte Menge von Lehm. 1719 wird Petersen mit Frau und Kindern von der Leibeigenschaft befreit.

[1]) Nachrichten von der Geschichte und Verfassung des adligen Guts Wandsbeck, S. 53.

Bevölkerung aufgegriffen wurde; mit anderen Worten, wie die Propaganda-Tätigkeit der oberen Behörden zur Quelle der Unterstützungen wurde.

Vor allem seit der Gründung des Kommerz-Kollegiums in Kopenhagen 1735 und der entsprechenden Behörden in den einzelnen Ämtern und Städten (1738) tritt diese Absicht klar zu Tage. Es wurde den Behörden der Ämter, Landschaften und Städte zur Pflicht gemacht, jährlich Berichte an die Zentralbehörde über den Stand der wirtschaftlichen Verhältnisse in den betreffenden Bezirken einzureichen. Darin sollten dann aber auch Vorschläge gemacht werden, wie neue gewerbliche Betriebe ins Leben gerufen werden konnten (siehe darüber auch oben S. 10 f.). Meistens verhielten sich die Lokalbehörden dieser Aufgabe gegenüber zunächst ablehnend oder wenigstens passiv. Immerhin wurden hier und da einige Vorschläge gemacht, die jedoch ohne Bedeutung waren. Wichtiger war vielleicht, daß bei den unteren Behörden und durch sie bei der Bevölkerung eine Stimmung erzeugt wurde, die zum Nachdenken über Möglichkeiten der Erschließung neuer gewerblicher Produktionszweige führte. In Altona jedoch waren die Lokalbehörden den neuen Plänen mehr zugänglich. Zunächst war es nur der Oberpräsident, der oft gegen den Magistrat in Fragen der Förderung der Großbetriebe Stellung nahm.

Das Kommerz-Kollegium in Altona bekam 1738 eine Instruktion, worin es u. a. heißt[1]): „Wie die um die Stadt herum auf'm Lande fallende und zu ein oder anderer Manufactur dienliche rohe Materialien als Wolle, Flachs und Hanf so viel thunlich in der Stadt durch die allda etwa schon vorhandenen oder noch dahin zu ziehende Manufacturisten und Handwerker selbst verarbeitet, insonderheit aber Spinn- und Webereien in Flachs und Wolle angelegt, und zu dem Ende deren Entreprenneurs ihr Etablissement und Gewerbe, auf alle mögliche Weise facilitirt, einfolglich die Exportanda vermehret, die Importanda aber vermindert werden mögen". Diese und ähnliche Anregungen haben anscheinend den Bürgermeister und Rat Altonas überzeugt, so daß er zusammen mit dem Präsidenten anerkannte, daß „die Einrichtung allerhand neuer und nützlicher Manufacturen in dieser Stadt den vornehmsten Theil unserer allerunterthänigsten Obliegenheiten ausmachet" [2]).

---

1) N. St. M., 1840, S. 514.

2) St. A. Kiel: A. XVIII, 3885.

Die ständigen Nachfragen des Kommerz-Kollegiums bei den Lokalbehörden trugen aber schließlich doch Früchte. Es waren vor allem einzelne Amtmänner, die sich besonders die Sache angelegen sein ließen. Sehr bezeichnend, wenn wohl auch hauptsächlich auf Schaffung von Verlagstätigkeit gerichtet, war z. B. der Vorschlag des Amtmannes Graf von Holstein zu Tondern 1769 zur Anlegung einer „Woll-, Leinen-, Spinn- und Strich-Fabrique" im Amte Tondern, und ebenso bezeichnend für die Absichten der Zentralbehörden ist ein Schriftwechsel des Kommerz-Kollegiums mit demselben Amtmann. In der Antwort des Kommerz-Kollegiums auf den Vorschlag des Amtmanns vom 21. 3. 1769, heißt es[1]: „Die Erfahrung hat es aber gelehret, daß es in ein gar zu großes detail führt, und daß die Kosten viel zu groß sind, wenn man die Spinnereyen auf dem Lande von hier aus directe besorgen, und die nötige Wolle dazu liefern läßt. Um desto angenehmer ist es uns daher auch zu vernehmen gewesen, daß Ewer Hochgebohren glauben, wie sich verschiedene dortige Amts Unterthanen selbst bereit finden werden eine Woll-, Leinen-, Spinn- und Strich-Fabrique zu übernehmen und anzulegen; finden sich Interessenten, die dergleichen Einrichtungen auf ihre eigene Kosten anfangen und fortsetzen wollen und können, so sind wir geneigt, selbige durch verhältnismäßige Prämiengelder dazu zu ermuntern". Darauf erfolgte nachstehende Antwort des Amtmanns an das Kommerz-Kollegium: „Wenn sich nun bishero auch keine Interessentschaften errichten lassen, vielmehr die Unterthanen, und zwar jeder nach seinen Einsichten und Begriffen arbeitet, so habe ich mich bemühet, von denen im hiesigen Amte fabricirten Zeuge einige Proben mit denen Preisen zu erhalten, welche ich hierbei anschließen, um zu zeigen, daß obgleich man eigentlich keine ordentliche Fabriquen-Einrichtung in hiesigen Gegenden hat, demnach die Einwohner zu solcher Arbeit nicht ungeschickt sind, wie vielmehr wann solches unter direction zu erhalten stünde. Ich wünsche eifrigst, daß die Einrichtung der Fabriquen auch in hiesigen Gegenden befördert werden mögte, und ich werde mich ernstlich angelegen seyn lassen, dazu alles mögliche anzuwenden". Am 1. Mai 1769 sollte eine öffentliche Bekanntmachung der Vergünstigungen von den Kanzeln erfolgen. Nach Empfang der Proben antwortet am 15. 8. 1769 das Kommerz-Kollegium: „Wir wünschen nichts mehr als es durch verhältnißmäßige Unterstützungen dahinbringen zu können, daß diese Waaren in großen Quantiteten fabriciret werden".

[1]) St. A. Kiel: C. VI, 1, Nr. 428.

Wie oben schon bemerkt, begann man im gottorpischen Anteil etwas später als im königlichen Anteil im größeren Maßstabe mit derartigen Bestrebungen. Am 25. 11. 1758 wurde ein Rundschreiben des Geheimen Conseils in Kiel an die Amtmänner mit nachfolgenden Worten gerichtet[1]): „Alß gesinnen wir hiermit an euch gnädigst ihr in Unsern höchsten Nahmen der Rente Cammer aufgebet, dieser Unsermildesten Gemüths-Gesinnung zu folgen, nachzudenken und zu überlegen, wie solche heilsahme Absichten am füglichsten zu erreichen, und welcher Arten dergleichen Manufacturen am Besten ins Werk zu richten seyn mögten". Unterstützung durch Privilegien, Geld usw. wird zugesichert. Aber der Erfolg war nicht groß, fast von überall kamen ablehnende Antworten. Die Kieler Oberbehörde geriet fast in einen Gegensatz zu den Lokalbehörden; denn diese blickten mehr auf die natürlichen Faktoren, die für die Anlegung von Großbetrieben in Frage kamen, wie Absatzmöglichkeiten, Lage, Rohstoffe, Vorhandensein von Unternehmern usw., während das Geheime Conseil die Unterstützungen in den Vordergrund rücken wollte. In Kiel war der Magistrat erst nach ergebnislosen Versuchen zur Erkenntnis dieser anderen Faktoren gekommen. Daher antworteten Bürgermeister und Rat[2]): „Wir haben schon zu Facilitierung bei Anlegen der Hiesigen Leder- als auch Porcellain Fabrique, so viel an uns gewesen, alles mögliche beygetragen". Augenblicklich seien aber keine ledigen Plätze oder Gebäude für Fabriken vorhanden. Wenn sich Fabrikanten trotzdem melden sollten, so hat der Rat doch in „Hinsicht des schon vor vielen Jahren allhier gemachten Versuchs mit dergleichen Fabriquen zu zweifeln Ursache, daß solche den vorgesetzten Nutzen erreicheten, und dieser unser Zweifel, wird durch die neuliche Exempel der in der Stadt Schleswig angelegten Fabriquen und Manufacturen, von verschiedenen Sorten, um so mehr gegründet, als selbige fast durchgängig, nach dem eine ansehnliche Summe Geldes zum Schaden der Interessenten dabey verlohren worden, zu Grund gegangen und nicht Subsistiren mögen".

Es scheint aber, daß die Kieler Zentralbehörde vorläufig auf dem Standpunkt stehen blieb, daß sehr viel mit Unterstützung und Anregung getan werden könne. 1777, nachdem der großfürstliche Anteil 1773 königlich geworden war, hatte die Rente- und Zollkammer in Kiel an das Kommerz-Kollegium in Kopenhagen einen Bericht über die wirtschaftliche Lage zu senden, in dem es u. a. heißt[3]): „Über-

[1]) St. A. Kiel: A. XXII, 292.

[2]) Ebenda, A. XXII, 292. Dem Inhalte nach schon bei Hähnsen, Kieler Handwerksämter, S. 355, angeführt.

[3]) Ebenda, A. XXII, 293.

haupt wird die Bemerkung von gesamten Unterthanen dieses Landes in die Augen fallen, daß im Ganzen genommen selbige, es sey nun durch den Einfluß des Clima und der schweren Nahrungs-Mittel, oder aus Mangel der Kenntniß und eines thätigen Geistes wenige Fähigkeiten. von sich spüren lassen, durch sich selbst ihre Verbesserung zu bewirken, oder nur darüber nachzusinnen. Was sie nicht von ihren Eltern und Vorvahren gesehen, finden sie nach ihren Vorurtheilen ihrem Besten allemal unzuträglich; desto mehr sind Gold-Prämien die vorzüglichsten anzupreisenden Verbesserungs-Mittel, weil sie, bey dem anzüglichen Reitz des sichtbaren Gewinns die Erfahrung und folglich zugleich die beste Überzeugung von der noch vielfältig möglichen Verbesserung ihrer Ländereyen bewirket[1])".

Die aus den merkantilistischen Bestrebungen fließende Propaganda mit ihren dabei versprochenen Unterstützungen ist so als die zweite Wurzel der Unterstützungen selbst anzusehen.

β) Formen der direkten Unterstützungen.

1. Steuer- und Abgabenfreiheit.

Als Unterstützung, die unmittelbar für den Unternehmer mit einem finanziellen Vorteil verbunden war, diente vor allem die Steuer- und Abgabenfreiheit. Sie wurde ursprünglich meistens nur für eine Reihe von Jahren gewährt und zwar solange, bis der Betrieb in Gang war. Es sollte damit zunächst nur über die Anfangsschwierigkeiten hinweggeholfen werden[2]). Ausdrücklich auf diesen Zweck der vorläufigen Abgabenfreiheit hingewiesen wurde 1737 bei der Gewährung eines Privilegiums an Albert Rohrs zur Anlegung einer Fabrik zur Verfertigung „des sogenannten Eichen-Wagen-Schoßes" am Elbstrande. Es sollten ihm 10 Freiheitsjahre von der Grundheuer und dem Windgelde gewährt werden „in Ansehung der ersten Einrichtung des Werks".

Fast alle späteren Privilegien aus der Zeit, in der die Unterstützungen bereitwillig gegeben wurden, enthalten solche Steuer- und

---

[1]) Das Wort „Ländereyen" erweckt den Anschein, als ob hier nur an die Landwirtschaft gedacht ist; aber der sonstige Inhalt gibt die Gewißheit, daß auch an das Verhalten der Bevölkerung der Anlegung gewerblicher Betriebe gegenüber gedacht ist.

[2]) 1696 wird Joh. Beets, Altona, in dem Privilegium für seine Windmühle zum Gerstengraupenmachen auf 15 Jahre von allen Steuern und von der Einquartierung befreit. (Wichmann, S. 78.)

Abgabenbefreiungen, so unter anderen auch die seit 1754 den Fayance-Fabriken gewährten Privilegien [1]), die auch oft ohne zeitliche Einschränkung gewährt wurden. Die Befreiungen konnten sich auf die verschiedensten Steuern beziehen [2]). Zum Teil waren es Befreiungen von der Gebäudesteuer, z. T. von der Schatzung, z. T. von der Nahrungssteuer. Zum Teil erhielten auch die in den betreffenden Betrieben beschäftigten, oft von auswärts herangezogenen Arbeiter Steuerbefreiungen [3]). Oft wurden auch Bedingungen an die Gewährung der Freiheiten geknüpft. So sollten die 1736 dem „Seidenfabriquanten" Nüsperlin gewährten Vergünstigungen, wie Befreiung von den „Stadt-Onera", wegfallen, wenn nach 20 Jahren die Fabrik nicht im vollen Umfange betrieben würde [4]).

---

[1]) 1754. Fayance-Fabrik zu Schleswig: Steuerfreiheit für die Fabrik und die Künstler und Handwerker; Stempelfreiheit für die in Bezug auf die Fabrik geschlossenen Verträge. (Brinckmann, S. 365 ff.; siehe dort auch andere Privilegien mit Steuerfreiheit.)

1765. Kellinghusen. Fay.-Fabrik des Fourageverwalters Linkhusen und Interessenten: Befreiung von der Nahrungssteuer für die schon aufgeführten Gebäude auf 5 Jahre, für die noch aufzuführenden Gebäude. Befreiung von jeder Fleckensumlage mit Ausnahme der Prediger- und Kirchengefälle. (Schröder, a. a. O., S. 23.)

1766. 4. Fayance-Fabrik in Kiel (unter Tännich) Steuerfreiheit auf 25 Jahre. (Nordelbingen I, S. 53 f.)

[2]) Der Wollmanufaktur Bienebeck-Eckernförde wurde 1761 folgendes bewilligt: 1) Fabrik-Gebäude und Personen im Dienste der Fabrik zu Kriegs- und Friedenszeiten die gänzliche Befreiung von allen Contributionen, Einquartierungen, auch von den ordentlichen und außerordentlichen Ausschreibungen. 2) Personen, zur Fabrik gehörend, erhalten das Prärogative, daß sie nicht mit der Bürgerschaft belegt werden sollen, so lange sie hier nicht ansässig geworden sind. (St. A. Kiel: A. XVIII, 2947.)

[3]) Im Mai 1764 bitten „38 Fabriquanten" der Otteschen Fabriken zu Eckernförde um Befreiung von der Schatzung, weil sie, z. T. aus Berlin und z. T. aus Eckernförde stammend, sich nur daraufhin haben engagieren lassen, daß die Gebrüder Otte ihnen die Befreiung davon versprochen hatten. Im Juni desselben Jahres wird der Magistrat Eckernfördes angewiesen, von den Arbeitern Ottes keine Steuern mehr zu erheben. (R. A. Koph: K. K. T. J. 132, Nr. 856 und 137, Nr. 776.)

1768 wünschen die Interessenten der „Parchen"-Manufaktur in Rendsburg Befreiung von der Kopfsteuer für ihre Arbeiter (und vom Nahrungsschatz). St. A. Kiel: A. XVIII, 3241.

1771 will die Blechfabrik bei Hadersleben Abgabenfreiheit für ihre Arbeiter haben. (R. A. Koph: 1772—73 Tysk Kommercejournal: Nr. 359.) Ob diese beiden letzten Wünsche erfüllt wurden, konnte nicht festgestellt werden, ist aber anzunehmen, in Anbetracht des großen Interesses, das die Regierung sonst an diesen Betrieben nahm.

[4]) R. A. Koph.: K. K. T. Extrakt Protokoll, Bd. A. 1736—37.

Es konnte aber auch geschehen, daß einem Unternehmer bewilligte Freiheiten eingeschränkt wurden, wenn nach seinem Tode ein neuer, in besseren Vermögensverhältnissen lebender, sein Nachfolger wurde. 1734 übernahm Gottig die englische Gerberei von Liebe in Flensburg, der vorher weitgehende Befreiungen erlangt hatte; Gottig bekam nun nur noch Befreiung von der Contribution und der Einquartierung auf 6 Jahre, „da Supplicant große Kaufmännische Geschäfte betreibet, er nicht wie sein Vorweser und dessen Witwe zu erwarten habe, bey Bestimmung seiner Abgaben als bloßer Fabrikant betrachtet zu werden[1])".

Am Ende des Jahrhunderts wird die Bereitwilligkeit, Steuer- und Abgabenfreiheit zu gewähren, geringer. So wird 1788 die Forderung, daß die Fayance-Fabrik zu Rendsburg von allen Reallasten befreit werden möge, nach jahrelangem Schriftwechsel abgelehnt[2]).

Nach dieser Zeit sah man die Zwecklosigkeit, das gesetzte Ziel mit solchen Unterstützungen zu erreichen, immer mehr ein. Sie verschwinden daher aus den Privilegien. Erst als Holler, Rendsburg, seine Eisengießerei 1826 gründete, wurde wieder eine Steuerbefreiung, nämlich von der Haussteuer, gewährt. Aber 1837 lehnte die Rentekammer die weitere Befreiung von der Haussteuer ab; doch 1842 wird sie infolge eines direkt an den König gerichteten Gesuchs Hollers wieder erlassen[3]).

2. Geld-[4]) und Gabenunterstützungen.

Diese Unterstützungen in Form von Geld und Gaben in natura dienten entweder dazu, einen Anreiz zu geben, damit Großbetriebe angelegt wurden, oder dazu, dem Unternehmer überhaupt erst die Mittel in die Hand zu geben, um Neugründungen oder Erweiterungen von Großbetrieben vornehmen zu können, oder schließlich dazu, den Unter-

[1]) St. A. Kiel: A. II, 134.

[2]) Brinckmann, S. 387.

[3]) Die Haussteuer betrug vor 1842 jährlich 329 Rbtlr. 24 ß. Später ist sie wieder erhoben worden; 1853 wurden 628 Rbtlr. 2½ ß erhoben. (St. A. Kiel: B. III, 1, Nr. 309.)

[4]) Als Rechenmünze galt in Schleswig-Holstein im 18. Jahrhundert das deutsche Reichsgeld: 1 Reichstaler = 3 Mark [die sogenannte Lübische Mark oder Mark lübsch = 16 Schilling lübsch = ß lübsch]. Seit 1713 war ein dänischer Rigsdaler Courant im Umlauf (= Rtlr.). 1788 wurde die schleswig-holsteinische courante Münze eingeführt: 1 Speciestaler = 60 ß Schl.-Holst. Cour. Der Währungsverfall am Anfang des 19. Jahrhunderts brachte 1813 den dänischen Reichsbanktaler: 1 Rbtlr. = 6 Reichsbankmark = 96 Rbß (Reichsbankschilling), 1 spec. Schl.-Holst. Courant = 2 Rbtlr.

nehmer in schwierigen Zeiten zu unterstützen. Im ersten Falle war es eine Prämie, in den beiden anderen Fällen handelte es sich um Kapitalbeschaffung.

Anfangs herrschte die Unterstützung durch „Gaben“ vor, das heißt, dem Unternehmer wurde das, was er für seinen Großbetrieb benötigte, in materieller Form überwiesen. Bei der damaligen Gebundenheit des Grund und Bodens war es notwendig, daß eine übergeordnete Stelle den Unternehmern den Boden verschaffte, auf dem sie ihren Betrieb errichten konnten. Früher hatte die Grundherrschaft dies getan; aber im Laufe der Zeit fiel der Landesherrschaft diese Aufgabe immer mehr zu. Schon in dem Privilegium [1]) der Stadt Altona vom Jahre 1664 wurde den Altonaern erlaubt, „bequeme Örter zur Anlage von Wassermühlen aufzusuchen, auch Quellen und Bäche, so weit es ohne Schaden der Eigenthümer geschehen könnte, herzuleiten, die Plätze anzukaufen und darauf Mühlen, Manufacturen. etc anzulegen“.

In anderen Fällen wurde das Land den Unternehmern direkt als Eigentum kostenlos überwiesen, wie das 1699 bei der Kupfermühle zu Crusau der Fall war [2]). Ebenso erfolgte 1702 die Anweisung eines Stück Landes für die Bleiche zum Trocknen von Kattunen aus der gemeinen Weide zu Eimsbüttel. (3 Himbten Saatland.) [3]). Albert Röhrs bekam 1737 für seine „Eichen-Wagen-Schoß-Fabrik ein Stück Land aus der Dorfgemeinheit“ an der Elbe angewiesen [4]). Etwas später (1769) kam es aber vor, daß man es ablehnte, in dieser Art den Unternehmer zu unterstützen, besonders wenn das Zustandekommen eines Betriebes zweifelhaft war. So wurde 1769 der Antrag des Barons Joh. Gottfr. Ernst v. Schaumburg, wohnhaft in Hamburg, um Überlassung eines Stück Landes zur Errichtung der nötigen Gebäude („erb- und eigenthümlich“) nicht genehmigt. Es wurde ihm nur erlaubt, den Platz vom Eigentümer zu kaufen [5]).

---

[1]) Wichmann, S. 76.

[2]) P. B. 1833, S. 158.

[3]) R. A. Koph.: K. K. T. J. Sager, 146, Nr. 249.

[4]) St. A. Kiel: B. XI, 1, Nr. 420.

[5]) Ebenda, B. Ib, 4, Nr. 332. In einem anderen Falle ersucht ein Unternehmer, Frantz Mundheim, der eine Glashütte bei dem Dorfe Blunck, Amt Segeberg, anlegen will, um Überlassung eines Moors und um Überlassung einer Menge von Materialien zum Bau. Es wird hier direkt gesagt, daß der Unternehmer anderswo keinen Credit bekommen könne und daß er selbst auch kein Geld habe. (St. A. Kiel: B. IX, 3, Nr. 137.)

In den 50er Jahren des 18. Jahrhunderts kam neben dieser Gabenunterstützung auch die Geldunterstützung auf. 1754 bittet[1]) der Hütten-Inspector Bertram zur Anlegung einer Eisen- und Stahlfabrik bei Oldesloe um 100 Eichenstämme gratis oder an deren Stelle um 1000 Rtlr. Nach dieser Zeit laufen beide Unterstützungsarten nebeneinander; das Geld löste die Gaben nicht ab. Aber die Barunterstützung nahm doch seit dieser Zeit an Bedeutung zu. Zwar war schon früher vereinzelt Geld für solche Zwecke ausgegeben worden, jedoch nicht vor 1700. Dem Erbauer der Crusauer Mühle wurde gesagt, daß er sie „auf eigne Bekostigung" erbauen müsse. Aber nachdem dem Kommerz-Kollegium unter Christian VI. (1730—1746) ein Fonds[2]) von 20000 Rtlr. zur Unterstützung von fremden und eingeborenen Unternehmern zur Verfügung gestellt wurde, änderte sich das.

Geld-Unterstützungen wurden nun in den verschiedensten Formen bewilligt, bald als Vorschuß, bald als Geschenk, bald als zinsfreie Anleihe oder gegen niedrigen Zinsfuß, bald als Erlaß der bei der Staatskasse gemachten Schulden, bald als Prämien sehr verschiedener Art.

Zum Teil wurden mit dem Gelde fremde Unternehmer ins Land gezogen. 1736 sollte Daenen aus Eupen, der in Altona eine Lakenmanufaktur anlegen wollte, die Reise mit Gerätschaften von Eupen bis Altona mit 50 Louisdor ersetzt bekommen. Außerdem sollte er Transport-Gelder für 20—24 tüchtige Arbeitsleute und 5 bis 6 Handwerksleute erhalten (3 Louisdors für jede Person)[3]). Im selben Jahre bekam der Kommerzrat J. Fr. Borcholt, um seine Seidenfabrik von Leipzig nach Altona zu verlegen, für die Baukosten in Altona und für die Übersiedlung der Arbeiter einen Vorschuß von 20000 Rthlr.[4]) Ihm selbst fehlte es an Geld. Es zeigte sich aber, daß Borcholt trotz der großen Unterstützung nicht im Stande war, den Betrieb in Gang zu bringen. Das Kommerz-Kollegium wurde daher vorsichtiger, als der Seidenfabrikant Rüsperlin in der ehemaligen Seidenfabrik von Borcholt eine Tuchmanufaktur anlegen wollte[5]). Er sollte mit mindestens 12 Stühlen 20 Jahre lang arbeiten. Wenn nach

---

[1]) St. A. Kiel: B. IX, 3, Nr. 137.

[2]) Holm II, S. 451.

[3]) R. A. Koph.: K. K. Tyske Extrakt Protokoll, 1730—71.

[4]) Holm II, S. 470.

[5]) R. A. Koph.: K. K. Tyske Extrakt Protokoll, Bd. A. 1736—37 und St. A. Kiel: A. XVIII, 3838.

dieser Zeit die Fabrik nicht mehr in vollem Umfang in Betrieb sein sollte, dann hätten alle Vergünstigungen wegzufallen und Haus und Platz sollten dem Staat wieder überlassen werden. Dadurch sollte das Herabsinken der Manufaktur zum Kleinbetrieb verhindert werden. Nüsperlin bekam einen Vorschuß von 5000 Rtlr. 1746 hatte er ihn jedoch verbraucht; die Manufaktur wurde daher wegen Mangels an weiteren Mitteln eingestellt. Vorher (1743) hatte schon der Tapetenmanufakturist Werner aus Leipzig, nachdem er einige Proben vorgezeigt hatte, „vorerst eine freie Wohnung bekommen und einen Vorschuß von 200 Rthlr., den er termin Weise wieder abtragen" wollte [1]). Anscheinend beschränkten sich die Geld-Unterstützungen bis zu den 50er Jahren auf Altona [2]). Erst von dieser Zeit an werden die Fälle, in denen von der Regierung Geld für solche Zwecke ausgegeben wurde, häufiger. — Selten jedoch ist festzustellen, daß die Regierung schon für die Gründung Geld gab. In der Regel wurden geldliche Unterstützungen dann gewährt, wenn die Großbetriebe in besondere Schwierigkeiten geraten waren, oder es wurden weiter Prämien erteilt als Anreiz zur Vergrößerung. Die Beobachtung von Holm [3]), daß die Privat-Initiative und die pekuniären Hilfsquellen, um Fabriken und Manufakturen in Gang zu setzen, in Schleswig-Holstein, besonders in Flensburg und Altona, größer waren, als in den übrigen Teilen der unter der Krone Dänemarks stehenden Gebiete, kann daher als richtig angesehen werden. Aber immerhin kamen doch auch in Schleswig-Holstein mehrfach Geldunterstützungen vor; da sich hierüber keine Gesamtzahlen ermitteln lassen, sollen statt einer Aufzählung einer Reihe von Beispielen nur zwei Fälle behandelt werden, die zugleich zwei verschiedene Geld-Unterstützungsarten zeigen, das Darlehnsystem und das Prämiensystem.

Das Darlehnsystem wurde angewandt bei der sogenannten „Parchen-Fabrique", das heißt bei der Barchendmanufaktur in Rendsburg. 1768 richteten verschiedene Einwohner Rendsburgs an die Re-

---

1) St. A. Kiel: A. XVIII, 3885.

2) Die Staatsunterstützungen von ganz Dänemark, soweit das Kommerz-Kollegium damit zu tun hatte, beliefen sich in den ersten 10 Jahren auf 520000 Rtlr.; das ergibt jährlich 52000 Rtlr. Unter Friedrich V. (1746—66) wurde diese direkte Unterstützung vom Kommerz-Kollegium, in dem nun Bernstorff (seit 1762) die Hauptperson war, fortgesetzt. Unter Friedrichs V. Regierung wurden im ganzen 550000 Rtlr. verteilt, jährlich 30000 Rtlr. Der größte Teil der Unterstützungen blieb jedoch in und um Kopenhagen; aber immerhin wurde auch für die Großbetriebe in den Provinzen gesorgt. (Holm II, S. 472 und III, 2.)

3) Holm, Bd. V, 2, S. 451.

gierung ein Gesuch betreffend Anlegung einer „Fabrique von allerhand Sorten Wollen- und Baumwollen" und betreffend einer Geldbeihilfe zu diesem Etablissement[1]): „Wir haben zwar unser Tägliches Brodt, allein das, was 160 Spinners und mehrere verarbeiten können anzuschaffen, diese wöchentlich zu Lohnen, einen Webermeister zu unterhalten, und ein angekauftes sich allein auf 2600 Rthlr. Belaufendes Hauß mit den erforderlichen Spinn- und Webergeräthschaft zu füllen: solches erheischet Capitalien und Geld Summe, die Wir aufzubringen nicht im stande". Aus eignen Mitteln hätten sie schon 3974 Rtlr. hergegeben; aber „immer aus- und vorzuschießen, ohne das man zur einnahme gelangen kann, solches geht nicht, und würde am Ende unsern Ruin zur ohnfehlbaren Folge haben". Man droht damit, die Manufaktur, die aus gemeinnützigen Gründen errichtet worden sei, eingehen zu lassen, „daferner wir keiner allerhöchsten unterstützung gewärtig sein dürfen". Die gewünschten 6—7000 Rtlr. will aber das Kommerz-Kollegium nicht geben; denn „die Umstände und anderweitigen Bestimmungen des Commerce Fonds erlauben es nicht, allein zu diesem Etablissement ein mehreres, als schon geschehen ist, herzuschießen". Zu bemerken ist hier, daß diese Antwort in der Zeit gegeben wurde, als Struensee in Kopenhagen die Staatsgeschäfte leitete, der alle Unterstützungen abschaffen wollte. Aber gerade in diesem Falle wurde in der Struensee-Zeit[2]) eine Ausnahme gemacht. Zunächst wurde noch erwogen, wie auf anderem Wege das Geld beschafft werden könne. Aber „allein abseits der Stadt Rendsburg weiß der Magistrat zu dieser Anleihe, zumahl wegen der nicht anders als Terminenweise möglichen Wieder-Bezahlung dieser Gelder eben wenig erwarten. Auch findet sich in diesen Herzogtümern itzo kein öffentlicher Fonds, der die Anleihe übernehmen könnte". Die Unternehmer weisen auf die Wollmanufaktur in Eckernförde hin, die auch infolge Aufhörens der Geld-Unterstützung (nach ihrer Meinung) nach dem Tode Ottes eingehen mußte. „Es hat zwar dergleichen nützlicher Unternehmungen an anfänglichen Beystand bisher eben nicht gefehlt, allein die in dem Fort-

---

[1]) St. A. Kiel: A. II, 187.

[2]) Sonst sind fast alle Antworten in dieser Zeit ablehnend. So u. a. die vom 16. November 1771 an den Strumpffabrikanten Staudinger in Rendsburg. Zugegeben wurde, daß die Gründe für eine Unterstützung und für eine Fürsprache bei Sr. Kgl. Majestät vollkommen hinlänglich seien, „wenn nicht die Menge dürftiger Fabrikanten allhier denen ähnliche Unterstützungen abgeschlagen werden müßen, desfalls die allgemeine Regel notwendig machte keine Vorstellung dieser Art zu thun". (R. A. Koph.: 632 Div. Sager, 1771—95.)

gange zu überwindenden Schwierigkeiten haben noch selten die nöthige Unterstützung gefunden". Die Unternehmer halten die spätere Unterstützung aber für noch wichtiger als die erste. Es müsse daher ein Fonds vorhanden sein, der in der Not oder in dringenden Fällen Zuschuß leisten könne; sonst könne man auch keinen dazu ermuntern, neue Großbetriebe anzulegen. Man fühlte sich in Schleswig-Holstein anscheinend etwas vernachlässigt; denn es wird verlangt, daß ein Teil des Kommerz-Fonds besonders für die Herzogtümer bereit gestellt werden möge. Daraufhin schlägt der Statthalter die Bildung eines Fonds auf andere Art vor; er wollte die Mittel dazu durch eine Lotterie verschaffen. Aber inzwischen hatte man sich trotzdem, in dieser Zeit ausnahmsweise, bewegen lassen, Geld herzugeben. Der Staat fühlte sich verpflichtet, für die Stadt Rendsburg etwas zu tun, weil dort infolge Verminderung der Garnison große Armut entstanden war. Am 8. Mai 1770 wurde ein Darlehn von 5000 Rtlr. gewährt. Später werden 6000 Rtlr. genannt, die gegen Verpfändung aller Mo- und Immobilien der „Parchen-Fabrique" hergegeben worden waren. Aber trotzdem gelang es nicht, den Betrieb rentabel zu gestalten, da der Absatz für die hergestellten Produkte fehlte. Der Staat sah sich daher gezwungen, durch Resolution vom 24. November 1771 der Manufaktur 3000 Rtlr. zu erlassen; 1772 wurden dann weitere 2000 Rtlr. erlassen. Der verbleibende Rest von 1000 Rtlr. sollte allmählich dadurch getilgt werden, daß von 1776 ab jährlich 100 Rtlr. erlassen wurden.

Nach dem Sturze Struensees (1772) ging man wieder im vollen Umfang zum Unterstützungssystem über, vor allem unter dem Einflusse des Grafen von Schimmelmann[1]). Wenn er es auch vorzugsweise auf Errichtung von Staatsbetrieben abgesehen hatte und auf Ankauf solcher, deren Existenz in Privathänden unsicher, deren Bestehen aber doch wünschenswert war, so gab er doch auch Kredit und zwar zu nur 4% Zinsen an Unternehmer. Es standen wieder umfangreiche Mittel zur Verfügung; 1772 bestimmte die Kommerzdeputation 25000 Rtlr. jährl. als Unterstützungsfonds für die Industrie. Unter diesen Umständen kann man es verstehen, daß 1778 noch einmal die bisher unrentable „Parchen-Fabrique" in Rendsburg mit 4500 Rtlr. unterstützt wurde[2])[3]).

---

[1]) Holm V, 2.

[2]) R. A. Koph.: K. K. T. J. Sager, 151, Nr. 255.

[3]) Auf die Zeit nach Struensee soll weiter unten noch eingegangen werden.

Das Prämiensystem herrschte vor bei der Wollmanufaktur der Gebrüder Otte in Bienebek-Eckernförde. Die Prämie konnte anknüpfen an ein im Betriebe vorhandenes Arbeitsmittel, hier an den Webstuhl oder an Zwirnmühlen, wie z. B. in der Zwirnfabrik zu Schleswig[1]), oder auch an besondere Leistungen, Erfindungen[2]), schließlich an die von dem Betriebe exportierte Menge von Produkten[3]).

Das Privilegium vom 28. September 1759 für die Wollmanufaktur zu Bienebek[4]) versprach für jeden Webstuhl bis zu 16 Stühlen ein „Dongratuit" von 5 Rtlr. für jeden Stuhl jährlich. Im Jahre 1764 wird vom Buchhalter der Wollmanufaktur zu Bienebek ein Attest vorgelegt, daß 1763 30 Stühle in Gang waren. Er bittet um Überweisung des „Dongratuit" von 80 Rtlr. für 16 Stühle zu 5 Rtlr.[5]). 1765 wiederholte sich derselbe Vorgang. Der Buchhalter Friesecke schickte einen Nachweis, daß 1764 32 Stühle tätig gewesen waren und bittet wieder um 80 Rtlr.[6]). Die Otte'schen Großbetriebe hatten bisher ohne erhebliche finanzielle Staatshilfe bestehen können. Nachdem aber der Kanzleirat Fr. Wilhelm Otte 1766 gestorben war[7]), fiel eine wichtige bisherige Geldquelle weg, das Vermögen Ottes, das unter die Erben verteilt wurde. Man trat nun auch mit Bitten an das Kommerz-Kollegium heran, um größere Summen zu bekommen. Der Buchhalter Friesecke setzte die Wollmanufaktur fort; er wünschte 1769 einen Vorschuß von

---

[1]) Die Zwirnfabrik in Schleswig sollte jährlich 400 Rtlr. Unterstützung bekommen, wenn ständig 10 Mühlen in Gang gehalten würden. Aber seit 1771 waren nur 6 Mühlen tätig, so daß keine Prämie mehr gegeben werden konnte. (R. A. Koph.: K. K. T. K. J. 1772—75, Nr. 439.)

[2]) Der Apotheker Clar, Leiter der Fayance-Fabrik in Rendsburg, bekam seit 1776 ein „Dongratuit" von 200 Rtlr. jährlich für seine Erfindungen auf dem Gebiete der Steinzeugherstellung. (Brinckmann, S. 384 ff.)

[3]) Eine Exportprämie bekam 1775 die Blechfabrik auf Godhaab bei Hadersleben. In diesem Jahre wurde für 2652 Rtlr. Blech exportiert; dafür wurde eine Prämie von 5 % gegeben (= 132 Rtlr. 3 ß 9 ₰). (R. A. Koph.: K. K. T. J. 146, Nr. 97.) Eine Ausfuhrprämie für Zucker wurde durch Verordnung vom 27. Okt. 1821 bewilligt. (Chr. Slg.) 13 Rtlr. Silber-Münze pro 1000 ℔ Syrup. Mindestgrenze 1000 ℔; Höchstgrenze 54000 ℔ für jede Pfanne.

[4]) R. A. Koph.: Tyske Privilegier Protokoller. 1736—71.

[5]) Ebenda, K. K. T. J. 137, Nr. 390 und Nr. 1456.

[6]) Die Kammertuchmanufaktur wurde in derselben Art durch eine Prämie unterstützt. Doch muß der Prämiensatz hier höher bemessen gewesen sein, da sie 1764 für die 2. Hälfte des 3. Jahres 275 Rtlr. bekam (R. A. Koph.: K. K. T. J. 137, Nr. 926).

[7]) Fontenay v. Wobeser, S. 49.

2000 Rtlr. und 200 Rtlr. zur Anschaffung von 8 Webstühlen[1]). Der Schriftwechsel um diese Unterstützungen zögerte sich so lange hin, bis die Struensee-Zeit kam, in der solche Beihilfe nicht mehr bewilligt wurde. So kam es, daß die Manufaktur infolge Mangels an dem nötigen Gelde zum Kleinbetrieb herabsank (mit 2 Webstühlen). Die Übernahme der Otteschen Werke durch den Bruder Joh. Nikol. Otte war von keiner großen Wirkung auf den Gang der Entwicklung, da auch er nicht über das notwendige Kapital verfügte. Zwar bemühte er sich 1774 um eine Staatshilfe von 2000 Rtlr. Vorschuß. Jedoch starb er kurz darauf. An den nun zum Kleinbetrieb herabgesunkenen Betrieben hatte das Kommerz-Kollegium aber kein Interesse mehr.

Es wurde schon gesagt, daß der Struensee-Zeit eine Zeit der Reaktion folgte[2]). Von den zur Verfügung stehenden Mitteln blieb zwar ein großer Teil in Dänemark, vor allem in Kopenhagen. Aber man merkte den Umschwung doch auch in Schleswig-Holstein, wenn dieser auch ein System ganz anderer Art mit sich brachte als früher[3]). Die Regierung ging nun darauf aus, Großbetriebe ganz bestimmter Art und an bestimmten Orten ins Leben zu rufen. Ein Beispiel dafür ist die Aufforderung zur Herstellung von gewebten Spitzen im Jahre 1775[4]). „Das kgl. General-Landes-Oeconomie-Collegium ist Willens, auch die Verfertigung der gewebten Spitzen solchergestalt zu begünstigen, daß wenn sich nur einer oder mehrere geschickte Entrepreneurs zu diesem Gewerbe finden mögten, es solchen an Unterstützung sowohl als an Absatz auch dadurch nicht fehlen solle, daß nemlich diese Art gewebter Spitzen nicht weiter aus der Fremde hereingebracht werden sollen. Der Flecken Lügumkloster ist zu dieser Art der Fabricke besonders ausersehen, und vielleicht finden sich schon in dortiger Gegend Personen, welche die Handthierung verstehen und deren dortigen Ausbreitung übernehmen". Bernhard Andreas Schramm aus Kopenhagen meldete sich. Jedoch wollte das Kommerz-Kollegium

---

[1]) R. A. Koph.: K. K. T. J. 142, Nr. 46. Für die Fayance-Fabrik in Eckernförde wird 1767 eine Gratifikation von 1000 Rtlr. gewünscht, da sie sonst „die jetzt vorhandenen kostbaren Künstler abschaffen" müsse. (R. A. Koph.: K. K. T. J. 140, Nr. 857.)

[2]) Auf diese veränderte Stimmung verstand sich auch Rambusch in Schleswig in einer besonderen Art einzustellen. Für seine Fayance-Fabrik bat er 1775 um 3000 Rtlr. oder um den Titel „Commerzrath, welcher ihm den Vorteil zu Wege bringen dürfte, die Erweiterung ohne kgl. Unterstützung vornehmen zu können". R. A. Koph.: K. K. T. J. 146, Nr. 57.

[3]) Holm.

[4]) St. A. Kiel: C. V, 1, Nr. 117.

ihm nicht das Anlagekapital geben, er mußte selbst die nötigen Arbeiter beschaffen und die erste Einrichtung besorgen. Er sollte nur eine Prämie von 100 Rtlr. für jeden Webstuhl in den ersten 5 Jahren erhalten, und man wollte „zur ferneren Erweiterung der Anlagen proportionierliche Unterstützung angedeihen lassen". Aber gerade an dem Kapital zur Gründung mangelte es bei Schramm; er wünschte daher auch ein Haus und einen Vorschuß von 1000 Rtlr., den er mit 4% verzinsen wollte. Auf die Prämie wollte er gerne vorläufig verzichten, bis er 5 Webstühle auf eigene Kosten wirklich in Gang gesetzt habe. Der Amtmann in Lügumkloster ließ sich durch dieses Verhalten Schramms täuschen: „Nach meinem Sentiment ist die Forderung des Schramm ungemein billig, und es wird sich außer ihm wohl schwerlich einer finden, der unter so mäßigen Bedingungen das mißliche und mühsame Werk entreprennieren würde". Es kam nicht dazu, daß man auf Schramms Vorschläge einging; denn inzwischen hörte man, daß er „ein bloßer aventurier" sei, „der von dergleichen Gewerbe kaum einen dunklen Begriff habe" und der große Schulden besitze. Der Vorschuß wurde daher nicht genehmigt. Nur die Prämie wurde ihm gelassen.

In der folgenden Zeit wurden nur aus ganz besonderen Anlässen Geldunterstützungen gewährt, dann aber auch oft in erstaunlicher Höhe. Zunächst bekam 1799 der Kommerzrat Schrader in Pinneberg einen verhältnismäßig geringen Vorschuß von 1000—1500 Rtlr. für seine Tabaksplantagen zu Oldesloe, Pinneberg und Glinde[1]).

Größer schon war der dem Altonaer Stuhlmann gewährte Vorschuß von 6000 Rtlr. für seine Tabaksplantagen. Man hoffte, dadurch den Tabakfabrikanten eine nahe Rohstoffbezugsquelle zu verschaffen.

Eine ganz gewaltige Höhe, nämlich 30000 Rtlr., hatte 1782 ein Darlehn an die Kupfermühle Poppenbüttel auf Gut Borstel[2]), und der Oldesloer Saline wurden 1788 24000 Rtlr. aus der kgl. Kreditkasse gewährt[3]).

Nach dieser Zeit wurden die Geld-Unterstützungen seltener. Es hatten sich an den leitenden Stellen andere Ansichten geltend gemacht. Zwar äußerte sich der Magistrat in Tondern 1787 noch im früheren Sinne[4]): „Bey der geringen Neigung der Einwohner dieses Herzogthums zu Fabriken und dem wenigen Glück, welches mehrentheils

[1]) St. A. Kiel: B. XI, 1, Nr. 516.
[2]) Holm V, 2, S. 451.
[3]) Thaarup, Udførlige Bejl. I, S. 231.
[4]) St. A. Kiel: A. XVIII, 1934.

diejenigen gemacht, die deshalb bisher Versuche gemacht haben, ist Aufmunterung zur Anlegung neuer Fabriken nöthig".

Auch in den Provinzialberichten von 1787 machte man darauf aufmerksam, daß auch andere Momente als Beihilfen von der Regierung berücksichtigt werden müßten. In der Einleitung zu einem Bericht über Husum heißt es[1]): „Nicht allein anfänglich nachdrückliche Unterstützung der Regierung ist im Stande unsere Fabriken und Manufakturen, wozu außer ansehnlichen Kapitalien, weit mehr Spekulation und Achtsamkeit, als in andern Läudern erfordert wird, aufzuhelfen, sondern fortdauernde Aufmerksamkeit der Regierung auf alle Vortheile, die man gewähren und Hindernisse, die man heben könte, um den Muth, den Unternehmungsgeist, des Unternehmers zu beleben".

Es war vielmehr wieder die Regierung, welche noch zu Lebzeiten P. A. Bernstorffs (gest. 1797) zuerst die neuen Ansichten, die aus England unter dem Einfluß des Werks von Adam Smith kamen, aufgriff[2]). Zunächst kam dies in der Zollverordnung des Jahres 1797 für Dänemark[3]) zum Ausdruck, aber dann auch darin, daß die Geldunterstützungen allmählich abgebaut wurden. Immerhin ging man aber vorsichtig vor, um den Großbetrieben die Umstellung auf die neuen Verhältnisse, die durch die Zollverordnungen von 1797 und 1803 entstanden waren, zu erleichtern[4]). Dem „Industrifond" standen 1797 zu diesem Zwecke 23000 Rtlr. zur Verfügung; das Kommerz-Kollegium verfügte über noch weitere Mittel[5]).

Zuvor soll noch kurz berührt werden, wie sich die Gottorper Regierung zu diesen Unterstützungen verhielt. Im großen und ganzen wird man sagen können, daß sie fast gar keine Geldbeihilfen gegeben hat. Schon am Anfang des 17. Jahrhunderts war sie dabei recht vorsichtig. Im Jahre 1723 wurden dem Major v. Eder für seine Seifenfabrik im Schloß zu Kiel einige Keller als Lagerraum angewiesen, bis die Fabrik ganz fertiggestellt war[6]). Wohnhaus und Gebäude für die Fabrik wurden ihm anscheinend von der Regierung verschafft. Aber ein Vorschuß sollte erst gegeben werden, nachdem mindestens 4000 Rtlr. aus eigenen Mitteln in den Betrieb hineingesteckt worden seien. Zu einer Unterstützung kam es hier nicht, da Eder auf anderem Wege die Mittel beschaffte.

---

1) P. B. 1787, H. 2, S. 224.
2) s. darüber bei Holm.
3) Darüber s. unten.
4) Linvald, S. 353 f.
5) Ebenda, S. 355.
6) St. A. Kiel: A. XXII, 342.

Auch den Fayancefabriken, die von Unternehmern errichtet wurden, sind keine Geldunterstützungen gegeben worden. Der 2. Fayance-Fabrik in Kiel wurde nur der „Jägerhof" 1759 leihweise für den Betrieb überwiesen. Dann folgten die Staats-Gründungen und der Betrieb auf Staatsrechnung bis 1764 bezw. 1766, wobei bares Geld zur Verfügung gestellt wurde. Jedoch endeten diese Versuche mit Verlusten [1]).

Die Gottorper Regierung hat infolge dieser schlechten Erfahrungen selbst Fremden kein Geld angeboten. Von Geldunterstützung war auch nicht die Rede, als am 20. September 1763 der Auftrag an den Amtmann in Neumünster erteilt wurde, die Verkaufsbedingungen der Wollmanufaktur des Zuchthauses aufzustellen. Es sollte darin nur heißen [2]): „Entreprenneur soll soweit möglich gerne unterstützt werden; auf 10 Jahre gänzliche immunitet von allen Abgaben die Fabrique angehend. Er soll die Freiheit haben einen oder mehrere Mitinteressenten zu sich zu nehmen".

In einem Bericht vor dem Verkauf der Wollmanufaktur des Zuchthauses machte der Neumünstersche Amtmann von Mardefeld auf die in anderen Ländern, besonders im königlichen Anteil der Herzogtümer weit großzügigere Praxis im Gewähren von Staatsunterstützungen an gewerbliche Unternehmer in treffenden Ausführungen aufmerksam [3]): „. . . alles nur mögliche zur Errichtung der Fabriquen" werde angewandt; „. . . ja sogar Barschaften dazu" vorgeschossen, „ohne auf einigen einfachen Nutzen, noch weniger aber darauf zu sehen, wie die herrschaftlichen Revenues, durch die Fabrique einen Zuwachs bekommen". Beispiele anderer Länder sollten als Vorbild genommen werden: „wenn man, andere vielfältige Fälle nicht zu berühren, nur allein auf die in Eckernförde angelegte Fabrique" blickt, „so findet man schon, daß des Königs von Dänemark Majestet nicht nur die entreprenneurs daselbst die erforderlichen Gebäude bauen laßen und geschenket, sondern auch demselben sehr considerable Capitalien ohne Zinsen baar hergeschossen habe".

Erst nachdem der gottorpische Anteil königlich geworden war, wurde dem Besitzer der Ahmdam-Fabrik in Kiel eine Geldsumme von 1000 Rtlr. zu 3 % vorgestreckt [4]).

---

[1]) Nordelbingen I, S. 44 ff.

[2]) St. A. Kiel: A. XXII, 88.

[3]) Ebenda.

[4]) Ebenda, A. XXII, 293.

Da die neuen Zollverhältnisse für einige Betriebe verhängnisvoll wurden, sah sich die Regierung um die Wende des 18. Jahrhunderts genötigt, weitere Unterstützungen zu leisten, obgleich dies mit den neuen Ideen nicht ganz vereinbar war. Linvald[1]) hat berechnet, daß in den Jahren 1797—1809 jährlich durchschnittlich 27000 Rtlr. vom Kommerz-Kollegium an Unterstützungen gegeben wurden. Dazu kam noch dieselbe Summe für Anschaffung von Maschinen, so daß insgesamt nicht weniger als 54000 Rtlr. jährlich im ganzen dänischen Reiche für gewerbliche Großbetriebe nach dem grundsätzlichen Bruch mit dem Merkantilsystem hergegeben wurden. Der größte Teil dieser Gelder blieb freilich in Kopenhagen, jedoch lag darin keine absichtliche Zurücksetzung der anderen Landesteile, zumal man bei der gewerblichen Entwickelung der Herzogtümer hier fortlaufende Unterstützungen nicht für so notwendig erachtete. Vereinzelt wurden jedoch auch hier Unterstützungen weiter gewährt[2]).

Die Zollverordnungen von 1797 und 1803 hatten bei der Crusauer Kupfermühle durch Wegnahme oder Einschränkung ihrer Privilegien schwere Schädigungen hervorgerufen. Der Besitzer Thor Straten machte Ersatzansprüche für die daraus entstandenen Verluste[3]). Da die Regierung nicht die Rechtmäßigkeit dieser Ansprüche bestreiten konnte, suchte sie einen Vergleich zustande zu bringen. Zunächst bewilligte sie 1797 durch eine Resolution in „Betrachtung der auf die Erweiterung und Verbesserung dieses Werks verwandten Bemühungen und Kosten“ eine Anleihe von 50000 Rtlr. aus der königlichen Kasse. Dann wurde im Jahre 1810 eine Anleihe von 30000 Rtlr. Schl.-Holst. Courant, wovon 10000 Rtlr. zum Ankauf von 30000 Pfund Garkupfer bei den staatlichen Kupferwerken in Poppenbüttel verwandt werden mußten, genehmigt. Zur Bedingung wurde aber gestellt, daß die Crusauer Kupfermühle auf alle Ansprüche, die aus Anlaß der Zollverordnungen von 1797 und 1803 entstehen könnten, verzichten müsse. Schließlich kam 1812 noch eine Anleihe von 48000 Rtlr. Silberwährung zum Ankauf von Kupfer in Trondhjem hinzu. Es zeigte sich aber, daß dieser Weg für den Staat nicht der richtige war, um sich von den alten Privilegien zu befreien. Das Staatsinteresse an einzelnen Betrieben wurde durch solche Anleihen sehr groß, so daß die Regierung es nicht darauf ankommen lassen konnte, bei einem eventl. Zusammenbruch einen Teil ihres ausgeliehenen Geldes zu ver-

---

[1]) Linvald, S. 356.

[2]) Ebenda, S. 358.

[3]) St. A. Kiel: A. XVIII, 2286 und C. XII, 1, Nr. 350.

lieren. Die Folge der obengenannten Anleihen war daher auch, daß der Kupfermühle zu Crusau die alten Privilegien wieder bewilligt wurden. [In der Zollverordnung[1]) vom 14. Oktober 1808 und im Patent vom 4. Januar 1809 wurde die Einfuhr des neuen und die Ausfuhr des alten Kupfers und Messings wieder verboten[2])].

Aus späterer Zeit sind nur ganz geringfügige Summen bekannt, die aus besonderen Anlässen gegeben wurden. Der Böttchermeister Behrensen in Kiel bekam 1822 vom König eine Gratifikation von 300 Rtlr. Silbermünze, als er bei einer sehr großen Obsternte das Obst, das sonst nicht hätte abgesetzt werden können, aufkaufte, um Essig daraus herzustellen[3]). Um dieselbe Zeit bekam der Ziegeleibesitzer Dithmer[4]) zu Eckensund eine Geldsumme für eine Reise nach Ostfriesland, wo er seine Fachkenntnisse vervollkommen sollte. Der Techniker Hudemann von der Carlshütte in Rendsburg reiste auf Staatskosten nach Leipzig, um die dortige Brückenwage zu inspizieren[5]).

Die Eisengießerei von Holler ist nur mit Hilfe von Privatkapital entstanden. Allerdings bekam er einen Teil des Grund und Bodens, auf dem die Carlshütte errichtet werden sollte, „durch die Gnade Sr. Majestät des Königs" in Erbpacht. Es wurde auch in den Berichten anerkannt, daß der Versuch Hollers „ohne alle Unterstützung des Staates, die doch sonst wohl von der kgl. Gnade in solchen Fällen ertheilet zu werden pflegt[6]), gelungen sei". Dies verdiene die „dankbare Anerkennung eines jeden Patrioten".

c. Andere Unterstützungen verschiedener Art.

Zu den angeführten wesentlichsten Unterstützungen kam noch eine Reihe kleinerer hinzu:

α. Militärfreiheit.

Die Militärfreiheit für die Arbeiter wurde nicht allein in deren Interesse nachgesucht und bewilligt, sondern hierin lag vielmehr eine Begünstigung der Unternehmer. Sie mußten besonderen Wert darauf legen, vor allem die fremden Arbeiter, die sie aus dem Auslande hatten

---

1) Chr. Slg.
2) Vgl. auch Verordnung vom 2. Apr. 1814. (Chr. Slg.)
3) St. M., 1823, S. 507.
4) P. B., 1827, S. 758.
5) St. A. Kiel: B. III, 1, Nr. 309.
6) Ebenda.

kommen lassen, nicht wieder zu verlieren, um nach Möglichkeit überhaupt jeden Wechsel der angelernten Arbeiter zu vermeiden.

Zum ersten Male ist die Forderung der Militärfreiheit bei dem Privilegiengesuch der Fayance-Fabrik zu Schleswig 1754 zu finden [1]). In den Privilegien der Fayance-Fabriken zu Flensburg und Kellinghusen (1765) wird zugesagt, daß freiwillige Engagements null und nichtig sein sollen [2]). Die Arbeiter der Lederfabrik von Liebe in Flensburg sollen nur von den See- und Landtruppen, nicht aber von der Anwerbung zur Kavallerie befreit sein (1774) [3]). Die Wollsortier, Wollkämmer und Weber der Woll- und Leinenmanufaktur von Asmussen in Tondern waren (1787) vom Landausschuß und Rekrutendienst befreit, solange sie auf der Manufaktur tätig waren. Der Magistrat in Tondern begründet diese Angelegenheit näher [4]): „dem Inhaber einer Fabrique aber liegt alles daran, daß er seine Zöglinge sich conservire, der ihm alsdann nur erst Nutzen verschaft, wenn er die Arbeit gelernt und sich geschickt gemacht hat". Die Entfernung eines einzigen Arbeiters könne oft die „ganze Fabrique" ins Stocken bringen.

Eine große Rolle spielte die Frage auch für Holler [6]) in Rendsburg. Nach einer Resolution vom 15. August 1829 durfte er um Befreiung vom Militärdienst für einzelne Arbeiter nachsuchen, allerdings mit der Verpflichtung, daß er es der königlichen Sessionsdeputation mitteile, wenn die vom Militärdienst befreiten Arbeiter nicht mehr auf dem Werke arbeiteten. Es liegt eine Reihe von Gesuchen Hollers dieser Art vor, aus denen der folgende Einzelfall angeführt werden möge, der zwar erst aus dem Jahre 1847 stammt, aber doch für alle sehr bezeichnend ist: Der 20 Jahre alte Fabrikarbeiter Hans Stolley aus Fockbeck, seit Ostern 1846 auf der Carlshütte tätig, ist von der Putzkammer in die Formerei übergegangen; der 21jährige Schmied Jürgen Sick aus Büdelsdorf, seit reichlich einem Jahre auf der Fabrik angestellt, ist nach kurzer Tätigkeit in der Putzkammer in der Maschinen-

[1]) St. A. Kiel: B. IX, 3, Nr. 131.

[2]) Brinckmann, S. 370 f. Es muß jedoch vorher schon eine allgemeine Regelung dieser Frage stattgefunden haben; denn Otte in Eckernförde beruft sich 1759 auf ein Edikt vom 28. Nov. 1748, wonach ohne Einwilligung der Besitzer und Meister keiner der Arbeiter zu den Soldaten angeworben werden dürfe. (R. A. Koph.: Priv. Prot., 1736—71 vom 28. Sept. 1759.)

[3]) Schröder, S. 23.

[4]) St. A. Kiel: A. II, 314.

[5]) Ebenda, A. XVIII, 1934.

[6]) St. A. Kiel: B. III, 1, Nr. 309.

werkstatt beschäftigt. Hans Detlev Ratte aus Büdelsdorf ist Former, seit einem Jahre zuerst in der Putzkammer, dann in der Formerei. Alle drei sind militärpflichtig. Ihre Befreiung wird unter folgender Begründung von der Leitung erbeten: „Durch den Weggang dieser 3 Arbeiter würde nun eine Lücke in dem Betriebe entstehen, da sowol zur Formerey, als zur Maschinen Werkstatt die Leute herangebildet werden müssen und wieder die Lücke durch die jetzt in der Putzkammer Beschäftigten nicht sofort ersetzt werden könne".

Im Zusammenhange mit dieser Art der indirekten Unterstützung gewerblicher Großbetriebe möge schließlich ein besonderer Fall aus früherer Zeit erwähnt werden, der das starke Verbundensein der aufkommenden Großbetriebe mit grund- und gutsherrlichen Verhältnissen erweist.

Der Hütten-Inspektor Bertram forderte 1754 für die Bedienten und Arbeiter an seiner anzulegenden „Eisen- und Stahl-Fabrique" bei Oldesloe Befreiung von der Leibeigenschaft, „weil dergl. Werke mit Ausländern betrieben und fortzusetzen, eines freyen Ab- und Zugangs erforderlich ist".

β. Absatzförderung.

Mit staatlichen Zwangsmitteln sollte einzelnen Betrieben der Absatz, wenn er ausblieb, verschafft werden. Aber es wurden auch Versuche gemacht, den Absatz ganzer Produktionszweige zu heben. Ein Beispiel dieser Art, wenn es auch nicht den Absatz schleswig-holsteinischer Betriebe besonders förderte, was aber wohl beabsichtigt war, war die Errichtung des Kopenhagener-Waren-Magazins, die im Jahre 1737 erfolgte. Es sollte vor allem die Produkte wie Wollwaren, Tuche usw. sammeln, die dann im großen und kleinen abgesetzt werden sollten. Nur ein Fall dafür, daß Waren aus Schleswig-Holstein dorthin geliefert wurden, war festzustellen[1]). 1776 beklagte man sich darüber, daß die Wollengarn- und Strumpfwarenverleger in Altona nicht mehr wie vor 30 Jahren die Erlaubnis hatten, eine bestimmte Menge von Waren an das General-Magazin in Kopenhagen liefern zu dürfen. Also noch 1746 muß der Absatz auf diesem Wege erfolgt sein.

Die Kapitalbeschaffung und z. T. auch Absatzmöglichkeit erreichte man durch die Verordnung vom 26. August 1737, wonach alle Beamte mit über 50 Rtlr. Gehalt ein Jahr lang 10 % davon abgeben mußten, die sie in Waren nach Verlauf von 1½ Jahren

[1]) R. A. Koph.: 632, Div. Sager.

wieder zurückbekommen sollten. Diese Bestimmung traf auch die schleswig-holsteinischen Beamten, wie eine Reihe von Quittungen über Empfang des Geldes und der Stoffe zeigt[1]). Zugleich war das Magazin aber ein Diskontierungsinstitut für Wechsel, welche die Fabrikanten den Krämern für ihre Forderungen ausgestellt hatten. Die Unternehmer bekamen sofort ihre Bezahlung. Nach Verlauf von 18 Monaten nahm das Warenmagazin bei den Krämern Regreß. Es wurde dabei aber allerhand Mißbrauch getrieben, so daß man 1768 zur Einschränkung schritt. 1771 wurde das General-Magazin von Struensee aufgehoben[2]). Es hatte sich gezeigt, daß solche staatlichen kaufmännischen Unternehmungen nicht geeignet waren, den Absatz zu fördern.

Man mußte also nach anderen Mitteln suchen. In einem Rundschreiben des Kommerz-Kollegiums an die königlichen Amtmänner wird der Vorschlag gemacht, daß Magazine in den einzelnen Ämtern angelegt werden müßten, um die dort hergestellten Stoffe zum gemeinsamen Verkauf zu sammeln. Weiter wurde darin vorgeschlagen, daß die Bedienten beim Einkauf „einen Attest, nebst angehängter versiegelter Probe von sothaner Waren zu nehmen gehalten werden“ müßten. Bei dem Verdacht, daß der Bediente ausländische Stoffe trage, müsse er dies Attest mit der Probe vorzeigen, und falls er solches nicht habe, solle die Entlassung aus seiner Stellung erfolgen. Da diese Verfügung sehr gut die im Kommerz-Kollegium vorherrschenden Ansichten wiedergibt, soll es z. T. hier angeführt werden[3]): Schon in den königlichen Reskripten vom 27. November 1727 und vom 12. Oktober 1758 habe der König ausgesprochen, daß er es als „ein Zeichen der Zêle für dero Dienste“ ansehe, „wenn aus den einkommenden jährlichen Nachrichten erschiene, daß sie sich, ihre Familien und Leute mit innländischen Waaren kleideten, ungeachtet dieser allgemeinen Äußerung aber, und obschon die Fabrique-Waaren bereits der Zeit sehr gut und fein billige Preise zu haben gewesen und sich seithdem noch in der quantité und den Werth gar sehr verbeßert, auch in der quantité durch den Anwachs der Fabriquen, dergleichen nunmehro auch verschiedene in dem Herzogthum Schleswig etabliret wären, merklich zugenommen hätten, man

[1]) St.-A. Kiel: B. IX, 3, Nr. 148.

[2]) Im Dezember 1740 stellte der Statthalter auf Gottorp in Bramstedt die Frage, ob die dortigen Kaufleute von den Laken des Magazins in Kopenhagen, welche sich dort in großen Mengen ansammelten, kaufen wollten. Die Bramstedter verhielten sich dem ablehnend gegenüber, „maßen solches hieselben nicht gefordert werden“. Nur 2 Kaufleute meldeten sich. (St. A. Kiel: B. IX, 3, Nr. 148.)

[3]) St. A. Kiel: C. VI, 1, Nr. 428 und C. XVIII, 1, Nr. 65.

demnach vernehmen müße, daß fast keiner der in den Fürstenthümern vorhandenen Bediente sich zu seiner Kleidung der einländischen Fabriquen bedienet habe". Der Amtmann in Tondern meint aber, daß man diesen Zwang doch nur für staatliche Bediente durchführen könne, und das werde nicht viel für die Fabriken ausmachen, und der Amtmann auf Fehmarn lehnt die Vorschläge auch ab, da die Fabriken ja dann die Preise beliebig hochsetzen könnten, wenn ihnen der Absatz gesichert sei. Dies könne den Bedienten zu sehr schaden, da sie nicht allzu hohe Löhne hätten.

Der nächste Versuch nahm bald danach in einem Rundschreiben des Staatshalters an die Landvögte und Gerichtsvögte usw. seinen Anfang. Es heißt darin[1]: „ . . . die in dero Herzogthum Schleswig befindlichen Seiden und Lacken-Krämers sich zur fournierung ihrer Buden, ihrer alten Gewohnheit nach noch immer ausländischer Waaren bedienten", „obgleich die in Dero Königreich Dänemark und dem Herzogtum Schleswig verfertigenden Wollen- und Seidenzeuge viele fremde Waaren von bonité überträffen und anbey für sehr billige Preise zu haben wären". Schließlich wird in dem Schreiben verlangt, daß die Krämer, die sich neu niederlassen, verpflichtet sein sollen, in Zukunft nur inländische Stoffe zu verkaufen. Kurze Zeit danach wurde nun tatsächlich auch eine Reihe von Verfügungen erlassen, die solchen Zwang ausüben sollten[2]. Die Ortsobrigkeit sollte feststellen, „was für ein Quantum Waaren dem neuen Krämer zu Fournierung seiner Boutike an inländischen Fabrikwaare zu nehmen auferlegt werden könnte". Die alten Krämer sollten sich verpflichten, mindestens für 160 Rtlr. inländische Fabrikwaren anzukaufen. Jährlich sollten Quittungen vorgelegt werden, ob dieses auch geschehen sei.

In derselben Richtung wirken sollten die Luxusverordnungen vom 6. Oktober 1736 und die von 1783. Zunächst waren sie nur ein Mittel, um ein Abfließen des Geldes ins Ausland zu verhindern, gleichzeitig wurde aber die Bevölkerung angewiesen, die inländischen weniger luxuriösen Stoffe zu tragen. Aber soweit es im Lande auch Luxusproduktion gab, wurde auch sie durch diese Verordnungen getroffen. Sobald es aber, wie dies 1783 geschah, erlaubt wurde, einheimische Luxusstoffe zu tragen[3], bildete solche Staatsmaß-

[1] St. A. Kiel: C. VI, 1, Nr. 428.

[2] Verfügungen vom 6. Okt. 1758, 18. Febr. 1760 und 17. April 1777. Kanzleipatent vom 3. April 1824. (Chr. Slg. und Syst. Slg., Bd. 6, S. 263.) Es fanden im Laufe der Zeit mehrere Änderungen an den Anfangsbestimmungen statt.

[3] Anz. 1783, S. 181.

nahme eine Förderung des Absatzes der inländischen Produktion für den Luxus.

Daneben wurde aber noch für den Absatz einzelner Betriebe gesorgt, wie z. B. für die „Parchen-Fabrique" in Rendsburg, an der der Staat, wie gezeigt, stark interessiert war. Zunächst schlägt der Statthalter zu Gunsten der Manufaktur eine Propaganda in den Städten Schleswig-Holsteins mit staatlicher Hilfe vor. Angehende Krämer sollten sich dann außerdem verpflichten, eine bestimmte Menge von Waren von der Manufaktur zu nehmen. Es kam aber nur dazu, daß die Kaufleute in den Städten durch die Magistrate ermuntert wurden, Barchend in Rendsburg zu kaufen. Aber die Kaufleute lehnten ab; sie entschuldigten sich mit der schlechten Güte und den höheren Preisen der Stoffe fremden Waren gegenüber[1]).

Ebenso wurde die Steingutfabrik in Rendsburg durch den Statthalter in den Städten empfohlen. Er suchte für den Absatz des Steinguts „einen zu diesem Handel willigen Bürger", der „Allein-Verkauf an seinem Wohnorte" haben sollte „und in der Vergrößerung des Absatzes der Rendsburger Ware sein Interesse finden würde"[2]).

Mit noch größerem Zwang ging man bei der Fürsorge für den Absatz des Oldesloer Salzes vor. Schon 1774 wurde verlangt[3]), daß die Erlaubnis gegeben werde, das Salz zwangsweise absetzen zu dürfen. Nötig sei eine Zwangsverteilung von 4000 To. (jährliche Produktion 5000 To., mögliche Produktion 8000 To.). In einem Bericht aus dem Jahre 1782, nachdem die Saline vom Grafen v. Dernath übernommen worden war, wurde über den schlechten Absatz geklagt. Das Wohl der Saline hange von dem Absatz nach den adligen Gütern ab, die aber lieber Lüneburger Salz mit den zurückkommenden Butterwagen aus Hamburg mitnehmen ließen. Außerdem versorgten sich die zollfreien Distrikte, wie Dithmarschen, lieber mit Salz aus Lüneburg. Die Folge war das Reskript vom 27. September 1786, wonach 10000 To. Salz auf die Flecken und Städte repartiert wurden. Aber diese Bestimmung erwies sich zunächst als unwirksam, da Flecken und Städte die Verpflichtung nicht immer halten konnten, weil ihr Absatzgebiet, das umliegende Land, in sehr vielen Fällen zu den zollfreien Distrikten gehörte, die sich mit Lüneburger Salz versorgten. Nach einem Placat[4]) vom 31. Januar 1788 sollten nun auch die sonst privilegierten Land-

[1]) St. A. Kiel: A. II, 187.
[2]) Kinder, Plöner Urk., S. 522.
[3]) St. A. Kiel: A. II, 186.
[4]) Syst. Slg., Bd. 6, S. 313.

distrikte verpflichtet sein, in den benachbarten Städten oder Flecken ihr Salz zu holen. Doch auch dies führte nicht zum Erfolg. Eine neue Verfügung vom 13. Juni 1788 bestimmte, daß die Landhöker und Handelsleute so eingeteilt werden sollten, daß ein jeder angewiesen werden könne, wo er ein bestimmtes Quantum aus der „ausdrücklich zu benennden nächsten Stadt oder Flecken" zu holen habe. Anscheinend hat die Repartierung dann eine zeitlang aufgehört; denn am 3. Mai 1792 erschien eine neue Verordnung, „um der Oldesloer Saline, als einen an sich gemeinnützigen und seither jährlich verbesserten Werks, den Verkauf seines Products zu erleichtern, und dem Staate durch verminderten Verbrauch fremden Salzes, eine beträchtliche Summe noch ferner zu ersparen". Daher sollten nun wieder 10000 To. Oldesloer Salz auf gleiche Weise wie früher repartiert werden. Der Handel auf dem Lande wurde bei Strafe von 5—10—20 Rtlr. verboten.

γ. Hereinziehung von Fremden ins Land und Religionsfreiheit.

Daß der Staat sich bemühte, auch mit Hilfe von Geldmitteln fremde Unternehmer und Arbeiter ins Land zu ziehen, ist oben schon erwähnt worden. Schon die alten Privilegien von 1664 für die Stadt Altona mit der Gewährung der Religionsfreiheit hatten dahin gewirkt. 1771 wurden diese Privilegien nun dahin erweitert, daß Fremden „nicht nur innerhalb von 10 Jahren Abzugsfreiheit, sondern auch später und zu allen Zeiten" gewährt werden solle[1]).

Auch auf dem Gute Wandsbek wurde zu Gunsten von Unternehmern Religionsfreiheit eingeführt. Graf v. Schimmelmann hatte 1780 „wegen der den reformirten und römisch-catholischen Fabrikanten auf seinem Gute Wandsbeck zu gestattenden freyen Religionsübung" Vorstellung gemacht, worauf am 2. Februar 1780 eine Konzession und Resolution die Religionsfreiheit für diese aussprach[2]).

Ebenso geschah die Niederlassung der Herrenhuter Brüdergemeinde bei Hadersleben und ihre Gründung von Christiansfeld (1773) auf Veranlassung und mit Unterstützung des Staates, und zwar ging dies zur Zeit von Joh. Fr. Struensee's Ministerium vor sich. König Christian VII. und er hatten auf einer Reise nach Holland die Brüdergemeinde in Zeist besichtigt, wo sie von ihrer Tätigkeit einen guten Eindruck bekommen hatten. Um so leichter konnte der Kabinettsminister Struensee von seinem Bruder K. A. Struensee, Justizrat und

[1]) Chr. Slg., 28. Dez. 1771.

[2]) Ebenda, 29. Febr. 1780.

Leiter des Geldwesens der deutschen Kanzlei, der die Herrenhuter in Schlesien besucht hatte, zu dem Ersuchen an sie veranlaßt werden, sich in den Herzogtümern niederzulassen, um Fabriken von „Leinwand-, Wolle- und Lederbereitung einzurichten". Nachdem ihnen die freie Religionsübung zugesichert worden war, willigte die Brüdergemeinde ein. Es wurden ihnen außerdem Gewerbefreiheit, Befreiung von der Einquartierung, vom Militärdienst, Befreiung von den Zöllen, in 10 Freijahren eine Geldbeihilfe von 10 % zu jedem Neubau und anderes gewährt[1]). Allerdings ließen die Herrenhuter die Regierung wissen, daß das Anlegen von Fabriken nicht für sie die Hauptsache sei, sondern daß religiöse Gründe für sie im Vordergrunde stünden.

Selbst die großfürstliche Regierung in Kiel zielte in ihrem Rundschreiben 1758 auf Hereinziehung der Fremden hin, wenn sie darin schrieb[2]): „da bey gegenwärtigen Troublen viele Brod- und arbeitslose Fabricanten aus Cassel und derer Orten sich willig laßen dürften, unter gewißen vortheilhaften Conditionen, die Wir ihnen gnädigst gerne zustehen wollen, in Unsere Städte und Ämter sich niederzulaßen". — Während der Mitte des 18. Jahrhunderts suchte man vor allem Franzosen und Niederländer ins Land zu ziehen. Um 1800 waren die Engländer infolge des wirtschaftlichen und technischen Aufschwungs in ihrem Heimatlande sehr begehrt[3]).

δ. Unabhängigkeit bei Auswahl der Arbeiter gegenüber den Zünften.

Die Landesherren hatten am Anfang des 18. Jahrhunderts durch Einführung des Konzessionssystems versucht, die hemmenden Zunftschranken zu beseitigen. Die dadurch entstandene größere Konkurrenzfreiheit ermöglichte es einzelnen tüchtigen Handwerkern, ihren Betrieb auszudehnen. Besonders waren es die konzessionierten Freimeister, die ohne gesetzliche Beschränkung die Amtsmeister überflügelten. Der Zunftneid gegen jene war sehr groß[4]). Vor allem waren solche Großbetriebe, die Produktionsgebiete von selbständigen Handwerksbetrieben an sich gerissen hatten, mit den Zünften in Konflikt gekommen. Der beste Anknüpfungspunkt zum Widerstand für die Zünfte war immer, nachdem eine Ausschließung der Unternehmer aus den Zünften, falls sie ihnen angehört hatten, nichts genützt hatte, eine Ausschließung

[1]) Frederik Schrøder, Sønderjyske Aarbøger, 2 Række, 1923, I, S. 15ff.
[2]) St. A. Kiel: A. XXII, 292.
[3]) Linvald, S. 360, vgl. darüber auch im ersten Kapitel, Abschnitt II, 2.
[4]) Hähnsen, Kieler Handwerksämter, S. 260.

oder Bestrafung der Gesellen, die in einer solchen Fabrik oder Manufaktur gearbeitet hatten. So hatte es das Neumünstersche Tuchmacheramt mit den Gesellen der „Zuchthausmanufaktur" gehandhabt. Aber 1777 wird vom Amtmann „der Zunft zu Neumünster zum Bescheide ertheilet, daß nachdem alle die Zwangs-Regeln der Zünfte überhaupt dem Fortgange der Fabrike höchst nachtheilig und hinderlich wäre, sie Abschied von der Fabrik und Lohnbriefe als gültig anzuerkennen" hätten [1]). Zum ersten Male ist in einem Privilegien-Gesuch die Forderung, daß es erlaubt werden möge, die Arbeiter ohne Behinderung von Seiten der Zünfte auszuwählen, von Otte-Eckernförde für seine Fayance-Fabrik 1766 gestellt und später auch genehmigt worden [2]).

Sehr heiß verlief 1787 der Kampf zwischen der Tischlerzunft und den Gebrüdern Köster, Altona, die „die zu verfertigung der Mobilien erforderlichen Arbeiter und Künstler nach Gutfinden und ohne an die Tischler Zunft gebunden zu seyn" auswählen möchten. Die Tischlerzunft protestierte sehr energisch dagegen [3]). „Es ist unerhört und gegen alle sonstige Analogie, daß diese Leute, indem sie v. Ewer kgl. Majestet gewisse Begünstigung erbitten und sich ohne die Antwort abzuwarten schon vorher in den Besitz der erbetenden Puncte setzen". Sie hatten nämlich in ihren Häusern durch „Pfuscher aus Hamburg" Möbel herstellen lassen. Die Tischlerzunft will Joh. Jacob Köster, der Zunftmeister war, zwingen, zur Verfertigung seiner Arbeiten Leute aus dem Amte zu nehmen. „Diese Zumuthung streitet nach der Behauptung des Supplicanten mit dem allgemeinen Grundsatz der Industrie, daß Freiheit die Seele aller Gewerbe sey, wovon das zunftfreie England den besten Beweis gebe", fügt der Ober-Präsident Altonas hinzu. Der Magistrat versucht den Streit zu schlichten. Er ist aber trotzdem ebenso wie der Oberpräsident v. Gähler dafür, daß den Gebrüdern Köster alle Unterstützungen gewährt werden.

Im selben Jahre (1787) bekam J. D. Hieronymus Lösekann (Möbelmanufaktur) in Glückstadt die Erlaubnis, „nicht gehalten zu sein, Gesellen von der Glückstädter Zunft zu nehmen". Als einige Jahre später der Gläser Albert zur Herstellung von Möbeln dasselbe Privilegium haben will, beschwert sich die Zunft, weil ihre Zunftregeln es verbieten: „es solle niemand bey einem Bürger arbeiten, der nicht zum Amte gehöre", und behauptet, daß sie alle Sorten von Möbeln ebensogut herstellen könne [4]).

---

1) R. A. Koph.: K. K. T. J. 146, Nr. 102.
2) Brinckmann, S. 369.
3) St. A. Kiel: A. XVIII, 3840.
4) Ebenda, A. XVIII, 3409.

Sehr oft scheint dieses Vorrecht nicht gewährt zu sein. Aber es war doch eigentlich nichts Neues, als 1826 Hammerich in Schleswig und 1833 Höpfner in Kiel für ihre Wagenmanufakturen das „Privilegium zur Verfertigung von Wagen aller Art und dazu Gehülfen von allen in dieses Fach einschlagende Gewerbe zu halten" erhielten. Sogar der Magistrat in Kiel war in dieser Angelegenheit der Meinung, daß, wenn die Herstellung von Wagen an den Zunftzwang gebunden bleibe, in Kiel nicht viele Wagen würden hergestellt werden können[1]). Derselbe Magistrat setzt sich aber dafür ein, daß dasselbe Vorrecht in demselben Jahre für den Schiffbauer Frahm abgelehnt werden möchte mit Rücksicht auf das Reiferamt, das größtenteils von Arbeiten für die Schiffe lebe und dadurch zum größten Teil brotlos werden könne, wenn Frahm auch Tauwerk herstellen dürfe.

Diese Art von Privilegien vermehren sich nun nach dieser Zeit bei vielen Großbetrieben ständig. So besaß es die Carlshütte in Rendsburg bald nach Beginn ihrer Produktion, ebenso Knauer und Reder, Tabaks- und Garnfabrik in Altona im Jahre 1835[2]). (Am 1. Dezember 1846 wurden alle Maschinenfabriken vom Zunftzwang befreit.)

So wurde man der neuen Zeit in Einzelverordnungen gerecht, bevor eine allgemeine Regelung dieser Angelegenheit stattfand[3]).

d) Die Zollprivilegien.

Als ein neues Mittel der merkantilistischen Zeit, neue Betriebsformen zu bevorrechten, kam „die künstliche Beeinflussung des Warenmarktes, durch Maßregeln befördernd oder hemmend auf den Warenzustrom oder -abstrom einzuwirken[4])", hinzu, d. h. durch Zollmaßnahmen bestimmte Orte, bestimmte Betriebe oder bestimmte Gewerbezweige zu bevorzugen. Eine solche Politik fing schon 1668 mit der damals erlassenen Licentordnung[5]) an; allerdings waren darin noch zum großen Teil finanzpolitische Gesichtspunkte zu spüren. Zur

---

[1]) St. A. Kiel: A. XVIII, 4266.

[2]) Ebenda, 3841.

[3]) Dies geschah erst durch die Aufhebung des Zunftzwangs durch die preußische Verordnung vom 23. Sept. 1867. Vgl. darüber Hähnsen, Kieler Handwerksämter, S. 384.

[4]) Sombart I, 1, S. 381.

[5]) Licentordnung vom 5. März 1668: Slg. gemeinschaftl. Verordnungen, S. 715. Im dänischen Zollgesetz von 1651 hatte man schon ein Vorbild. In diesem findet man zum ersten Mal die Grundsätze des Merkantilismus klar ausgesprochen.

Hauptsache waren in dieser Zeit noch die Ein- und Ausfuhrverbote, die sehr oft zusammen mit einem Monopol bewilligt wurden, in zollpolitischer Hinsicht der Schutz für die Großbetriebe. Ein- und Ausfuhrverbot und das Monopol hatten in dieser Zeit, wo auf den verschiedenen Gebieten nur je ein oder wenige Großbetriebe vorhanden waren, dasselbe Ziel, den Wettbewerb auszuschalten. So hatte der als Monopolist verschrieene Simon Modeus 1673 zu Gunsten seiner Ölmühle das Ausfuhrverbot für Leinsamen erwirkt[1]). Zum Schutze der „Hagelfabrik" von Peter Caustofft wurde 1736 ein Einfuhrverbot von Schießhagel (Schrot) bewilligt[2]).

Außerdem mußten aber, wenn den Großbetrieben das Aufkommen erleichtert werden sollte, die Rohstoffe, die vom Auslande zur Verarbeitung nötig waren, möglichst leicht eingeführt und die im Inlande hergestellten Produkte ohne Hemmungen ausgeführt werden können. Dies geschah dadurch, daß man einzelnen Betrieben durch ein „Privilegium" zollfreie Einfuhr von Rohstoffen oder zollfreie Ausfuhr ihrer Produkte bewilligte. Oft wurde Zollfreiheit bei Einfuhr von Rohstoffen nur gegen Erlegung einer Recognition erteilt. So bekam 1756 Joh. Mewe, Bürger zu Glückstadt, für seine Muschelkalkbrennerei[3]) nur dann Zollfreiheit und Befreiung von sonstigen Abgaben für Muschelschalen und Schilf bei der Einfuhr, wenn er 6 Rtlr. Rekognition ins Steinburgsche Amtsregister erlegte, und zwar „um mit ermeltem Johann Jansen, wegen des zu brennenden Kalk Kauf halten zu können"; denn dieser hatte dieselben Rechte.

Zeitlich auf 6 Jahre begrenzt wurde 1758 die zollfreie Einfuhr von Rohstoffen und die zollfreie Ausfuhr von Produkten für die 2. Fayance-Fabrik in Kiel[4]). Ebenso bekam Lindner, Kiel, 1764 für seine Ahmdamfabrik in Kiel Zoll- und Lizentfreiheit auf 15 Jahre[5]).

Daneben gab es aber Zollfreiheiten für bestimmte Gebiete oder Städte. Nicht überall wirkten diese dahin, daß Großbetriebe entstanden. So hatte die zollfreie Einfuhr von Waren nach Dithmarschen nur die Folge, daß von Hamburg billig Waren eingeführt werden konnten, wodurch eher eine Hemmung für das Entstehen von Großbetrieben in jener Gegend entstand. Aber für die Stadt Altona mußten solche Freiheiten infolge ihrer Lage andere Wirkungen haben. In dem

[1]) St. A. Kiel: A. XX, 2725.
[2]) Ebenda, 2286.
[3]) Ebenda, B. II, 1, Nr. 174.
[4]) Nordelbingen I, S. 48.
[5]) St. A. Kiel: A. XXII, 347.

schon genannten Privilegium von 1664 (also vor der obengenannten Lizentordnung) bekam Altona von König Friedrich III. folgende Zollfreiheiten:

Der Artikel 4 des Privilegiums von 1664 lautet[1]): „Da die Einführung nutzbarer Manufacturen, einen Ort in Wohlstand und Flor zu bringen, nicht wenig vermag, und Nahrung, auch Handel und Wandel in einer Stadt sehr befördert; so haben Wir, um die Etablirung der Manufacturen in Unserer Stadt Altona desto mehr zu facilitiren, mittelst diesem von neuen allergnädigst bewilligt, daß alle und jede in ermeldter Unserer Stadt Altona wirklich fabricirte Manufacturen, auch der darin wirklich gebrannte Kornbranntwein zollfrei in Unsere Königreiche Dänemark und Norwegen eingeführt werden möge . . .".

In Artikel 7 wird dies noch einmal bekräftigt und erweitert[2]): „Denen Bürgern in Altona wird auch frey gegeben und zugestattet, allerhand Manufacturen als Tuch, Leinen und Wollen Webereyen, ingleichen Seifensieder, Zuckerbereiter, Garberey und dergl. wie die Nahmen haben mögen, alda anzustellen, und sollen sothane Manufacturen und Waaren gleichfalls ohne Erlegung von Zoll von dar geführet und verhandelt werden."

Es war also eine Befreiung vom Ausfuhrzoll und eine Einfuhrfreiheit nach Dänemark und Norwegen. Nach Schleswig-Holstein bestand eine zollfreie Einfuhr nicht. Diese konnte nur durch besondere Privilegien erreicht werden, wie dies u. a. ein Gesuch der Kaufleute Linnich und Sohn 1760 zeigt, „Simplicia oder Ingredientien" für ihre Seifenfabrik nach den Herzogtümern einführen zu dürfen und Produkte dorthin wieder frei auszuführen[3]).

Erneuert wurden diese Privilegien von 1664 in neuer Fassung im Jahre 1771[4]). Es kam hier nun eine Bestimmung hinzu, die allgemeine Richtlinien für die zollfreie Einfuhr nach den Herzogtümern (§ 9) gab. Danach konnten Rohstoffe für Manufakturen und Fabriken (und „Victualien zum Konsum") in Altona aus den Herzogtümern, falls die daraus verfertigten Produkte wieder dorthin ausgeführt würden, zollfrei ein- bezw. die Produkte ausgeführt werden. Aber immer noch konnte die Vergünstigung nur durch ein besonderes „Privilegium" bewilligt werden[5]).

---

[1]) Versuch einer historischen Beschreibung, Alt., 1747, S. 75.

[2]) St. A. Kiel: A. XVIII, 339.

[3]) Ebenda, 3839.

[4]) Chr. Slg., 28. Dez. 1771.

[5]) Anscheinend erfuhr die bisherige zollfreie Einfuhr nach Dänemark und Norwegen 1771 eine Einschränkung. Es heißt im „Patent": daß „wenn selbige

Inzwischen waren Zollprivilegien für einzelne Betriebe im übrigen Schleswig-Holstein in großer Zahl bewilligt worden. Eingeleitet wurde diese Reihe der Zollprivilegien 1755 durch Erteilung von Zollfreiheiten an die Kammertuchmanufaktur und Zwirnfabrik in Schleswig, an die Fayance-Fabrik in Schleswig, 1755/61 an Otte, Eckernförde, für seine Fayance-, Ahmdamfabrik und Wollmanufaktur; darauf folgten solche für die Zuckersiedereien in Flensburg 1762 ff., dann 1765 an die Fayance-Fabriken in Rendsburg und Kellinghusen. Diese Beispiele regten an, so daß bis 1786 97 Zollprivilegien bewilligt werden konnten; (vor allem aber für Zuckerraffinerien, Textilmanufakturen, Seifensiedereien[1]). Zunächst wurde das, was bis 1768 bewilligt worden war, in der Zollverordnung[2]) von 1768 zusammengefaßt. Im allgemeinen brachte sie einen erhöhten Schutzzoll gegenüber den früheren Bestimmungen. Für Waren, die im Inlande hergestellt werden konnten, sollten 12—13%, für die weniger entbehrlichen Waren des Auslandes 9—10% vom Wert (z. B. für Porzellan) erhoben werden. 6% sollten die unentbehrlichen Waren zahlen oder solche, die im Inlande anzufertigen man sich noch nicht recht getraute. Rohstoffe zur Verarbeitung gingen größtenteils frei ein. Inländische Rohstoffe zahlten bei der Ausfuhr einen kleinen Zoll, inländische Fabrikwaren gingen frei aus. Einfuhrverbote enthielt die Zollrolle zwar noch nicht; die in früheren Zeiten bewilligten waren inzwischen erloschen. Aber trotzdem trat in dieser Zollverordnung zum ersten Male in Schleswig-Holstein das Prinzip, den Zoll zur Hebung der inländischen Gewerbe zu benutzen, deutlich hervor. Es war dies die Rückwirkung der damals in Dänemark[3]) herrschenden streng merkantilistischen Anschauungen auf das Zollwesen der Herzogtümer[4]).

Aber im Interesse der neuen Großbetriebe sah man sich bald genötigt, Einfuhrverbote und neue Zollprivilegien zu genehmigen. Zunächst kam 1768 das Einfuhrverbot für fremdes Porzellan, 1774 das Verbot, wonach den holsteinischen Kupfer- und Messingmühlen die Einfuhr nach dem Herzogtum Schleswig nicht erlaubt war (zum

---

in die Königreiche Dänemark und Norwegen eingeführt werden, eine beträchtliche Erniedrigung des Zolles zugestanden" werden soll. (§ 10.)

[1]) St. A. Kiel: A. XV, 196.

[2]) Revidierte Zoll-Verordnung, wie auch Zoll- und Licentrolle vom 11. Mai 1768. Slg. gemeinschaftl. Verordnungen, S. 1019.

[3]) In Dänemark war damals für 50 Warenklassen und 150 einzelne Warenartikel die Einfuhr verboten. Holm IV, 1, S. 367.

[4]) Seelig, a. a. O., S. 116.

Schutze der Kupfermühle Crusau bei Flensburg[1]), und 1775 das Einfuhrverbot für kleine verzinnte Blechplatten zum Schutze der Blechfabrik bei Hadersleben.

1775 erschien das Plakat, wodurch die Einfuhr fremder Barchende in die Herzogtümer verboten wurde. Gerade dieses Beispiel zeigt, wie sehr ein Einfuhrverbot einem Monopol gleichkam, wenn nur ein Betrieb der betreffenden Art vorhanden war. Dessen waren sich die Regierungen auch wohl bewußt. 1772 wurde ein Gesuch um dieses Verbot in folgender Weise abgelehnt[2]): „Das Monopolium führe eine Verringerung der Zollgefälle mit sich, weswegen die großfürstliche Regierung in Kiel sich ohnstreitig darwieder regen würde". Aber die Veranlassung zum Einfuhrverbot gaben die Schwierigkeiten, die beim Absatz dieser Produkte im Inlande vorhanden waren. Vielerlei (s. o.) hatte man schon versucht; aber der Absatz blieb trotzdem aus. Als letztes Mittel erschien nun das „Placat"[3]): „Seine kgl. Majestät haben unterm 10. d. M. allergnädigst zu resolviren geruht: daß zur Aufnahme und Beförderung des Absatzes der Rendsburgischen Parchent-Fabrik die Einfuhr fremder Parchente in die Herzogtümer Schleswig und Holstein verboten seyn soll, also daß von nun an, und bis weiter, keine fremde Parchente in gedachten Herzogthümern, weder auf den Jahrmärkten noch ausser denselben, feil gehalten oder verkauft werden solle, unter Confiscation der Waren die Erlegung einer mit dem Werth der Waren verhältnismäßige Mulct. Welche allerhöchste Resolution hierdurch zu jedermanns Wissenschaft öffentlich bekannt gemacht wird. West-indische-guineische Rente- und Generall Zollkammer. 15. April 1775."

Aber uneingeschränkt wurden die Einfuhrverbote nicht bewilligt. Zunächst sollte das eben angeführte Verbot nur für drei Jahre gelten. Außerdem mußte erst nachgewiesen werden, daß die Manufaktur auch wirklich im Stande sei, den Bedarf der Herzogtümer vollkommen zu befriedigen. Die königliche General-Zoll-Kammer berechnete und schätzte das Quantum, das bisher jährlich eingeführt worden war, auf 5000 Ellen Barchend. Die Interessenten der Manufaktur gaben 1774 an, daß sie 10—11000 Ellen verfertigen könnten und 13000 Ellen fertig auf Lager hätten. Das Verbot könne daher sofort erlassen werden. Erst nach dieser Mitteilung erfolgte das Einfuhrverbot. Aber auch die Einfuhrverbote erwiesen sich nicht als das richtige Mittel, die

[1]) St. A. Kiel: C. XII, 1, Nr. 350.

[2]) Ebenda, A. II, 187.

[3]) R. A. Kop.: K. K. Tyske Kommercej. (1772—78), Nr. 287.

Großbetriebe vor der ausländischen Konkurrenz zu schützen. Die Barchend-Manufaktur konnte trotzdem nicht bestehen. — Die Fayance-Fabriken hatten schwer mit der Schmuglerei zu kämpfen. Darauf deutet eine Antwort auf ein Gesuch hin, daß der Apotheker Clar zur Erlangung eines Einfuhrverbots für Steingut einreichte[1]): „Das Monopolium dürfte ihm um desto weniger zu bewilligen seyn, da es bedenklich sey, 2 Herzogtümer um einer Fabriquen willen unter einen gewißen Zwang zu legen, zumahl es in den gemeinschaftlichen Holsteinischen Landen ohne Wirkung seyn würde".

Trotzdem waren in der 1778 aus Anlaß der Vereinigung des gottorpischen Anteils mit dem königlichen erlassenen Zollverordnung doch noch acht Einfuhrverbote enthalten[2]): für Blech, verzinnt oder anderes Plattenblech; goldene und silberne Bänder; für beste Sorten Fische; für Fayance; Spitzen; Lumpen; Saartuch und Brocade.

Für Altona trat in dieser Zeit durch Plakat vom 23. Juni 1777 die Änderung ein, daß alle Großbetriebe zollfreie Einfuhr nach den Herzogtümern bekamen, einerlei, ob die Produkte aus in- oder ausländischen Stoffen hergestellt waren[3]). Es war nur eine Erweiterung des Plakats von 1771. Die Unternehmer sollten nun nur „ausdrücklich angewiesen werden die bedürfenden rohen Materialien, soweit sie im Lande zu haben sind, vorzüglich darin zu nehmen". Aber es sollten durch dieses Plakat „zur Aufnahme der altonaischen Fabriken und Beförderung der Industrie" auch wirklich nur die Großbetriebe und eventl. das Verlagssystem begünstigt werden; denn die General-Zoll-Kammer gab zu erkennen, daß es „Bedenken fände, die Privilegien auszufertigen" für Handschuhmacher, Reifschläger, Seiler, Haaren- und Wollenwarenhersteller, „da die Supplicanten eigentlich zu den Handwerkern zu gehören scheinen". Durch eine Resolution[4]) vom 16. April 1794 wurde in einem Reglement zusammengefaßt, welchen in Altona verfertigten Waren die zollfreie Einfuhr nach Schleswig-Holstein erlaubt worden war[5]). Bei den allermeisten wurde

---

[1]) R. A. Koph.: Tyske Kommercj. (1772—73), Nr. 287.

[2]) Zoll- u. Lizent-Verordnung, wie auch Zoll- und Lizent-Rolle für die Herzogtümer Schleswig und Holstein, die Herrschaft Pinneberg und Graffschaft Ranzau. Christiansburg, den 23. November 1778. Kopenhagen.

[3]) St. A. Kiel: A. XVIII, 3838.

[4]) Ebenda, A. XXV, 19 d.

[5]) In dieser Resolution kam ein weiterer Schutz für die Kupfermühle Crusau hinzu. Es wurde darin dafür gesorgt, daß die Bestimmung, wonach es verboten war, Kupferwaren nach dem Herzogtum Schleswig einzuführen, nicht dadurch umgangen würde, daß dies auf dem Umwege über Altona doch geschah. Bestimmt

angegeben, daß sie nur „als Fabrikware“ Zollfreiheit hatten, während sie als Handwerksware Zoll bezahlen mußten.

Das Kommerz-Kollegium war insofern in einer schwierigen Lage, weil es die verschiedenen Interessen Dänemark-Norwegens, Schleswig-Holsteins und Altonas untereinander in Einklang zu bringen hatte. Altona hatte von Anfang an eine Sonderstellung genossen, um die Vormachtstellung Hamburgs auf wirtschaftlichem Gebiet einzuschränken. Andererseits war es während der ganzen merkantilistischen Periode das Bestreben gewesen, besonders die gewerbliche Produktion in Dänemark und auch in Norwegen zu begünstigen. Als nun um und in Kopenhagen und an anderen Stellen in Dänemark eine Reihe von Großbetrieben aufgekommen war, sah sich das Kommerz-Kollegium genötigt, vor allem diese zu schützen. Die zollfreie Einfuhr der Altonaischen Fabrikerzeugnisse nach Dänemark und Norwegen wurde 1777/78 aufgehoben, dafür aber der Absatz Altonas auf Schleswig-Holstein hingelenkt. Die einzelnen Großbetriebe im übrigen Schleswig-Holstein genossen in der Tat eine große Vergünstigung, solange sie im Besitze der zollfreien Einfuhr nach Dänemark und Norwegen waren.

Die günstige Wirkung einer erleichterten Einfuhr nach Dänemark zeigte sich, als vorübergehend in der Zeit Struensees freiheitlichere Bahnen eingeschlagen wurden. 1771 erließ Struensee allgemein die Erlaubnis, Fabrikwaren aus den Herzogtümern gegen einen Zoll von nur $7^{1}/_{2}$ % nach Dänemark einzuführen[1]). Dies wirkte sehr schädlich auf die dänischen Großbetriebe; denn in der Zollverordnung von 1768 waren gar keine und nachher nur wenige Einfuhrverbote erlassen worden. Dänemark konnte also über Schleswig-Holstein mit ausländischen Waren überschwemmt werden. Zugleich aber hatte diese Erlaubnis eine günstige Wirkung auf die Großbetriebe Schleswig-Holsteins.

Im Laufe der Zeit machte sich aber infolge des Aufkommens des Freihandelsgedankens eine andere Auffassung in zollpolitischen

---

wurde daher, daß „neugearbeitetes Kupfergut“ nur als Handwerksware (nur gegen Attest) und nur, wenn es aus in kgl. Landen fabrizierten Kupferplatten hergestellt sei, nach Schleswig-Holstein zollfrei eingeführt werden dürfe. „Sind also erwähnte Kupferplatten auf den Kupfer- und Messingwerken zu Borstel, Nutschau, Kölzernklingen und in den Ämtern Trittau und Reinbeck zu Hamfelde, Witzhave, Grönwoldt, Rolfshagen, Domhorst, Glinde und Raustorf, ingleichen auf den Kupfermühlen zu Popenbüttel und den zu Rethwisch und Düwelsbrock vorhandenen Kupfermühlen gekauft, so kann keine Zollfreiheit zugestanden werden“. (Chr. Slg., 19. Apr. 1794).

[1]) Holm IV, 1, Abt. 2, S. 80.

Dingen geltend. Von wissenschaftlicher Seite ging Joh. Chr. Fabricius, Professor in Kiel, in seinen „Polizey-Schriften“[1]) 1786 gegen die Einfuhrverbote vor: „Für den Handel überhaupt würde es vielleicht vortheilhafter seyn, wenn wir einen freien Handel über ganz Europa einführen . . . Die Unterstützung, welche wir unsern Fabriken durch die Zölle geben, solle billig nicht gar zu drückend für die übrigen Einwohner seyn . . . Noch härter ist es, Waren zu verbieten, die nothwendig, und die unsere eignen Fabriken nicht in gehöriger Menge zu liefern im Stande sind“. — „Zu der Unterstützung unserer eignen Manufakturen sollte ein erhöhter Zoll vollkommen hinlänglich seyn. Fabriken insonderheit der nothwendigen Waren, die mit Hülfe von 5—10 % Zoll nicht im Stande sind, die ausländische Waare dieser Art auszuschließen, verdienen nicht die Aufmerksamkeit der Regierung, können nie vortheilhaft werden, wie wir bey verschiedenen unserer schon lange eingegangenen Fabriken nur zu deutlich gefunden haben“[2]).

Hinzu kam noch, daß die aufblühenden Städte am Ende des 18. Jahrhunderts die vielen Vorrechte einzelner Distrikte, Städte, Güter, Personen und Betriebe als lästig empfinden mußten. So beklagt man sich 1780 in Elmshorn, daß man auf 3 Seiten von Distrikten eingeschlossen sei, „die sich Abhandlung des Zolls zu nutze machen“[3]). — Außerdem aber hatte der Schmuggel in den Jahrzehnten am Ende des 18. Jahrhunderts solchen Umfang angenommen, daß die Einfuhrverbote illusorisch geworden waren.

Die neuen Ansichten über zollpolitische Fragen fanden daher einen günstigen Boden. So kam es, daß in der 1787 eingesetzten Finanz-Kommission eine neue Zollgesetzgebung vorbereitet wurde. Schimmelmann und Chr. Reventlow waren hierbei die Richtunggebenden[4]).

Das Ergebnis war in Dänemark durch die Zollgesetzgebung des Jahres 1797 eine Abkehr von den merkantilistischen Grundsätzen. Dem folgte in Schleswig-Holstein die Zollverordnung des Jahres 1803. Man brach endgültig mit den Einfuhrverboten, verlegte die Zollerhebung an die Grenze und vereinheitlichte die Zollabgabe. In der Einleitung zu der Zollverordnung von 1803 wird auf die neue Richtung hingewiesen[5]): „In den Herzogthümern ist, so

[1]) Fabricius, S. 238.
[2]) Ebenda, S. 241.
[3]) St. A. Kiel: B. XII, 381.
[4]) Linvald, a. a. O., S. 286.
[5]) Zollverordnung für die Herzogtümer Schleswig-Holstein, Kopenhagen, S. 3.

wie ehemals in den Königreichen, die Einfuhr vieler Waren ehemals verboten gewesen. Der Zweck dieser Verbote ist hier aber eben so wenig als in Dänemark und Norwegen erreicht worden. In Übereinstimmung mit den Grundsätzen, welche die Aufhebung derselben in Unsern Königreichen bewirkt haben, werden gedachte Verbote nunmehro auch in den Herzogthümern aufgehoben".

Aber immerhin blieb auf die Einfuhr von „Fabrikwaren" noch ein Zoll von 10 % bestehen, und Luxusgegenstände und gewöhnliche Handwerkswaren, die auch im Lande erzeugt werden konnten, wurden mit 16 % Zoll belegt. Die Rücksichtnahme auf die Finanzen des Staates hatten bei der Festsetzung des Zollsatzes eine große Rolle gespielt[1]). Vollkommen zollfreie Einfuhr erhielten auch diesmal nur die dem Lande fehlenden Rohstoffe und zollfreie Ausfuhr alle inländischen Fabrikate.

Nach Dänemark und Norwegen konnten alle Waren gegen Erlegung des halben in der Zollverordnung von 1797 bestimmten Zolls eingeführt werden. Es bestand so nunmehr keine Zollfreiheit für den Export nach Dänemark für die Betriebe, welche früher Privilegien in dieser Hinsicht gehabt hatten. Die Verordnungen von 1797 und 1803 wurden daher für viele Großbetriebe verhängnisvoll. Der Betrieb sehr vieler Unternehmungen in Wandsbek und Altona ging ganz beträchtlich zurück. Die Crusauer Mühle verlor einen Teil ihres Absatzgebiets (Kopenhagen ganz und Jütland zum Teil). Allerdings lag dies nicht allein an dem Wegfall der Zollfreiheiten nach Dänemark, sondern vor allem auch an der Zunahme der ausländischen Konkurrenz, namentlich Englands. Jedoch war das Vertrauen der Regierung auf die Lebensfähigkeit der schleswig-holsteinischen Großbetriebe größer als auf die in Dänemark. Dies zeigte sich auch in den niedrigeren Zollsätzen[2]). — Eine deutliche Vorstellung von dem relativen Wert dieser Zollverordnung von 1803 erhält man erst, wenn man sich vergegenwärtigt, daß in jener Zeit fast überall noch das Zollwesen nach den strengen Prinzipien des Merkantilsystems geordnet war. In Preußen z. B. wurde das, was 1803 in Schleswig-Holstein erreicht worden war, erst im Jahre 1818 eingeführt[3]).

Darauf kam 1807 die Kontinentalsperre mit der Elbblockade. Diese brachte wieder einen Schutz für die Großbetriebe, weil die Zufuhr englischer Waren verboten wurde[4]). Altona hatte aber andererseits

---

[1]) Linvald, a. a. O., S. 352.

[2]) Ebenda.

[3]) Seelig, a. a. O., S. 119.

[4]) Chr. Slg., 9. Sept. 1807.

unter diesen Verhältnissen auch zu leiden, da die Zufuhr von solchen Rohstoffen vom Auslande, die früher von dort veredelt nach dem Süden gegangen waren, verboten war — vorausgesetzt, daß sie nicht innerhalb einer bestimmten kurzen Frist veredelt werden konnten, was aber für viele Rohstoffe nicht durchführbar war [1]).

Die Folge war, daß Versuche gemacht wurden, diese Bestimmungen zu umgehen. Der Schleichhandel über Helgoland—Tönning stand besonders in den Jahren vor 1807 in hoher Blüte. Als Dänemark sich aber 1807 dem napoleonischen Kontinentalsystem anschloß, stockte dieser Handel zunächst [2]), was für die gewerblichen Großbetriebe günstig wirkte. Doch vorübergehend lebte dieser Schmuggel über Tönning unter nordamerikanischer Flagge wieder auf. Während der Zeit von Juni bis Dezember 1809 waren in Tönning 126 Schiffe aus Nordamerika mit kolonialen Rohstoffen und anderen Erzeugnissen angekommen. Zum größten Teil waren diese Waren für Hamburg bestimmt, wohin sie per Achse befördert wurden. Etwas davon blieb jedoch in Altona und kam den dortigen Großbetrieben zugute.

Es waren vor allem die Zuckerraffinerien Altonas, die unter diesen Verhältnissen litten. Nur eine beschränkte Einfuhr von Rohzucker wurde genehmigt, und zwar unter der Bedingung, daß der nicht in Altona zum Konsum gelangende Zucker im Norden wieder abgesetzt werden würde. Aber der Schleichhandel nahm trotz aller Verordnungen zu. Man zog daher 1810 eine Zollinie durch Holstein von Neustadt über Segeberg, Oldesloe, Bramstedt, Glückstadt, von da längs der Elbe nach Brunsbüttel und von da nach Büsum, um die Zollgrenze nach Süden leichter bewachen zu können [3]). Es durfte „kein Produkt, das nicht europäischen Ursprungs" war, über diese Linie nach Süden geführt werden. (Fabriken) Großbetriebe jenseits dieser Linie konnten jedoch die Erlaubnis bekommen, wenn die veredelten Produkte wieder nach Norden zurückgingen. Es war aber erlaubt, von Norden veredelte Produkte nach Süden, besonders nach Hamburg, auszuführen. Dies hatte zur Folge, daß im Norden überall, in fast allen Städten, Zuckersiedereien und andere Betriebe angelegt wurden [4]). Diese Bestimmungen veranlaßten Stoppel aus Altona, seine Zuckerfabrik nach Elmshorn zu verlegen, wo außerdem in dieser Zeit noch eine zweite entstand. Über Friedrichstadt wird gesagt, daß die „Fabriken" dort seit 1807 „nicht mit der gewöhnlichen Concurrenz

[1]) St. A. Kiel: A. XVIII, 3840.
[2]) Hähnsen, Handelskammer Kiel, S. 7 f.
[3]) Chr. Slg., Placat vom 9. Aug. 1810.
[4]) P. B. 1813, S. 542.

von außen her zu kämpfen (hätten) und sie mußten sich bei dem Continentalsystem wohl befinden [1])". In Altona aber entwickelten sich nur die Großbetriebe, welche inländische Rohstoffe verarbeiteten.

Die Zeit nach der Kontinentalsperre führte einen Zusammenbruch all dessen mit sich, was unter ihrem Schutze aufgebaut worden war. Über Altona wird berichtet [2]): „Nachdem Handelsfreiheit wieder hergestellt war, strömten besonders englische Manufacte und Fabrikate zu uns herüber, welches zur Folge hatte, daß viele der hiesigen Fabriken und Manufacturen eingingen". Die Zahl der Zuckerraffinerien in Altona, welche die Kontinentalsperre überstanden hatten, verminderte sich beträchtlich. Früher waren 6 große (und 30 kleine) Zuckerraffinerien dort, das Kontinentalsystem und die Zeit nachher bewirkte, daß 1822 nur 4 vorhanden waren [3]). 1825 waren keine mehr tätig. Über Friedrichstadt, wo die Großbetriebe eigentlich nie recht gedeihen wollten und wo sie selten über einen lokalen Absatz hinausgekommen waren, heißt es, daß nach Friedensschluß 1814 Handel, Manufakturen und Fabriken aus Friedrichstadt verschwunden waren [4]) [5]).

1813 wurde die 1810 gezogene Zollinie aufgehoben, dafür aber vorher die Verordnung [6]) vom 23. Mai 1812 „betr. geschärftere Maßregeln wider den verbotenen Handel", d. h. gegen den Schmuggel, erlassen. Alle möglichen Verordnungen aus der Zeit der Kontinentalsperre und aus der Zeit von früher bestanden aber trotzdem nach 1814 nebeneinander. Es wurde daher eine Verordnung nötig, welche grundsätzlich feststellte, was galt. Dies geschah am 2. April 1814 durch die Verordnung betr. den Zoll in den Herzogtümern Schleswig und Holstein [7]). Danach sollte nun der Zolltarif von 1803 mit 25 % Zulage nebst der Differenz zwischen dem Münzfuße vom Reichsbankgeld und Schleswig-Holsteinischen Courant-Geld gelten. Einfuhrverbote bestanden nur für fremdes Porzellan zum Schutze der Porzellan-Fabrik in Kopenhagen. Die schleswig-holsteinischen Fayancefabriken waren entweder ein-

---

[1]) St. M. v. F. 1835, S. 107.

[2]) Ebenda, S. 10.

[3]) Gudme, S. 229.

[4]) St. A. v. F. 1835, S. 107.

[5]) Noch schwieriger gestalteten sich die Verhältnisse durch die auf politischem Gebiet liegende Abtrennung Norwegens von Dänemark durch den Wiener Kongreß von 1815. Hierdurch ging ein wichtiges Absatzgebiet für viele Großbetriebe, vor allem Flensburgs, von wo trotz der neuen Zollverordnungen noch ein lebhafter Handel dorthin geblüht hatte, verloren. Später bekam Flensburg einen Ersatz durch den Handel nach Westindien.

[6]) Chr. Slg., 23. Mai 1812.

[7]) Ebenda, 2. Apr. 1814.

gegangen oder in ihrem Betrieb stark eingeschränkt worden. Ferner bestand ein Einfuhrverbot für Spielkarten[1]) zum Schutze der Kartenfabrik in Itzehoe. Später kam aus angeblich sanitätspolizeilichen Gründen ein Einfuhrverbot für gebrannte Kaffeesurrogate hinzu[2]).

Aber trotz dieser teilweisen Rückkehr zum Schutzsystem zeigen die vielen Einzelverordnungen, die in den folgenden Jahren (bis 1838) erlassen wurden, doch, daß man immer mehr auf eine Mäßigung des Schutzsystems hinsteuerte[3]).

Es war daher der Zollverordnung von 1838 gut vorgearbeitet worden[4]). Diese brachte die Ausdehnung der Zollpflichtigkeit auf sämtliche Distrikte und Einwohner innerhalb der Zollgrenze. Die bestehenden vielen „Exemtionen" von den allgemeinen Zollgesetzen hatten einen ausgedehnten Schleichhandel zur Folge gehabt[5]). Dieser sollte jetzt unterbunden werden. — Ausnahmen bildeten aber noch Altona und Wandsbek, die infolge der besonderen Lage und Verhältnisse außerhalb der Zollinie bleiben sollten (§ 1). Ein Hauptgesichtspunkt bei den Beratungen dieses Zollgesetzes war die Herstellung der gegenseitigen zollfreien Einfuhr von Dänemark nach den Herzogtümern und von den Herzogtümern nach Dänemark für alle Handwerks-, Fabrik- und Manufakturwaren, die im Lande hergestellt worden waren. Da aber Dänemark für viele Waren weit höhere Tarifsätze hatte, war eine Einigung in dieser Hinsicht schwierig. Die endgültige Regelung fand so statt, daß eigene Landesprodukte beider Länder und solche Artikel, für welche die beiderseitigen Tarife gleiche Sätze enthielten, gegenseitige Einfuhrfreiheit erhielten. Solche Waren aber, für die der Satz in Dänemark höher war, mußten, aus den Herzogtümern kommend, wenn sie erweislich den dortigen Zoll bereits bezahlt hatten, im Königreiche noch die Differenz der beiderseitigen Sätze nachbezahlen[6]).

In den Herzogtümern hergestellte Manufaktur- und Fabrikwaren sowie Handwerkswaren wurden bei der Einfuhr ins Königreich mit dem halben Einfuhrzoll belastet, während die ähnlichen Erzeugnisse des Königreichs abgabefrei nach Schleswig-Holstein eingeführt werden durften. Raffinierter Zucker der dänischen Raffinerien war abgabe-

[1]) Schon am 17. Okt. 1806 erlassen (Chr. Slg.). Die von den Spielkarten erhobene Stempelsteuer sollte für gemeinnützige Anstalten verwendet werden. Eine ausländische Konkurrenz hätte diese Bestimmung illusorisch gemacht.

[2]) Chr. Slg., 15. Juli 1815.

[3]) Vgl. darüber diese Jahre in der Chr. Slg.

[4]) Chr. Slg., 1. Mai 1838.

[5]) Seelig, a. a. O., S. 121.

[6]) Ebenda, S. 123.

frei nach den Herzogtümern; dagegen war die Einfuhr ins Königreich von schleswig-holsteinischen Raffinerien ebenso wie von fremden Städten auf drei Jahre verboten [1]).

Im übrigen waren die Zollsätze für viele Waren sehr ermäßigt worden und für eine größere Anzahl von Roh- und Hilfsstoffen als früher war zollfreie Einfuhr gestattet.

1843 wurde die Aufhebung des Verbots der Ausfuhr alten Kupfers und Messings aus dem Herzogtum Schleswig verordnet [2]). Schließlich wurde auch noch die zollfreie Einfuhr von Kupfer- und Messingwaren und Platten von den holsteinischen Kupfermühlen in das Herzogtum Schleswig gestattet. Damit fielen die alten Vorrechte der Crusauer Kupfermühle. Eigentlich waren diese schon durch die Zollverordnungen von 1797—1803 aufgehoben, aber der hartnäckige Widerstand des Besitzers Thor Straten hatte, wie schon erwähnt wurde, bewirkt, daß die Rechte wieder in Kraft traten. Nun brachte die Verordnung von 1843 trotzdem das Ende dieser Vorrechte, wenn auch den damaligen Besitzern Danielsen und Gorrisen auf eine Eingabe geantwortet wurde: „Der Schutz einzelner Fabriken soll auch weiter das Bestreben sein", wobei auf die Carlshütte verwiesen wurde.

Für Altona brachte die Zollverordnung von 1838 insofern eine schlechtere Lage, als die Waren aus Altona gegenüber Dänemark den ausländischen gleichgestellt wurden, es sei denn, daß einige Betriebe ein besonderes Privilegium bekämen. Die alten Privilegien einzelner Betriebe sollten zwar bestehen bleiben. Aber in Wirklichkeit bekam das Privilegium von 1664 mit der zollfreien Einfuhr nach Dänemark und Norwegen 1838 einen neuen Stoß. Einschränkungen hatte es schon früher erfahren. Durch die Verordnungen von 1777/78 war schon die Zollfreiheit nach Dänemark und Norwegen fortgefallen. Aber nun standen sich die neuaufkommenden Betriebe Altonas noch schlechter als die des übrigen Schleswig-Holstein. Dies war für die Betriebe, welche für die Ausfuhr nach Dänemark bisher gearbeitet hatten, ohne im Besitze eines besonderen Privilegiums zu sein (z. B. für die Tabakfabriken in Altona [3]), ein schwerer Schlag, und es konnte unter solchen Umständen nötig sein, den Sitz auf schleswig-holsteinischen Boden zu verlegen, von wo aus zollfreie Einfuhr nach Dänemark erlaubt war, sobald dasselbe für dänische Waren nach Schleswig-Holstein geschah (§ 6 und § 15 des Tarifs). Als Ersatz wurde durch

1) Sponneck, a. a. O., S. 95.

2) Chr. Slg., 17. Okt. 1843.

3) St. A. Kiel: A. XVIII, 3830.

Verordnung vom 4. September 1843 für Waren, soweit sie noch nicht ganz zollfrei waren, eine Ermäßigung im Zoll nach den Herzogtümern zugelassen[1]). Die freihändlerischen Theorien hatten sich nicht ganz durchsetzen können; man hielt vielmehr die rechte Mitte inne zwischen dem absoluten Freihandel und den merkantilistischen Ideen[2]). Vor allen Dingen war es die Rücksicht auf den Finanzzustand des Staates, der es notwendig machte, daß manche Gegenstände, die nach den Ansichten der Zeit zollfrei hätten sein sollen, bei der Ein- oder Ausfuhr mit Abgaben belegt wurden. Das Resultat der ganzen Entwicklung nach 1800 war ein gemäßigtes Schutzsystem[3]).

Aber immerhin hatten so im allgemeinen die Ansichten gesiegt, welche 1835 so leidenschaftlich in der I. und II. „Freimüthigen Beleuchtung unseres Zollwesens" vertreten wurden[4]): „Fabriken lassen sich durch Schutzzoll und Kostenaufwand in kein Land mit Nutzen hereinziehen, wenn nicht sonst günstige Umstände[5]) dazu vorhanden sind".

4. Die Reglementierung.

Neben der „Genehmigung" und den „Privilegien" wandte der Staat die „Reglementierung" an, um einen Einfluß auf die Gestaltung des Wirtschaftslebens zu bekommen. Berührt worden ist dieser Punkt schon verschiedentlich in dieser Arbeit; so war die „Genehmigung" selbst schon eine solche Reglementierung. Hierhin gehören auch die Bestimmungen über die Einschränkung von Zunftrechten, wie z. B. in Neumünster, und über vollständige Befreiungen davon, wie bei der Auswahl von Arbeitern. Im ganzen war aber die Reglementierung der Großbetriebe nur sehr gering. Zwar wurde im Interesse des Zollwesens eine Kontrolle der Waren durch Stempelung ausgeübt zur Feststellung, ob die Produkte aus inländischen Rohstoffen hergestellt waren, die Vorbedingung bei Erteilung der Zollvergünstigungen nach Dänemark oder von Altona nach Schleswig-Holstein. Vor

---

[1]) Chr. Slg., 4. Sept. 1843.

[2]) Seelig, a. a. O., S. 130.

[3]) Vgl. darüber Sponneck, a. a. O., S. 61 ff.

[4]) II. Freimüthige Beleuchtung, S. 19.

[5]) Die Auswirkung der „günstigen Umstände" machte sich nach 1838 auch in Neumünster bemerkbar. Zwar hatte Neumünster auch nach 1803, als infolge der Zusätze 1823 die Zollsätze bei Ausfuhr nach Dänemark 30 % des Werts der Tuchwaren betrugen, eine Vergünstigung bekommen, indem der Zoll später auf 8 % ermäßigt wurde. (S. M. 1844, S. 141.) Aber nun fielen die Zollschranken nach Dänemark vollkommen, wodurch der Entwicklung keine Hemmungen mehr entgegenstanden.

allem bestand die Kontrolle in Altona und in Neumünster (in der Tuchhalle 1826). Eine derartige Kontrolle wurde namentlich zur Zeit der Kontinentalsperre vorgenommen, um diese besser durchführen zu können[1]). Doch alle diese Maßnahmen hatten keinen Einfluß im Sinne einer Einwirkung auf die Güte der Produktion, um die Produkte der Großbetriebe konkurrenzfähiger zu machen. Eine dahingehende Kontrolle konnte nur in der Tabaksherstellung möglich sein, und zwar beschäftigt sich die Verordnung vom 31. Mai 1786 damit[2]). Danach sollte von der Obrigkeit eine Untersuchung vorgenommen werden, wenn Verdacht vorlag, daß Tabakssorten mit einer der Gesundheit schädlichen Sauce zubereitet oder daß schädliche Ingrediencien unter den Tabak vermischt worden seien. War der Verdacht begründet, so sollte der betr. Fabrikant des Privilegiums verlustig gehen und eine Strafe von 20 Rtlr. an den Angeber bezahlen. — Auch die Oberaufsicht der Medizinal-Polizei über die Cichorienherstellung gab solche Handhabe zur Reglementierung[3]).

Eine ganz andere Art von Reglementierung erwuchs dem Staate aus der Gefahr, daß Arbeiter einheimischer Gewerbe ins Ausland gingen, um dort evt. eine Konkurrenz zu eröffnen. Dieser Fall kam besonders bei dem Spitzen-Verlagsystem vor. Die Folge war eine Reihe von scharfen Maßnahmen zur Verhinderung einer Abwanderung der Spitzenmädchen[4]).

Außerdem sah man sich aber genötigt, Vorschriften über das gegenseitige „Abwendigmachen von Arbeitern" unter den Unternehmern zu erlassen. Der damals herrschende große Mangel an für Großbetriebe geeigneten Arbeitern, die oft mit großen Kosten vom Auslande hereingeholt worden waren, schuf eine scharfe Konkurrenz unter den Unternehmern bei der Beschaffung ihrer Qualitätsarbeiter. Veranlaßt waren diese Vorschriften zur Regelung dieser ungesunden Verhältnisse anscheinend dadurch, daß der Apotheker Clar (Rendsburger Steingutfabrik) dem Justizrat Rambusch (Fayance-Fabrik Schleswig) einen Dreher und Former, den Rambusch auf eigne Kosten aus Stralsund hatte kommen lassen, abspenstig gemacht hatte; einen Versuch, aber ohne Erfolg, hatte er bei einem zweiten Dreher gemacht[5]). — Etwas ähnliches hatten die Gebr. Otte versucht, als sie den Werkmeister Lehmann von der

[1]) Syst. Slg., Bd. 6, S. 259 und über Altona Chr. Slg., 14. Dez. 1839.
[2]) Ebenda, S. 265.
[3]) Chr. Slg.. 28. Juli 1821.
[4]) s. darüber im Anhang.
[5]) Brinckmann, S. 384 ff.

„Zuchthausmanufaktur" in Neumünster (vor 1764) aufforderten, zunächst ihre Wollmanufaktur auf Bienebek zu besichtigen, wobei sie ihm gleichzeitig ein Anstellungsangebot machten. Hier war aber der Amtmann in Neumünster rechtzeitig eingeschritten durch Verweigerung der Abreiseerlaubnis für Lehmann.

Die Einleitung zum Reskript vom 10. Mai 1765 konnte daher auch mit Recht damit begründet werden, daß „die Eigner der in Unseren Landen angelegten Fabriken nicht selten mit ihrem Schaden erfahren müssen, daß ihre besten Arbeiter ihnen von anderen, die etwa Fabriken ähnlicher Art haben oder einrichten, abspenstig gemacht werden"[1]). Es wurde daher 1. eine hohe Strafe (50 bis 100 Rtlr.) solchen angedroht, die Arbeitern anderer Betriebe höheren Lohn oder sonst etwas versprachen. Der frühere Arbeitgeber hatte das Recht der Reklamation, und 2. war es nicht erlaubt, Arbeiter ohne Entlassungsattest anzunehmen. Falls dies doch getan wurde, hatte der neue Dienstherr dem früheren gegenüber für etwaige Schulden des Arbeiters zu haften.

Zu erwähnen ist hier noch die Einrichtung einer Oberaufsicht für solche Betriebe, wie für die „Parchen-Fabrique" in Rendsburg, an denen der Staat infolge finanzieller Unterstützung ein besonderes Interesse hatte.

5. Zusammenfassung.

Am Schlusse dieser Ausführungen über die Haltung des Staates muß noch gesagt werden, daß die Staatstätigkeit sich nicht in den bisher behandelten Maßnahmen allein erschöpfte. Darüber hinaus gründete der Staat selbst Großbetriebe oder kaufte solche an und ließ sie auf eigne Rechnung betreiben, worauf im nächsten Kapitel näher eingegangen werden soll.

Zusammenfassend ist zu sagen, daß der Staat von einem anfänglich lebhaften Eintreten für den Großbetrieb zu einem mehr passiven Verhalten gekommen war. Die Mittel, mit denen der Staat seine Unterstützung gewährt hatte, änderten sich im Laufe der Zeit. Man kann ungefähr folgende Reihenfolge der Unterstützungsmittel aufstellen, die zwar nicht in historischem Sinne zu verstehen ist; vielmehr wirkten fast alle zu gleicher Zeit nebeneinander, wenn auch die ersteren anfangs eine stärkere Rolle spielten und die letzteren später stärker hervortraten als die ersteren: Monopole, Ab-

[1]) Syst. Slg., Bd. 6, S. 250 und St. A. Kiel: B. II, 1, Nr. 166.

gaben- und Steuerfreiheit, Gaben- und Geldunterstützung, (Religionsfreiheit, Absatzfürsorge, Militärfreiheit), Zollprivilegien, Nicht-Gebundensein an die Zünfte bei Auswahl der Arbeiter.

Am Anfang des 19. Jahrhunderts begann man den übertriebenen Zollschutz abzubauen. Die Erfahrung hatte gelehrt, daß es nicht allein auf den Schutz ankam, sondern daß man mehr den natürlichen Bedingungen Aufmerksamkeit schenken mußte, und die Aufgabe des Staates sollte nun vielmehr „in Hinwegräumung der Hindernisse bestehen, als in bestimmter Einwirkung auf die Fabrikation selbst“ [1]. Trotzdem wollte man nicht vollkommen auf das Unterstützungssystem verzichten; es sollte nun in Verbindung mit einer vernünftigen Rücksichtnahme auf die natürlichen Verhältnisse weiter ausgeübt werden. Zusammenfassend konnte daher im Rückblick auf das Vergangene im N. S. M. im Jahre 1840 gesagt werden [2]: „Die Sorgfalt der Regierung hat sich uns insbesondere durch ein Beschützungs- und Bewilligungssystem und durch Geldunterstützungen gezeigt. Das Beschützungssystem, es zeige sich durch Einfuhrverbote, hohen Einfuhrzoll oder Ausfuhrprämie, giebt stets eine künstliche Basis statt einer natürlichen, und obgleich der Anmelder auf keine Weise läugnen will, daß dieses in einer bestimmten Entwicklungsperiode der Industrie, unter bestimmten Localverhältnissen und mit Klugheit und Consequenz durchgeführt, nicht ohne glücklichen Einfluß auf die Industrie gewesen ist, so kann man auf der anderen Seite behaupten, daß wenn dieselben Anstrengungen von geistiger Kraft und materieller Kraft in einer natürlichen, von den Verhältnissen unterstützten Richtung angewandt worden wären, statt sich in Opposition mit denselben zu setzen, man unendlich viel mehr ausgerichtet haben würde“.

II. Äußere Verhältnisse nichtstaatlicher Natur.

1. Die Verarmung der Bevölkerung.

Einer der gewichtigsten Umstände, die dem Wirtschaftsleben seit dem Ausgang des Mittelalters ein neues Gepräge gaben, war die zunehmende Verarmung breiter Bevölkerungsschichten. Wenn auch in dem Rahmen unserer Aufgabe eine nähere Untersuchung über Breite Tiefe dieser sozialen Erscheinung nicht angestrebt werden kann, so möge doch an einigen Beispielen der Umfang jener Massenverarmung,

---

[1]) N. S. M., 1840, S. 216 f.

[2]) Ebenda, S. 283.

die als förderndes Moment auf das Aufkommen des Großbetriebes einwirkte, angedeutet sein.

Schon seit dem Stillstand der östlichen Kolonisation im 15. Jahrhundert hatten in den größeren Städten die ärmeren Schichten der Bevölkerung an Umfang zugenommen. Nach dieser Zeit verschärften sich die Gegensätze zwischen Reichen und Armen immer mehr. Dies war in Schleswig-Holstein jedoch nicht nur in den Städten der Fall, sondern auch auf dem Lande, wo besonders unter dem Adel und den Marschbauern der Reichtum wuchs[1]). — Vor allem nach den großen Kriegen, da infolge ihrer Nachwirkungen eine Beschäftigungsmöglichkeit nicht vorhanden war, trat die Verarmung besonders zu Tage. In seinem Beitrag zur Geschichte des Bettels hat Detleffsen[2]) ein Bild gegeben von den Scharen von Bettlern, die nach dem dreißigjährigen Kriege das Kirchspiel Neuenkirchen an der Stör durchzogen. Zunächst waren es vorwiegend aus Mitteldeutschland stammende Angehörige aller Schichten der Bevölkerung. Erst als im Schwedenkrieg Karl Gustav X. 1657/58 das Land brennend und plündernd heimgesucht hatte, wurde die Anzahl der Bettler, die aus Schleswig-Holstein stammten, zahlreicher. Mit der Herstellung geordneter Verhältnisse nahm zwar die Anzahl der Bettler wieder ab, bis dann der Nordische Krieg am Anfang des 18. Jahrhunderts wieder eine Zunahme zur Folge hatte.

Im Jahre 1736 erfolgte eine staatliche Regelung des Armenwesens, und überall dachte man darüber nach, wie den Armen Arbeitsgelegenheit beschafft werden konnte. Aus den verschiedensten Gegenden[3]) kamen während des ganzen 18. Jahrhunderts Klagen über die „Lediggängers" oder über die „Armut unter den geringen Classen". In Großflintbek hatte 1787 der Schullehrer monatlich über 100 Bettler, andere 140 und im Winter 160 vor der Tür gezählt[4]); in Meldorf sollen 1797 Sonnabends oft über 100 Bettler vor der Tür erschienen sein[5]).

Diese Nachrichten stammen aus dem Beginn einer wirtschaftlich schlechten Zeit, die infolge von Handelskrisen am Ende des 18. Jahr-

[1]) Sering, a. a. O., S. 154 ff.

[2]) Z. 31, S. 117 ff.

[3]) Aus Altona: St. A. Kiel: A. XVIII, 3839; aus Tondern: St. A. Kiel: C. VI, 1, Nr. 427.

[4]) P. B. 1787, S. 110.

[5]) In einer Begründung eines Privilegiengesuchs von Einwohnern Meldorfs zur Anlegung einer „Fries- und Pferdedecken-Fabrik". St. A. Kiel: A. XVIII, 3057.

hunderts entstand. Größer wurde die Verarmung nach dem Aufhören der Kontinentalsperre, als viele Betriebe zusammenbrachen. Die Zerrüttung des dänischen Finanzwesens im Jahre 1813 und die Agrarkrise um 1820 hatten dieselben Folgen. In dieser Zeit setzten die Bestrebungen der patriotischen Gesellschaft, die 1812 gegründet wurde, und ihres Führers, des Konferenzrats Lawätz aus Altona, ein, die darauf hinzielten, den Armen Beschäftigungsmöglichkeiten zu verschaffen.

Die am nächsten liegende Ursache war eben, wie der Schullehrer aus Groß-Flintbek sich 1787 ausdrückte: „Mangel an Gelegenheit zum Erwerbe"[1]), was 1822 auch für Flensburg zutraf, wo „alle Erwerbsquellen, die hierselbst so reichlich flossen, und selbst in weitem Umkreise in der Umgegend überströmten, verfielen"[2]).

Die Beseitigung dieser ungesunden Verhältnisse war das Ziel der vielen staatlichen, kommunalen, kirchlichen und privaten Bestrebungen. Arbeitshäuser, Spinnanstalten, Spinnstuben, Werkhäuser, Armenkolonien, Förderung des Hausfleißes, das Verlagsystem u. a. wurden als Mittel angegeben, die helfen konnten. Einige Versuche hatten jedoch keinen Erfolg.

Erst das tatkräftige Eingreifen der Unternehmer, die diese günstige Gelegenheit, für ihre Großbetriebe leicht ungelernte Arbeiter zu bekommen, sehr bald erkannten, brachte diese Bestrebungen zu praktischen Ergebnissen. Ihre Gesuche um Privilegien motivierten sie oft geschickt damit, daß ihre Gründungen den Zweck hätten, den Armen Arbeit zu verschaffen[3]).

2 Die Einwanderung der Fremden.

Es ist schon gezeigt worden, wie der Staat sich bemühte, fremde Unternehmer ins Land zu ziehen. Außerdem waren aber schon früher aus besonderen Anlässen Ausländer in größerem Umfange eingewandert. Die Revolution in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und die sich daran anschließenden Verfolgungen durch die Spanier gaben den Anstoß dazu, daß eine Menge niederländischer Flüchtlinge nach Altona, Hamburg und Stade kam. Von Stade kam dann etwas später ein Teil der neuen Bevölkerung „des erleichterten Verdienstes wegen" nach Altona[4]).

---

[1]) P. B., 1787, S. 110.

[2]) Ebenda, 1822, H. 2, S. 73.

[3]) St. A. Kiel: A. XVIII, 3057.

[4]) N. S. A., 1835, S. 300.

Am Anfang des 17. Jahrhunderts begann die Niederlassung der Niederländer in dem von dem Gottorper Herzog Friedrich III. (1616 bis 1659) gegründeten Friedrichstadt (1621). Schon seine Vorgänger hatten in ihrem Gebiet die holländischen Calvinisten und Wiedertäufer geduldet[1]). In Friedrichstadt wurde 1623 auch eine Freigemeinde der Mennoniten zugelassen.

Schon 1617 war von königlicher Seite eine Freistatt für Remonstranten und Calvinisten geschaffen worden. Aber bereits 1625, als die Verhältnisse sich in Holland gebessert hatten, kehrten viele in ihre Heimat zurück. Jedoch blieb eine große Anzahl in Schleswig-Holstein[2]).

Um dieselbe Zeit wurde in Wandsbek eine Freistätte für Juden geschaffen, „für Bankerottier und verfolgte unglückliche Schuldner"; denn in Altona und Hamburg wurde ihre „Schacherey" nicht geduldet. 1671 bekamen sie das Privilegium, gestohlene Waren, wenn sie nicht als gestohlen gekauft waren, nur gegen Rückgabe dessen, was sie dafür gegeben hatten, ausliefern zu dürfen. Die Folge dieses Privilegiums war, daß „ein Sammelplatz des Gesindels, die ihre Waren an Juden und Judengenossen verkauften", dort entstand. 1754 wurde das Privilegium wieder aufgehoben, worauf die Juden auswanderten. 1762 wurde das Gut Wandsbek von Schimmelmann angekauft, der es verstand, Katholiken und Reformierte zur Niederlassung zu veranlassen[3]).

Anfang des 17. Jahrhunderts[4]) (1641) entstanden in Altona (hier 5—600 Familien stark) und in Wandsbek Judengemeinden, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts (1662) in Glückstadt (hier waren gleich nach der Erbauung um 1615 portugiesische Juden vorhanden) und in Friedrichstadt (1677). Außerdem siedelten sich Juden in Elmshorn und bei Lübeck in Fackenburg und Moisling an.

Die französisch klingenden Namen von Unternehmern, die vor der großen Emigranten-Einwanderung hier und dort auftauchen, lassen vermuten, daß nach der Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 einige der sogen. Refugiés aus Frankreich ins Land gekommen sind.

Während der französischen Revolution (nach dem Bastillensturm 1789) ging der größte Zustrom Fremder vor sich. Altona wurde

[1]) Über die regen Einwanderungen und Beziehungen der Holländer (Süd-Friesen) nach der Westküste, s. Ernst George, in Nordelbingen I, S. 220 ff. („Die wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen der Westküste Schleswig-Holsteins zu den Niederlanden").

[2]) Darauf deuten auch die vielen holländisch klingenden Namen, die wir bei den Unternehmern während unserer ganzen Betrachtungsperiode finden.

[3]) P. B., 1813, S. 409 und Nachrichten von Wandsbeck, 1773, S. 291.

[4]) N. S. M., 1833, S. 774 ff.

bald ein Mittelpunkt der Emigranten[1]). Ihre Anzahl wurde auf 4000 Personen geschätzt[2]). Aber ein großer Teil ist später wieder zurückgekehrt.

An „fremden Glaubensgenossen" waren 1841 in Schleswig-Holstein 3137 Juden, 833 Katholiken, 673 Reformierte, 168 Mennoniten und 5 Anglicaner vorhanden[3]).

Einzelne Fremde kamen aus den verschiedensten Gegenden, bald auf Veranlassung des Staates, bald aus eignem Triebe wegen der „letzten Kriegstroublen" in ihrer Heimat oder aus sonstigen Gründen.

Dem Wirtschaftsleben standen so neue Kräfte zur Verfügung, von denen eine lebhafte Anregung ausgehen sollte.

3. Änderungen in der Technik.

Eine der gewaltigsten Änderungen auf außerwirtschaftlichem Gebiet vollzog sich in der Technik. Hier kann jedoch nicht die Entwicklung der Technik gezeigt, sondern es soll nur darauf aufmerksam gemacht werden, wann und wo sich Anzeichen dafür bemerkbar machten, daß technische Änderungen, die meistens zuerst außerhalb Schleswig-Holsteins aufkamen, als Anreiz für die Entwicklung zum Großbetrieb in Schleswig-Holstein in Betracht kamen.

Der Stand der Technik stellte die Wirtschaft vor neue Möglichkeiten der Betätigung, und die Wirtschaft war es wieder, welche die Technik vor neue Aufgaben stellte, gewissermaßen die Technik zu Änderungen drängte. Im großen und ganzen wird dies am Besten bei der Behandlung der einzelnen Betriebe gezeigt werden, weil die Entwicklung im Betriebe neben der Abhängigkeit von wirtschaftlichen Faktoren auch von dem Stande der Technik und ihrer Einführung in den Betrieb bedingt ist. Es soll hier nur auf einige allgemeine Gesichtspunkte hingewiesen werden.

Sombart[4]) bezeichnet das Verfahren der Technik vom Mittelalter bis zur Neuzeit als vom „empirisch-traditionalistischen" ausgehend, über dem „empirisch-rationalistischen" zum „wissenschaftlich-rationalistischen" gelangend. — Die zweite Periode (etwa bis 1750) ist dadurch gekennzeichnet, daß man dazu überging, mechanische Kräfte (wie tierische, Wind- und Wasserkraft) in verstärktem Maße zu benutzen. Auf den verschiedensten Gebieten griff die Anlegung von Roß-,

[1]) Piper, Altona und die Fremden, S. 3.

[2]) Ebenda, S. 28.

[3]) v. Schröder, Topographie, S. 15.

[4]) Sombart I, 2, S. 479.

Wind- und Wassermühlen Platz. Der Statthalter Heinrich Rantzau legte 39 Mühlen der verschiedensten Art in Holstein am Ende des 16. Jahrhunderts an (Öl-, Papier-, Pulver-, Säge-, Bohr-, Kupfer- und Blechmühlen)[1]. Für den Großbetrieb war vor allem die Wassermühle von Bedeutung (Kupfermühlen). Doch auch Roß- und Windmühle (Ölmühlen) konnten im Großbetrieb wichtig werden. Im Mühlenbau war man in Schleswig-Holstein von Holland abhängig. 1752 ließ man zum Bau einer Sägemühle einen Mühlenbaumeister aus Holland kommen, der schon die Sägemühle zu Beienfleth gebaut hatte[2]. Allerdings ist schon 1732 in Altona ein „Englischer Tobaks-Fabriqueur" Joh. Faller zu finden, der selbst eine „Maschine" erfunden hatte, den Tabak „zu stangen und zu packen". Doch ist nicht anzunehmen, daß es sich hier um etwas anderes als um eine „Mühle", wahrscheinlich eine Stampfmühle, gehandelt hat[3]. Wenn außerdem 1768 ein Tischler sich verpflichtete, für die Ziegelei zu Glinde eine Lehmmühle und eine mechanische Steinpresse zu bauen (das letztere gelang jedoch nicht)[4], so zeigt dies doch, daß es auch in Schleswig-Holstein Leute gab, die sich mit technischen Problemen beschäftigten und sich mit ihren Änderungsvorschlägen in den Dienst der Wirtschaft stellten. In der Technik hatte sich im Laufe der Zeit eine Menge von Kleinigkeiten geändert, die, so gut es ging, im Kleinbetrieb schon angewendet worden waren, aber im Großbetriebe besser ausgewertet werden konnten. Dadurch wurde die Technik des Großbetriebes von der des Kleinbetriebes nicht wesentlich verschieden. Man kann daher wohl sagen, daß der Großbetrieb entstanden ist, ohne zunächst eine besondere Technik anzuwenden. War er aber erst einmal entstanden, dann drängten die großbetrieblichen Verhältnisse von selbst zu Änderungen. Man blieb dabei jedoch noch vom Auslande abhängig. Die Ölmühlen Schleswig-Holsteins wurden bis zum Ende des 18. Jahrhunderts „nach holländischem Muster" betrieben[5]. In der Papiermühle zu Ascheffel wurde 1787 ein „holländisches Werk zum Mahlen der Lumpen" angelegt[6].

Diese Entwicklung der Wirtschaft zum Großbetrieb gab der Technik den Anreiz, ihrerseits alles zu tun, um dem Stande der

---

[1]) N. S. M. IV, 1836, S. 583 (bei von Hedemann-Heespen, Z. 48, S. 37).

[2]) St. A. Kiel: B. XII, 364.

[3]) Ebenda, A. XVIII, 3841.

[4]) Ebenda, B. XI, 1, Nr. 523.

[5]) P. B., 1787, S. 224.

[6]) St. A. Kiel: C. XIII, 15, Nr. 1624 a

Wirtschaft gerecht zu werden. Aber schließlich kam doch der Zeitpunkt, wo die Technik der Wirtschaft voraneilte, so daß diese nun neuen äußeren Verhältnissen in technischer Hinsicht gegenüberstand. Dies geschah vor allem durch die großen Erfindungen, die am Ende des 18. Jahrhunderts für die Textilherstellung in England gemacht wurden. Diese Erfindungen bestanden besonders in der Weiterentwicklung der Werkzeugmaschine, einer Unterart der Arbeitsmaschine[1]). Eine Arbeitsmaschine war letzten Endes das mit der Mühle in Verbindung stehende Werkzeug (Mahlsteine, Hammer, Stampfer usw.) auch. Aber es war eine Maschine primitivster Art, die in einer einfachen Bewegung eines vergrößerten Werkzeuges sich auswirkte[2]). Was nun die Periode bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus besonders kennzeichnete, war, daß die Kraftmaschine (Mühle) in Verbindung mit einer einfachen Arbeitsmaschine für alle möglichen gewerblichen Zwecke in großem Umfange verwandt wurde. Die Mühle ist — nach Sombart[3]) — eine Anlage, „die die Wasserkraft (in geringerem Umfange auch die Wind-, Tier- und Menschenkraft) durch Umsetzung in die Drehbewegung eines Rades den verschiedenen Handtierungen dienstbar macht". Bei der entwickelteren Werkzeugmaschine kam eine „innere Eigenbewegung[4])" der Maschine hinzu, was von der bloßen Führung eines Werkzeugs wie bei der einfachen Arbeitsmaschine wohl zu unterscheiden ist.

Von dieser entwickelteren Werkzeugmaschine ging nun am Ende des 18. Jahrhunderts die Entwicklung des Großbetriebes weiter. Kraftmaschine blieb aber vorläufig noch die Mühle, obwohl die Erfindung der Dampfmaschine in England schon vollbracht war. So wurden noch 1810 in einer Kattundruckerei in Wandsbek Mangel, Stampfe, Klopfmaschine und Pumpwerke durch Pferdekraft in Bewegung gesetzt. (Daneben wurden als Triebkraft bei Maschinen noch Menschen gebraucht; so bei der Maschine für den Kupferdruck[5]). — Ebenso hatte die Lederfabrik von Lütkens in Wandsbek eine Wasser- und Windmühle für 6 Pumpen, für die Walkmaschine, für die Druckmaschine, für die Treibmaschine, für die Bookgänge (und für zwei „Tobaks-

[1]) G. d. S. 2, 2, S. 94.

[2]) Insofern hat Gottl-Ottlilienfeld (im G. d. S. 2, 2: Abschnitt: „Wirtschaft und Technik", S. 42) Recht, wenn er von der Mühle sagt: „Kraft- und Arbeitsmaschine waren hier zum ersten Male in sinnvolle Verbindung gesetzt, eine Produktion mechanisiert".

[3]) Sombart I, 2, S. 485.

[4]) Gottl-Ottlilienfeld, G. d. S. 2, 2: S. 94.

[5]) R. A. Koph.: T. F. H.

plätten"). Zum großen Teil waren dies noch einfache Werkzeugmaschinen. — In der Spinnerei, in der die entwickeltere Werkzeugmaschine sich zuerst durchsetzte, ist am Anfang des 19. Jahrhunderts noch immer dieselbe Kraftmaschine vorhanden. Folgendes Beispiel zeigt dies, zugleich aber auch die Vervollkommnungen der Werkzeugmaschine[1]). Im Jahre 1813 besaß die Baumwollspinnerei Knaufft in Altona eine Spinnmaschine nach englischem Muster („spinnt auf einmal 192 feine baumwollene Fäden; mit Hilfe eines Mechanismus von einem Kinde dirigiert"), künstliche Kratzmaschinen (ebenfalls von Kindern dirigiert), auf deren sich drehenden Walzen die Baumwolle zum feinsten Gespinste vorbereitet wurde. 15 Kratzmaschinen und 15 Spinnmaschinen waren in einer Stube und zu einer Zeit im Gange, alle durch ein Getriebe, welches von 2 Pferden gezogen wurde, in Bewegung gesetzt.

Ebenso war es in der Tuchmanufaktur von Renck in Neumünster. Die Entwicklung ging von der Spinnerei aus. Die Einführung der Spinnmaschinen brachte die Mechanisierung der anderen Verrichtungen im Laufe der Zeit mit sich. Aber auch hier wurden die Werkzeugmaschinen noch 1820 durch 4 Pferde[2]), die alle 2 Stunden „im Radtreten" abgelöst wurden, getrieben. Ebenso wurden in der Tuchschererei die Maschinen durch ein Pferd in Bewegung gesetzt.

Alle neuen Maschinen kommen noch aus dem Ausland; denn die Berufstechniker Schleswig-Holsteins waren noch nicht so weit vorgeschritten. Die Großbetriebe sahen sich daher genötigt, selbst die Weiterentwicklung in die Hand zu nehmen. So löste Renck in Neumünster das Problem der Maschinenbeschaffung durch Einrichtung einer eigenen Maschinenbauwerkstatt. Falls einige Maschinen darin nicht gleich hergestellt werden konnten und falls die Technik des Auslandes weiter fortgeschritten war, dann ließ man von auswärts ein oder zwei Maschinen kommen. Diese bildeten dann das Modell für den Bau weiterer Maschinen in eigner Werkstatt. Dasselbe Verfahren wendete etwas später die „Carlshütte" in Rendsburg an. Bis auf die Dampfmaschine[3]) nebst Gebläse, sowie eine große und kleine Drehbank, war fast alles auf dem Werk hergestellt „wie Modelle, Holz- und eiserne Formkästen, Maschinen und Gerätschaften".

Diese beiden Beispiele hatten die Wirkung, daß die Maschine sich immer mehr durchsetzte. Zunächst gaben sie sogar den Handwerks-

---

[1]) P. B., 1813, S. 547.

[2]) Schriften der patr. Gesellschaft, 5. Bd., S. 71.

[3]) St. A. Kiel: B. III, 1, Nr. 309.

betrieben Gelegenheit, zum maschinellen Betrieb überzugehen, soweit dies innerhalb des Kleinbetriebes möglich war. So baute Renck für die Tuchmachmeister u. a. Kratzmaschinen. Dann aber war die nächste Folge, daß selbständige Maschinenbaubetriebe in Kiel, Flensburg und Hadersleben angelegt wurden.

Andererseits gab diese Zeit des Aufkommens der Maschine den Anstoß dazu, daß die Leute sich mit technischen Problemen zu beschäftigen begannen.

Selbst von Seiten des Handwerks geschah dies. Wenn das folgende Beispiel auch keine große Bedeutung für den Großbetrieb bekommen hat, so zeigt es doch deutlich das Drängen der Zeit, vom empirischen zum rationellen Verfahren zu gelangen[1]): 1817 lebte in Wackerade in Angeln ein Grobschmied, namens Hans Hansen: „Er ist zwar nur ein empirischer Arbeiter, der aber seine und andere Erfahrungen, durch gesunden Verstand trefflich zu nutzen weiß, der mit Leichtigkeit eine mechanische oder technische Aufgabe auffaßt, und nach Bedürfnis nutzt. Hinzu kommt: sein auffallender Fleiß, seine Wißbegierde, die Kenntniß seines Faches zu erweitern, ohne sich mit unnützen Nebendingen zu befassen, die Genauigkeit, womit er seine Arbeiten vollendet, seine Anspruchslosigkeit und die Billigkeit in Ansehung der Preise für seine verfertigte Arbeit. Möglichste Einfachheit in Ansehung der Gerätschaften; so wie in der Ausübung selbst". Er stellte her: Ambosse von mehreren Pfunden; Walzen, die er verstahlte, abdrehte, härtete und polierte. Alles mit den einfachsten Mitteln: einer großen und einer gewöhnlichen Esse, Ambossen und einer Drechslerbank, Formen oder sandmetallenen Büchsen zum Gießen. Weiter stellte er her: Unterlagen, Zachsen, Pfannen, Schrauben und Schraubenmuttern und kleine Walzmaschinen, wovon die Tabakfabrik in Eckernförde eine bekommen hatte[2]).

Einen großen Anstoß bekam die Entwicklung durch die Einführung einer neuen Kraftmaschine, der Dampfmaschine. Sie scheint in Schleswig-

---

[1]) P. B., 1817, S. 225.

[2]) Selbst Verrichtungen, die früher im Hausfleiß mit den einfachsten Werkzeugen getan worden waren, versuchte man in dieser Zeit zu mechanisieren. In Leck hatte 1828 ein gewandter junger Mann eine Maschinerie zur Präparation des rohen Flachses eingerichtet. Sie bestand aus Schwitz- und Trockenöfen, aus Brechwalzen, Schwinginstrumenten, die durch 2 Pferde in Bewegung gesetzt wurden. In kurzer Zeit konnte dadurch die Zubereitung des Flachses vor sich gehen. (P. B., 1828, S. 676.) Aber dies wäre doch nicht möglich gewesen, wenn nicht vorher eine Schwingmaschine, durch „tüchtige Künstler hie und da verändert", entstanden wäre, welche auch schon an einigen „Stellen sehr zweckmäßig mit Wasser und Roßmühle in Verbindung gesetzt" worden war. Aber auch die Brechmaschine

Holstein zuerst in der Tuchmanufaktur von Renck in Neumünster 1825[1]), dann auf der „Carlshütte" in Rendsburg 1830 eingeführt worden zu sein, fast gleichzeitig auch in der Ölmühle von Friedrichsen in Flensburg. Bald folgten weitere Anlagen von Dampfmaschinen, so daß 1845 in Kiel und in Flensburg je drei Ölmühlen, in Sonderburg, in Friedrichstadt und ebenso in Colmarschleuse je eine Ölmühle damit versehen waren. In Neumünster vermehrten sich die Dampfmaschinen besonders in den 40er Jahren. 1841 hatte Renck eine mit 33 PS, die Tuchmanufaktur von Meßstorf eine mit 8 PS, die Walkmühle des Tuchmacheramts 1843 eine zu 10 PS[2]). Der Färber Renck legte 1844 die vierte Dampfmaschine Neumünsters an, welche 8 PS hatte. Eine Dampfmehlmühle entstand in Elmshorn usw. Die Ursache dieser Entwicklung lag in dem Fortschritt der Technik im Auslande, woraus die dortigen Großbetriebe Vorteil zu ziehen begannen. Die schleswig-holsteinischen Unternehmer mußten, um konkurrenzfähig zu bleiben, ihre Betriebe dem Stande der Technik des Auslandes anpassen. Es waren daher in dieser Zeit fast immer die Unternehmer selbst, welche Versuche anstellten, die Maschinen zu verbessern, neue Erfindungen zu machen, im Gegensatz zu der früheren Zeit, wo man sich genötigt sah, ausländische Arbeiter, Unternehmer und Werkmeister mit fremder Technik kommen zu lassen. So waren vor allem der Ziegeleibesitzer Dithmer in Ekensund und der Mühlenbesitzer Müller in Eckernförde[3]) in dieser Richtung tätig. Zu erwähnen ist hier noch H. Jordt aus Flensburg, Ziegeleibesitzer, der sich besonders um die Ofentechnik (Canalofen) der Ziegeleien verdient machte[4]) und der sich vor allem bemühte, in seinen eigenen Betrieben (neben der Ziegelei auch Zementfabrik) neue Einrichtungen zu schaffen.[5]) Holler in Rendsburg hatte freilich Ingenieure aus dem Süden kommen lassen.

Auch die Großbetriebe, denen ein chemischer Prozeß zu Grunde lag, hatten früher ihre technischen Einrichtungen durch Arbeiter und

---

war schon vorher in Schleswig-Holstein erfunden und zwar von den beiden Männern: Tischler Buten-Ost in der Herrschaft Pinneberg und Hufner Peter Fr. Hansen zu Thumby in Angeln. (P. B., 1826, S. 31.)

[1]) Ipsen, S. 8f.

[2]) Ebenda, S. 10f.

[3]) Näheres darüber und Quellennachweise hierfür und für vieles andere dieses Abschnittes im 4. Kapitel.

[4]) Nach einer mündlichen Mitteilung von Herrn Dr. Aug. Fröbe, der diese Angaben auch in seiner Dissertation: Entstehung und Entwicklung der schleswig-holsteinischen Zementindustrie, Göttingen 1923, verwertet hat.

[5]) St. M. v. F. 1835, S. 104.

Werkmeister aus dem Auslande erhalten. Aber sehr früh, besonders in den Fayance-Fabriken, war man dazu übergegangen, selbst neue Wege einzuschlagen. Es war vor allem ein Unternehmer, der Apotheker Clar in Rendsburg, der in jahrelangen Versuchen glaubte, „das völlig durchsichtige herauszubringen". Das heißt, er wollte das echte Porzellan herstellen. Zu diesem Zweck war er „selbst der Hauptarbeiter und sogar der Brenner". Es gelang ihm aber nicht. Dafür hatte er aber 1795 den Erfolg, schwarze Basaltwaren, in England Wedgwoods genannt, herstellen zu können [1]).

Die Bedeutung chemischer Kenntnisse und Verfahren wurde 1798 sehr deutlich in Vorschlägen zur Verbesserung der Oldesloer Saline ausgesprochen [2]). „Wenn wir mit Erstaunen sehen, was die Chemie, diese Leiterin aller Fabriken, jetzt durch ihren wohlthätigen Einfluß auf dieselben gethan hat, wenn wir durch sie neue entstehen, andere nicht auf ihren Grundsätzen gebaute wieder verschwinden sehen, und wir dann bedenken, daß das Salzkochen ganz besonders eine chemische Operation sei, so fällt es gar leicht in die Augen, daß die Chemie, die bisher gar nicht auf dem Werk bekannt war, jetzt auf dasselbe angewandt, sehr merkliche Verbesserungen hervorzubringen im Stande sei." Eine Kommission, die 1800 zur Untersuchung der rückständigen Verhältnisse auf der Oldesloer Saline (damals Staatsbetrieb) eingesetzt wurde, konnte jedoch nur Vorschläge für Verbesserung der Arbeitsmittel machen (wie Anlage einer Zerkleinerungsmühle, Anlage eines neuen Ofens). Chemische Erfindungen waren in dieser Zeit noch selten. Es herrschte in solchen Fabriken mit chemischen Prozessen noch die Empirie vor. Verbesserungen wurden stets nur in den mechanischen Arbeitsmitteln oder nur durch Ausbau der Apparate gemacht. Neue Verfahrungsweisen kamen erst später auf [3]). Jedoch liegen die Anfänge schon in dieser Zeit. Bei Knaufft in Altona wurde z. B. 1813 mit Alkali gebleicht [4]).

Es blieb der Zeit nach 1845 vorbehalten, das chemische Verfahren „wissenschaftlich-rationell" im Großbetriebe zu gestalten. Die

1) R. A. Koph. 632, Div. Sager (1777—95).

2) P. B., 1798, S. 3.

3) Dementsprechend blieben die hier in Frage kommenden Handwerker in der Empirie stecken. Über die Färber Nord-Schleswigs wurde 1792 geklagt: „Zu bedauern ist es, daß diese Färber blosse Empyriker sind, welche die Landfärberei wol erlernt haben, aber von den chemischen Hilfskenntnissen keine besitzen". Andererseits läßt diese Stelle vermuten, daß die Anfänge der neuen Wege auf chemischem Gebiet in diese Zeit fallen.

4) P. B., 1813, S. 547.

Zeit vor 1845 war noch vollkommen mit der Verbesserung der Werkzeug- und Kraftmaschinen ausgefüllt.

III. Schlußbemerkung zum ersten Kapitel.

Änderungen traten nicht nur ein im staatlichen Verhalten, in der Bevölkerungszusammensetzung und in der Technik; auch in anderer Hinsicht änderten sich die äußeren Verhältnisse, so auf dem Gebiete der Bedarfsgestaltung, der Reichtumsbildung, des Verkehrswesens, des Geldwesens, auf politischem und geistigem Gebiet und auf vielen anderen Gebieten[1][2]. Alle diese Dinge haben für die Entstehung des Großbetriebes Bedeutung gehabt, doch können sie im Rahmen dieser Arbeit nicht berücksichtigt werden, da diese Änderungen sich zum Teil außerhalb Schleswig-Holsteins abspielten.

Die Entstehung der Unternehmerschaft stellt ebenfalls eine Änderung der äußeren Verhältnisse dar. Aber die Betätigung der Unternehmer als Gründer von Großbetrieben ist schon ein Stück der Entwicklung zum Großbetrieb, der sich infolge der Änderung der äußeren Verhältnisse herausbildete.

Die Entstehung der Unternehmerschaft kann hier nicht in aller Ausführlichkeit behandelt werden. Sie hing von sehr vielen Faktoren ab, welche Sombart in seinem Buch „Der Bourgeois"[3]) dargestellt hat. Im nächsten Kapitel sollen nur die verschiedenen Arten von Unternehmern behandelt werden, die sich bei der Gründung von Großbetrieben in Schleswig-Holstein betätigten. Dabei werden sich hier und da von selbst Rückschlüsse auf die Entstehung der Unternehmerschaft machen lassen.

Zweites Kapitel.

Unternehmer u. öffentliche Körperschaften als Gründer.

Die Änderungen der äußeren Verhältnisse hätten allein nicht die Wirkung gehabt, daß Großbetriebe errichtet wurden, wenn nicht zugleich Unternehmer in Schleswig-Holstein vorhanden gewesen oder zu

[1]) Sombart, Bd. I, 1 und I, 2.

[2]) Für die Entwicklung der Großbetriebe waren u. a. auch die hamburgischen Absatzkrisen am Ende des Jahrhunderts von besonderer Wirkung (s. darüber A. Obst: Aus der Zeit einer hamburgischen Handelskrisis in Mitteilungen des Ver. für Hamb. Gesch., 19. Jahrg., 1898/99, S. 65 ff.) und ebenso die Kontinentalsperre von 1807—1812.

[3]) Sombart, „Der Bourgeois" trägt den Untertitel „Zur Geistesgeschichte des modernen Wirtschaftsmenschen".

der Zeit ins Land gekommen wären. Aus dieser Erkenntnis heraus hatte der Staat alles Mögliche getan, um „Fremde" ins Land zu ziehen und um die Bewohner dazu anzuregen, Großbetriebe zu gründen, d. h. Unternehmer zu werden.

Es wurden von der Bevölkerung zahlreiche Gesuche um Privilegien der verschiedensten Art an die Landesregierungen gerichtet. Jedoch ist es, wie Holm hervorhebt, auffallend, daß sie aus Schleswig-Holstein längst nicht in dem Umfange einliefen wie aus Dänemark [1]). Holm hält es für wahrscheinlich, wie schon oben angeführt wurde, daß die private Initiative und die pekuniären Hilfsquellen in Schleswig-Holstein größer waren als in Dänemark, besonders in den Städten Flensburg und Altona.

Der private Unternehmer war es, der von sich aus die neuen Verhältnisse erkannte und es verstand, die sich daraus ergebenden neuen Möglichkeiten zu nützen und zu verwirklichen.

Der Unternehmer ist die für die Entwicklung des Großbetriebes und für seine Gesamtgebarung wesentlich bestimmende Persönlichkeit [2]). Er muß unterschieden werden von dem Geldgeber.

Die „pekuniäre Hilfsquelle", der Geldgeber, war in dieser Zeit, wie dargestellt, zum Teil der Staat. Daneben kamen aber auch große Reeder und Kaufleute und andere in Betracht. Zum großen Teil stammten die Mittel in dieser Zeit auch aus dem Eigenkapital des Unternehmers. Solche Geldgeber können, soweit es möglich ist, nebenbei genannt werden.

Um diese Persönlichkeit des Unternehmers näher kennen zu lernen, muß festgestellt werden, aus welchen Kreisen und Berufen der Unternehmer herkam, woher er stammte, ob er im Lande ein Fremder war, evtl. ob er ein fremdes Glaubensbekenntnis hatte oder ob er ein Inländer war.

Es ergeben sich dann für Schleswig-Holstein folgende Gruppen von Unternehmern:

I. Die Projektmacher und Gründer im engeren Sinne.

II. Die Fremden:

1. die Holländer;

---

[1]) Holm V, 2, S. 451.

[2]) Nach Herbert v. Beckerath, Weltwirtsch. Archiv, 19. Bd., H. 4, 1923, in Besprechung der „Volkswirtschaftslehre" v. Schwiedland, 3. Bd., „Die Unternehmer".

2. die Franzosen:
   a. die Refugiés,
   b. die Emigranten;
3. Hamburger und Lübecker Kaufleute;
4. die Juden;
5. andere Fremde.

III. Die Schleswig-Holsteiner:
1. Adlige und Gutsherren,
2. Kaufleute,
3. Handwerker,
4. Bauern,
5. Angehörige verschiedener Berufe.

IV. Der Staat und andere öffentliche Körperschaften.

I. Die Projektmacher und „Gründer" im engeren Sinne.

Bei dem geschilderten Verhalten des Staates war es unausbleiblich, von der Regierung zum Teil geradezu erwartet, daß auch Privatpersonen, neben den dazu aufgeforderten Beamten, Projekte der Regierung einreichten. Eine Menge Projektmacher unterbreitete der Regierung ihren Plan, um sie zu veranlassen, die entsprechenden d. h. möglichst hohe Unterstützungen zu gewähren. Dieses Projektmachen wurde sogar zuweilen berufsmäßig betrieben. Es handelte sich dann dabei um Leute, die von Land zu Land zogen, um ihr Glück zu versuchen. Solche Leute dachten auch garnicht immer daran, selbst die Ausführung in die Hand zu nehmen, sondern begnügten sich mit dem bloßen Projektmachen gegen Entlohnung.

Aber es kam doch vor, daß sie wenigstens den Versuch machten, einen Großbetrieb in Gang zu setzen, wobei sie dann auch vorübergehende Erfolge haben konnten, was aber oft mit ihrem Ausschluß von dem Unternehmen endete. In solchen Fällen soll von „Gründern" im engeren Sinne gesprochen werden. Beide, Projektmacher und „Gründer", scheuten sich nicht, möglichst hohe Forderungen für ihre Pläne und evtl. für ihre Ausführung zu stellen. Um aber die Regierung oder die sonstigen Geldgeber zu überzeugen oder besser gefügig zu machen, wurde mit großer Überredungskunst möglichst viel versprochen. Mit viel Phantasie und mit einem Weitblick, der oft über das Ziel hinausschoß, suchte man die Vorteile der Pläne darzulegen. Oft wurde dabei auch sehr viel Richtiges gesagt. Die Projektmacher

und „Gründer" kamen aus den verschiedensten Schichten der Bevölkerung. Das war vor allen Dingen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Fall, also in der Zeit, wo der Staat auch am zugänglichsten für Unterstützungen war. Es mögen hier nun einige Beispiele chronologisch aufgeführt werden:

1723. Nach der Hoffnung des Majors v. Eder sollte die von ihm geplante Seifenfabrik in Kiel zu solcher Größe gelangen, „daß nicht nur das Land, nebst ganz Hamburg und Lübeck, besonders auch auswärtige Länder damit verproviantieret werden sollten, und fast alle anderen Seifen-Fabriquen von selbsten cassieren müßten". Er könne aber keine Kaution stellen, da er nichts anderes als sein Leben und seine Ehre habe und von auswärts gekommen sei. Den von der Regierung gewährten Vorschuß hatte v. Eder aber, wie später mitgeteilt wird, für sich behalten sowie außerdem noch 1000 Rtlr. der „Interessenschaft". v. Eder mußte 1724 aus der Gesellschaft austreten [1]).

1724 machte der Apotheker Ägidius Rabe einen Vorschlag, eine Rapssaatmühle vor Gottorp „ohne große Kosten anzulegen", um ihm aus seinem „itzigen schlechten Zustand" herauszuhelfen [2]). Der Vorschlag ward zwar als „practicable und profitable" bezeichnet; aber trotzdem wurde das Privilegium abgelehnt, da es nur zum eigenen Vorteil des Supplikanten dienen solle, denn er wolle sich dadurch nur die Mittel beschaffen, um für seine Kinder das Apotheker-Privilegium zu besorgen, und weil „durch dieses das vor Gottorp in miserée lebenden Apothekers Rabes gemachte Project nicht allein das Commercien in den beyden Fürstentümern würde gehemmet und insonderheit die Marschen noch weiter ruinieret würden".

Die Forderung eines Monopols für Einkauf von Rapssamen war in diesem Falle der Regierung doch zu viel.

1725 wurde an die hochfürstliche Schleswig-Holsteinische Rentekammer zu Kiel das Projekt wegen einer an der Schwentine bei Neumühlen anzulegenden Kupfer-, Draht- und Messingmühle eingereicht. Bisher war dort nur die Loh- und Stampfmühle des Schusteramtes in Kiel. Die Mühle sollte öffentlich an den Meistbietenden gegen Erlegung einer jährlichen Rekognition ins Amtsregister zur Erbpacht zugeschlagen werden. Dieser Ort bei Neumühlen sei zu einer Kupfermühle wohl „geschickt", da Kupfer aus Schweden „direkte vom Schiffe ausgeladen werden kann, ohne es mit großen Kosten auf

---

[1]) St. A. Kiel: A. XXII, 342.

[2]) Ebenda, A. III, 504.

der Achse dorthin zu transportieren". Wasser und Holz seien im Überfluß vorhanden [1]).

1729. Zu den „Gründungen" gehörte die „Zwillig- u. Farbfabrique" in Altona von Franz Joachim Augustins, der „selbst die profession nicht erlernt" hatte und daher von seinen Gesellen und Knechten abhängig war. Er bekam auch für „dieses dem publico zum besten in Stand gebrachtes Werk" ein Privilegium mit einer Monopolstellung für ganz Schleswig-Holstein. Aber das Publikum kümmerte sich nicht darum, und der Zwang des Staats nützte nichts, so daß der Betrieb bald einging [2]).

Um 1730 schlugen Christoffer Wahler eine Ölmühle und „Eisern-Fabrique" und Niclas Amelung Hildebrandt [3]) eine Schmiede- und Sägemühle außerhalb der Festung Glückstadt vor. Der letztere hatte sich bisher 18 Jahre lang durch Rotgießen in der Stadt kümmerlich ernährt. Der Magistrat gab zu, „daß eine wohl unläugbare Sache sey, daß manufacturen, fabriques einer republique großen Nutzen bringen, in hiesiger Stadt selbige sehr spahrsam, folglich eines jeden aufrichtigen Patrioten Schuldigkeit sey, alles, was möglich, zu contribuiren, daß viele manufacturen und Fabriques gestiftet und aufgerichtet werden".

1734. Der Kammerrat Mohrsen aus Altona schlug 1734 eine Sägemühle vor [4]): „was maßen ich in der Festung Glückstadt eine Gelegenheit ausgefunden und selbige in Augenschein zu nehmen mich kümmerlich durchgeholfen, daß daselbsten auf dem Kanal, der nach beygehendem Abriß in der Stadt herumbgehet, allerhand Mühlen angeleget und auf eine bißher unbekandte Weiße durch Ebbe und Fluth in continuirlichem Gange können getrieben werden, nachdem solches eine Herrlichkeit ist, wodurch die Stadt Glückstadt, die ohnedem wegen ihrer Situation und dem sicheren Hafen und die schönste Gelegenheit zu der Negotie von der Welt hat mit Hülffe der Altonaer, die nicht weniger davon profitieren würden, ohnfehlbar in der Fahrt kommen und mit der Zeit zu einer considerablen Handelsstadt werden kann, wenn diese Gelegenheit vor anderen zu Säge-Mühlen angewandt und das Holz, so die Elbe herunterkomt und die Hamburger nicht anders als mit Menschen-Hände verarbeiten können, hier zu Brettern geseget; das Eichen Holtz auch, welches sie in großer quantitet zu Gig- und

1) St. A. Kiel: B. V, 1, Nr. 73.
2) Ebenda, B. IX, 3, Nr. 148 und A. XVIII, 3843.
3) Ebenda, A. III, 1845.
4) Ebenda, A. III, 1845.

Tonnenstäbe spalten, zu Plancken und Brettern geschnitten und so ausgeführet würde, welches aus der Erfahrung, die ich von der weit und breit geführten negotie habe, leicht allerunterthänigst remonstrieren könnte; dero der kgl. Majestet aber selbsten hoffentlich nicht anders befinden werden, wenn dero kgl. Majestet, dies allergnädigst geruhen zu betrachten, daß kein Schiff leichter als mit Holtzwahren in der Fahren kann gebracht werden, weilen wenig Geld darin stecket, und alle andere profitable wahren, welche sonderlich hier von England, Holland und Teutschland leicht zusammen zu bringen, mit selbigen nach ein jedes Vermögens eins jeden Ohrts Behuff aller Orten können eingeführt werden".

Aber alle Behörden bis zur „Deutschen Kanzlei" hinauf waren dagegen; man wollte vorher genaue Untersuchungen und Voranschläge angestellt haben. Dies geschah zum Teil auch; aber die Forderungen Mohrsens waren anscheinend zu groß.

Später hört man nichts mehr davon.

1734 wollte Franz Mundheim — früher Verwalter auf dem fürstlichen Gut Muggesfelde (er ist „vor etwa 2 Jahre dort im Gefängnis gewesen, weil er nicht gebührende Rechnung tun könnte"; bei Nachtzeiten ist er aber aus dem Gefängnis „echapiert") — mit dem Glasmeister von Muggesfelde eine Glashütte bei dem Dorfe Blunck anlegen. Sie konnten aber keinen Kredit „für ihren Verlag" finden und selbst hatten sie auch kein Geld dazu. Daher wandten sie sich an den Herzog von Plön mit einer Reihe von Forderungen um Material und Überlassung eines Torfmoors[1]).

1736. Prof. Dr. J. Chr. Lehmann bekam ein Privilegium zur Herstellung der von ihm erfundenen „Spahröfen" auf 12 Jahre. Er wünschte ein Darlehn von 10000 Rtlr. auf 6 Jahre. Dem Gesuch lag eine Beschreibung der Öfen mit genauen Zeichnungen in einem Umfange von 216 gedruckten Seiten bei[2]).

1752. In die Reihe der Gründungen gehört auch die „Rauchleder- und Corduan-Fabrique"[3]) in Altona von Johann Octavio Köster und Johann Christian Schöps aus Hamburg. — Köster war ein „verschuldeter Banquerottier" aus Hamburg, der „nach seinem Geständnis von allen Mitteln entblößt, wieder seine Gläubiger allhier Schutz suchet und hat selbst keine Kenntnisse von der Fabrique". — Schöps hatte die „Wissenschaft", hatte aber auch keine Mittel zur Bestreitung des

[1]) St. A. Kiel, B. IX, 3, Nr. 137.
[2]) Ebenda, A. II, 184.
[3]) Ebenda, XVIII, 3836.

ansehnlichen „zu solcher Fabrique nöthigen Fonds". Aber trotzdem konnten sie die „sogenannte kgl. privileg. Seidenfabrique" ankaufen, die von dem Commercien-Rat Borcholt aus Leipzig errichtet worden, aber von der Rentekammer 1747 dem Oberpräsidenten von Altona Graf Hans zu Rantzau geschenkt worden war und danach leer gestanden hatte. Rohstoffe wurden eingekauft und Arbeiter wurden „verschrieben". Dies alles war aber doch nur dadurch möglich, daß sie gute Freunde hatten, die als Geldgeber hinter ihnen standen. Sie wollten aber nicht zu den gewöhnlichen Projektmachern gerechnet werden: „Wir haben versprochen, eine solche ansehnliche Fabrique zu errichten, welche der Stadt Altona Zierde und Vorteil bringen sollte. Und daß wir nicht zu solchen entreprenneurs und fabriquanten gehören, welche durch übertriebene Versprechungen von Ew. kgl. Majestet Gnade einige privilegia und protectoria zu erschleichen suchen". Zum Betrieb und zum Fortgang aber hätten sie „weder Geld, noch Nachsatz" genug. Daher hätten sie, um ihren guten Willen zu zeigen, die „Seidenfabrik" angekauft.

1757 ist Schöps „Corduan-Fabriqueur" zu Schleswig und Rendsburg. Er hatte nun ein neues Projekt entworfen. Früher (in Altona) war er wegen der ihm fehlenden Mittel genötigt, „einen Compagnon, der den erforderlichen Verlag thun konnte und zugleich den Leder-Handel verstand, anzunehmen". „Aber seine Umstände haben sich gebessert"; er will daher nun selbst einen Betrieb anlegen.

1754. Der Fürstl. Braunschweigische Ober-Hütten-Inspector Johann Arnold Bertram, der früher in Delmenhorst eine „Eisern-Fabrique vorgehabt" hatte, beabsichtigte, in Holstein bei Oldesloe eine Eisen- und Stahlfabrik anzulegen. Schwedisches und russisches Stabeisen, das von Hamburg und Lübeck „hinlänglich herbei zu bringen" sei, solle verarbeitet werden[1]).

1758. Ein sehr gutes Beispiel eines Projektmachers, der neben Vorschlägen für Großbetriebe auch andere Pläne hatte, bietet Friedrich v. Bonhorst in Kiel. Es gelang ihm, den Prof. Hennings, der im folgenden Jahre (1759) auch den Juden Donath[1]) in Plön bei der Gründung einer Salpeterfabrik mit Geld unterstützte, zu gewinnen. Eine Lederfabrik hatte er schon in Gang gesetzt. Aber die Absicht war, „nicht allein diese angefangene Leder Fabric immer mehr und mehr zu erweitern, sondern auch andere nützliche Ew. Kayserl. Hoheit und dem Lande sehr vortheilhafte Manufacturen anzulegen". Folgende Vorschläge wurden eingereicht: Für

[1]) St. A. Kiel: A. XVIII, 4729.

1. „eine leonische gelb- und weiße Freßen Fabric",
2. „eine baumwollen- und wollen Fabric",
3. eine Münzprägerei, und
4. wurde ein „Entwurf zur Errichtung einer Chevalier Garde du Corps à Cheval von 1500 Mann", „lauter Adel", der Regierung zugeschickt.

Die verlangten Unterstützungen gingen daher dementsprechend auch über das gewöhnliche Maß hinaus. Außer den Vorrechten für die Lederfabrik bat Bonhorst

1. um „einige Tausend",
2. um den „Zwang zur Abnahme des Viehpulvers" (wegen der Seuche),
3. der Transithandel von Rußland solle nur an Bonhorst gerichtet sein[1]).

1762 erschien in Kiel Johann Hieronymus Wunsch, der früher in Brandenburg und im Harz Salpeter verfertigt hatte, der dann von dort nach Polen und Rußland gereist war. Nun wollte er hier eine Salpeterfabrik anlegen[2]).

1769. Der schon genannte Jude Donath aus Plön machte Vorschläge „aller Hand Fabriquen anzulegen": Salpeterfabrik, Seifensiederei und Spiegelglasmanufaktur. Er beantragte „Ertheilung von allerley unstatthafter Vorrechte". Aber es wurde mitgeteilt, daß die Vorschläge „keine besondere Aufmerksamkeit" verdienten[3]).

Gegen Ende des Jahrhunderts verschwinden die Projektmacher und „Gründer"[4]). In den 80er Jahren kamen Zeitschriften (die Provinzial-Berichte) auf, in denen solche Projekte veröffentlicht und

---

1) St. A. Kiel: A. XXI, 363.

2) Ebenda, A. XXII, 346.

3) Ebenda, A. XVIII, 4729.

4) Das Merkwürdige ist, daß das Kommerz-Kollegium in dieser Zeit selbst ein Projekt macht. 1771 erließ es eine Aufforderung zur Anlage einer „Fabrik" für gewebte Spitzen in Lügumkloster, die oben schon angeführt ist. Der Staat ist hier gewissermaßen selbst der Projektmacher. Der Unternehmer aber, der sich meldet, Andreas Schramm, ist im Charakter den Projektmachern sehr ähnlich, so daß er hier behandelt werden muß. Schramm war, „bevor er sich in die Fahrt als Kaufmanns-Assistent begab", bei Kaufmann Aschov in Kopenhagen gewesen, bei dem er „als Geselle gedient" hatte. Aschov ließ in seinem Hause gewebte Spitzen fabrizieren, wobei Schramm ihre Fabrikation nebenbei erlernt haben wollte. Doch der Amtmann hatte über Schramm erfahren: „aus zuverlässigen Nachrichten, daß dieser Mensch ein bloßer Aventurier sey", ... „der von dergleichen Gewerbe, Anlegung der Einrichtung einer Fabrik kaum einen dunklen Begriff hat". Außerdem hatte er Schulden und „nichts zuzusetzen". St. A. Kiel: C. V. 1. Nr. 117.

kritisiert wurden. Es war in dieser Zeit nicht das Erwerbsinteresse, das bei fast allen Projektmachern zu Grunde lag, sondern der Wunsch, bei der „Abschaffung der Armut" mitzuhelfen. Es ist daher auch kein Wunder, daß die Projekte zu der Zeit oft von Pastoren ausgingen. 1787 schrieb der Pastor Henrich Ludewig Domeier aus Nortorf [1]): „Nur die verdienen den Ehrennamen wahrer Patrioten, die ihr Vaterland . . . so lieben, . . . daß sie sich bemühen das Beste des Landes und seiner Einwohner zu befördern, . . . sich immer mehr unabhängig von Ausländern machen . . .", und machte darauf Vorschläge, die Glashütten in der Nortorfer Parochie wieder zu errichten.

Am Anfang des 19. Jahrhunderts nahm diese Projektmacherei der Pastoren noch zu. Es hieß 1829 darüber [2]): „Es ist doch sonderbar, daß fast jegliche Cultur vom geistlichen Stande ausgehen mußte . . ., ein Landgeistlicher popularisirt den Weidenbau in Handewitt, wo seit 100 Jahren ein Förster um den Wald herum wandert. Der Prediger an diesem Orte war auch der Erste im Lande, der die Aufmerksamkeit auf das Moorerz leitete, zu dessen Bearbeitung bekanntlich itzt Herr Holler in Rendsburg seine Fabrik angelegt hat. Selbiger hatte auch den Vorschlag eines Canals vom Flensburger Meerbusen über Lindewitt nach der Westseite gemacht, der viel mehr Verstand enthalten soll, als die Lacher begreifen können . . ."

Aber die öffentliche Kritik in den Zeitschriften hatte doch die Wirkung, daß eine Abneigung gegen alles unüberlegte Projektmachen entstand, wie sich dies im Jahre 1829 geltend macht [3]): „Erhöben wir uns nur zum energischen Wirken; lernten wir den Projektmacher und einseitigen Schwätzer von dem wissenschaftlich unterrichteten, erfahrenen Manne unterscheiden, lernten wir in diesen, durch die That und die öffentliche Stimme geweihten Bewahrer des Gemeinwesens unbedingtes Zutrauen setzen, so würde selbst in trüben Tagen manches gute Werk gefördert werden können . . . (aber) Ehrgeiz und Eigennutz lauern im Hintergrunde, die nur zur Zeit der Verwirrung ihre Beute zu erhaschen im Stande sind." Weiter wird ausgeführt, daß es bestraft werden solle, der Landesregierung einen unreifen oder unehrlich gemeinten Vorschlag vorzulegen, da diese doch nicht alles übersehen könne. Aber ebenso solle es bestraft werden, jahrelang in amtlichen Verhältnissen Fehler zu sehen, ohne eine Feder zur Bekämpfung derselben anzusetzen.

---

1) P. B., 1787 S. 542.
2) P. B., 1829, S. 147.
3) Ebenda, 1814, S. 217.

II. Die Fremden.

1. Die Holländer.

Die Holländer waren die ersten, welche Großbetriebe in Schleswig-Holstein anlegten.

Schon 1622 waren[1]) bei Friedrichstadt von dem Holländer van Wedde Großbetriebe angelegt worden[2]). Van Wedde war eigentlich einer der Projektmacher, „ein unermüdlicher Pläneschmied", der dem solchen Plänen sehr geneigten Herzog Friedrich III. immer neue Vorschläge auf allen möglichen Gebieten zu machen wußte. Er war der Hauptwerber gewesen, um Niederländer zum Bau von Friedrichstadt und zur Niederlassung dort zu bewegen. Aber er war auch wirklich tätiger Großkaufmann. Er hatte an den meisten Handelsunternehmungen in Friedrichstadt Teil, er war dort „die treibende Kraft" [3]). Andere, wie Christian Bekker, betrieben Deichbauunternehmungen. Aber es war van Wedde, der vor 1622 „auf dem Eilande" eine Salzsiederei errichtete und Ende 1622 dort von seiner Ziegelei Steine lieferte[4]). Aber da er seine Verpflichtungen nicht erfüllen konnte (in Bezug auf Steinlieferungen) und da die Stadt van Weddes Erwerbsinteresse fürchtete, legte sie selbst eine Ziegelei an, die aber 1626 auf dem Umwege über den Ankauf durch einen Mittelsmann doch unter den Einfluß van Weddes kam.

Über die Tätigkeit der Holländer ist folgendes festzustellen: 1625 bekam Samuel Lessamb ein Privilegium für eine Seifensiederei; 1627 hatte Balzar van Reusen eine Salpetersiederei[5]). Verschiedene Mühlen wurden damals von den Holländern angelegt. Außerdem sollen in dieser Zeit eine größere Gerberei, eine Grütz- und Graupen-„Fabrik" von erheblichem Umfang und eine Amidammacherei angelegt worden sein[6]). Simon Modeus mit seiner Wandtrapperei, Ölschlägerei und Seifensiederei (1673) ist schon einmal (mit der Monopolisierung des Rapssaathandels in Eiderstedt) erwähnt worden. Im Laufe der Zeit, vor allem nachdem die Handels- und Eindeichungsunternehmungen mit

---

[1]) In Altona durchbrach 1637 Peter de Voß, Sargen-, Näßmacher und Handelsmann, mit dem Verlagssystem die alte Handwerksordnung. Vorher hatte das schon in kleinerem Maßstabe der Posamentenmacher Simons getan. (Ehrenberg IV, S. 35.)

[2]) Nordelbingen I, S. 246.

[3]) Ebenda, S. 248.

[4]) Ebenda, S. 176 f.

[5]) St. A. Kiel: A. XX, 2725.

[6]) Nordelbingen I, S. 171.

Mißerfolgen geendet hatten, tauchte noch eine Reihe anderer holländischer Unternehmernamen auf. Es ist nicht möglich festzustellen, wie weit diese Betriebe im damaligen Sinne als Großbetriebe zu betrachten sind, da jede Größenangabe fehlt. Aber damals wurde das, was die Holländer unternahmen, als etwas Besonderes empfunden, wie folgende Stelle aus dem Jahre 1673 zeigt[1]):

„Die Holländer aber anbei sohner Leute sein, alß haben sie dadurch die wissenschaft, all solcher manufacturen erlangt, auch anderen nationen darin Perfectioniert; wie die Herrn Schweden ihnen desfalß Zeugnis geben können."

Auch die eingewanderten Holländer in Altona betätigten sich bei der Anlegung von Großbetrieben. Zunächst war in Altona das Verlagssystem vorherrschend, worin die Holländer ein umfangreiches Betätigungsfeld fanden[3]). Aber trotzdem kam es zur Anlage von einigen größeren Mühlen: Abraham de Voß baute 1670 ein drei Stockwerke hohes Haus an der Elbe und legte darauf eine Windmühle an, die aber 1676 abbrannte[4]). 1696 hatte Joh. Beets eine Windmühle für Gerstengraupen. Beets war aber auch sonst ein unternehmender Mann: er hatte außerdem noch eine Schiffsbauerei, eine holländische Reepschlägerei und mehrere Schiffe zur See. Eine sehr umfangreiche Tätigkeit entfaltete auch Gysbert van Smissen[5]), aus einem Brabanter Geschlecht stammend. Zuerst war er in Glückstadt; hier hatte er eine Weißbäckerei und damit verbunden einen Handel mit Korn und Mehl; später ein Kommissionsgeschäft und dann in Verbindung mit anderen Glückstädtern Handelsverbindung nach Grönland. 1678 siedelte er nach Altona über und legte hier zunächst eine Weißbäckerei an. Mit 23 Jahren übernahm sein Sohn Hinrich van der Smissen das Geschäft des Vaters. Dieser hatte zuerst den Kaufmannsberuf erlernt und dann selbst einmal die Fahrt nach Grönland mitgemacht, worauf er sich an dem Geschäft zur Ausrüstung von Grönlandfahrern des Joh. Eilias Münster — eines

[1]) St. A. Kiel: A. XX, 2725.

[2]) s. S. 87, Anmerk. 1.

[3]) Der Holländer Wilmsen, Verleger für Strumpfwaren und Wollengarn, beschäftigte seit Anfang des 18. Jahrhunderts die größte Anzahl von Hausindustriellen. (P. B., 1813, S. 549.)

[4]) Wichmann, S. 77 f. Ein Ölgemälde von dieser Mühle hängt im Altonaer Museum. Eine gedruckte Photographie davon befindet sich in „Altonas Topographische Entwicklung" mit Unterstützung von R. Ehrenberg und Stahl, Altona, 1894 hrsgegb.

[5]) Ebenda, S. 101.

Verwandten von ihm — beteiligte. Besonders verdient machte sich der junge van der Smissen durch seine Bemühungen um die Verbesserung des Hafens. Wichmann schließt die Betrachtung über H. v. d. Smissen mit folgenden Worten: „Welch ein Unternehmungsgeist diesen Mann beseelte, wird uns recht klar, wenn wir die Anlagen übersehen, die er bei seinem Tode hinterließ; es waren dies: zwei Ankerschmiede, eine Holz- und Bretterschlägerei, eine Schiffswerft, eine Grützmühle eine Kattunfärberei, zwei Tuch- und Seidenfärbereien, und eine Wand-Schererei und -Bereiterei" [1]).

2. Die Franzosen.

a) Die Refugiés.

Es wurde oben darauf hingewiesen, daß französische Namen, die vor der Emigrantenwanderung auftauchen, als zu den Refugiés gehörend betrachtet werden können. 1759 richtete Paul Second de Causepied in der ehemaligen Seiden„fabrik" zu Altona eine Eisengießerei ein, die aber 1766 an J. Sorge verkauft wurde [2]). Der „Directeur" der französischen Kammertuchmanufaktur in Schleswig hatte den französischen Namen Paulier (z. T. waren auch französische Arbeiter dort (Tiout) [3]), der Leiter der zweitgrößten Kattundruckerei in Altona hieß Turetin oder Tortin (und vielleicht auch „Monsieur Cassius") [4]).

1768 besaß der „fürnehme" Kauf- und Handelsmann Pierre Chaunell zu Hamburg eine Tabaksmühle zu Ovelgönne. Er verpflichtete zunächst Albert Röhrs, Tabaksmüller bei Neumühlen-Altona, nur für „Chaunellen le fils u. Compagnie" zu arbeiten; schließlich kaufte er die Mühle Röhrs' [5]). Der Seidenweber Vivié war 1776 mit 9 Webstühlen selbständig; aber 1795 war er von Warburg „verlegt" [6]). Es sind eben nur ganz vereinzelte Fälle.

---

[1]) Wichmann, S. 101. Daß unter diesen aufgezählten Betrieben auch mehrere Kleinbetriebe waren, ist ziemlich sicher; vielleicht war v. d. Smissen auch nur als Hauptgeldgeber an einigen beteiligt.

[2]) Volckens u. Hoppe, Neumühlen und Ovelgönne, S. 53.

[3]) St. A. Kiel: C. XIII, 1, Nr. 258.

[4]) R. A. Koph.: 632, Div. Sager.

[5]) An der Persönlichkeit des Chaunell scheint vieles auszusetzen gewesen zu sein; denn „er hat in Hamburg eine Frau mit 7—8 Kindern sitzen lassen und wohnt allhier mit ein leichtfertiges Mensch und hat mit derselben bereits einige Kinder im Ehebruch gezeuget". (St. A. Kiel: B. IX, 1, Nr. 516.)

[6]) s. Anhang.

b) Die Emigranten.

Die Emigranten haben, wie es scheint, sich auch nur wenig an der Errichtung von Großbetrieben als Unternehmer beteiligt. Zum großen Teil kamen sie sehr arm, von allen Mitteln entblößt, nach Altona. Zum Teil sind sie, als die Verhältnisse sich besserten, wieder nach Frankreich zurückgewandert. Schließlich war es auch am Ende des 18. Jahrhunderts eine ungünstige Zeit für die Anlegung von Großbetrieben. Versuche wurden zwar gemacht[1]).

Doch auch später hört man nichts von ihnen.

3. Hamburger und Lübecker Kaufleute.

Hamburger und Lübecker Kaufleute waren es vor allem, welche auf dem Lande in Holstein Großbetriebe ins Leben riefen, und zwar zur Hauptsache Kupfer-, Messing-, Draht- und Papiermühlen. Angelegt waren sie von ihnen nur in den allerseltensten Fällen. Das war vielmehr durch die Grund- oder Gutsherrschaften geschehen, die zunächst oft selbst einen oder zwei Gesellen darauf gehalten hatten. Dann aber waren sie an Kaufleute aus Hamburg oder Lübeck, mitunter auch aus Altona in Erbpacht gegeben worden. (Zum Teil waren die Hamburger auch Holländer.) Erst von ihnen ging dann die Entwicklung zum Großbetrieb aus, wie z. B. in Grönwohld von der bekannten Familie Amsinck aus Hamburg.

Zum Teil blieben die Mühlen trotz des Überganges an Kaufleute doch Kleinbetriebe mit ein bis zwei Gesellen, die also nicht „Geschäftsbetriebe von Handwerkern", sondern Kleinbetriebe unter Leitung und im Besitze eines Kaufmanns waren.

Die Kupfer- und Drahtmühle zu Grönwohld[2]) wurde 1634 von der Fürstenlinie zu Reinbek angelegt. Die Pächter waren zunächst die Gebrüder Abraham und Daniel van Peiry. Anscheinend waren schon unter ihnen „3 Kupfer- und Messing-Mühlen bey Sehlwaßer und Mühlensteigers Teiche" entstanden. Aber damit ist noch nicht gesagt, daß es ein zusammenhängender Großbetrieb war. 1677 wird der Hamburger Kaufmann, Handelsmann und Ratsverwandter Amsinck zum ersten Mal genannt. 1692 werden in einem Pachtvertrag 14 Katen für 18 Arbeiter genannt. Wahrscheinlich ist, daß erst unter den Amsincks der Großbetrieb entstanden ist und vor allem sich weiter

---

[1]) Nur einige Kleinbetriebe sind zu finden: Tabaksfabrikant Valette, Branntweinbrenner De Roy. Piper, Altona und die Fremden, S. 3.

[2]) St. A. Kiel: B. X, 1, Nr. 467.

entwickelt hat. Wie fest die Familie Amsinck die Kupfer-, Messing- und Drahtmühle in der Hand hatte, zeigt folgende Stelle aus der Pachthandlung von 1744: Man glaubte bei der Verpachtung mehrere Liebhaber gefunden zu haben; aber die Käufer standen anscheinend „mit den Amsings in Connexion" und „keiner wollte es mit ihnen verderben".

Es waren oft Angehörige der Senatoren- oder Bürgermeisterfamilien, zu denen auch die Amsincks gehörten, welche sich in dieser Art als Unternehmer betätigten. (In Grönwohld war eine zweite Kupfermühle im Besitze von Bürgermeister Luis [1].) Viele Mühlen wurden auch nur von gewöhnlichen Kaufleuten geleitet. Genannt seien hier nur einige Namen: vor Luis war in Grönwohld Kaufmann Ernst Gottlieb Möller; an einer anderen Stelle besaß der „commercierende Bürger Christian Günther Kirchhoff aus Hamburg" eine Mühle [2]). Kaufmann Thielpap aus Hamburg hatte allerdings 1774 „bonis cediren müßen [3])".

Die Kaufleute aus Lübeck kamen jedoch öfters in Geldverlegenheit, so daß die Mühlen den Pächter oder Besitzer wechseln mußten, wobei es oft den Hamburgern gelang, die Mühlen zu erwerben. So standen 1774 die Handlung und das Vermögen des Lübecker Kaufmanns Küsel, worunter auch die Kupfermühle zu Witzhave sich befand, unter der Aufsicht der Kaufleute Gebrüder Leers aus Hamburg, weil Küsel in „schlechte Umstände geraten" war. 1782 machte Küsel Konkurs. Eine andere seiner Mühlen (zu Rethwisch) kam in den Besitz von Lucas Kellinghusen aus Hamburg, dessen Vermögenszustand aber 1787 auch „in Verfall geriet", worauf die Mühle Staatsbesitz wurde [4]).

Nachdem der Staat vorübergehend einige Kupfer- und Messingmühlen in seinem Besitz hatte, die aber alle im Laufe der Zeit eingingen, waren 1835 fast alle Kupfer- und Messingmühlen Holsteins wieder in Händen der Hamburger und Lübecker Kaufleute [5]).

Doch auch auf andere Gebiete griff die Tätigkeit der Hamburger und Lübecker Kaufleute über. Die Ziegelei zu Glinde befand sich 1768 in der Hand des Kaufmanns Geertz aus Hamburg [6]). Nachdem die Oldesloer Kupfermühle 1814 niedergelegt war, wurde dort von zwei Lübeckern, Sonder und Helms (später Sonder allein), eine Papier-

---

[1]) St. A. Kiel: B. X, 1, Nr. 470.

[2]) Ebenda, Nr. 469.

[3]) Ebenda, Nr. 480.

[4]) Ebenda, Nr. 477.

[5]) St. M. v. F., 1835.

[6]) St. A. Kiel: B. XI, 1, Nr. 523.

mühle angelegt [1]). In Pinneberg (1799) legte der Kaufmann Aufmordt aus Hamburg eine Kattundruckerei an [2]).

Im Jahre 1802 wollten die Hamburger Kaufleute Masson und Kammée „ihr Etablissement — eine Möbelmanufaktur — unter gewissen Bedingungen" nach der Herrschaft Pinneberg verlegen [3]). Der begüterte Holtzschue legte 1808 eine Fayance-Fabrik bei Kellinghusen an [4]) [5]) [6]).

4. Die Juden.

Die Juden haben als Unternehmer, die das Aufkommen des Großbetriebes in Schleswig-Holstein förderten, im allgemeinen keine große Bedeutung gehabt. Höchstens können sie, wenn auch selten, als Geldgeber aufgetreten sein.

Wenn der Staat auch den Juden gestattete, Freigemeinden zu gründen, so waren ihnen doch in der gewerblichen Betätigung gewisse Beschränkungen auferlegt. Wenn es ihnen nicht gelang, „Freimeister" zu werden oder ein Privilegium zur Anlegung eines Großbetriebes zu bekommen, war ihnen der Weg zum Gewerbe verschlossen. Es bestand ein Mißtrauen der Regierung gegen die Juden, und es ist oben gezeigt worden, daß man zur Abschaffung der Monopole kam, weil man zuerst bei der Erteilung an Juden schlechte Erfahrungen damit gemacht hatte. Aber auch die Privilegienerteilung, so z. B. an den Juden Hanerau zur Errichtung einer Fayance-Fabrik in Pinneberg [7]), scheiterte an den persönlichen Umständen. Noch viel stärker war jedoch die Abneigung gegen die Juden bei den Lokalbe-

---

[1]) St. A. Kiel: A. XVIII, 4563.

[2]) BII, 1799, S. 120.

[3]) St. A. Kiel: A. XVIII, 3666.

[4]) Schröder, S. 32.

[5]) Daneben wurden auf Hamburgischen Enklaven von Hamburgern Großbetriebe angelegt. So machten die verschiedenen Wachsbleichen der Hamburger Kaufleute auf „Hamburger Territorio" der Wachsbleiche des Mennoniten Koopmann zu Klein-Flottbeck Konkurrenz. (St. A. Kiel: B. XI, 1, Nr. 520.)

[6]) Als Geldgeber traten die Hamburger Kaufleute öfters auf. So wurde die Eisengießerei von Joh. Sorge in Altona 1775 erheblich erweitert, als der Besitzer von einem Hamburger Kaufmann mit Geld unterstützt wurde. (K. K. T. J. Sager, 147, Nr. 67.) Ebenso erweiterte (1765) Dirksen in Husum seine Appreturanstalt um „eine andere von weißen und gefärbten Zwirn- und Leinen-Bändern nebst einer Holländischen Leinen- und Garn-Bleiche", nachdem er sich mit dem Hamburger Kaufmann Schimper und dem Braunschweigischen Kaufmann Klünder „associert" hatte. Das wird heißen, die Kaufleute gaben das Geld. (R. A. Koph.: K. K. T. Kommerce-Journal, 1772, Nr. 19).

[7]) Hähnsen, in Festgabe für Haupt, S. 19.

hörden und bei den Zünften. 1752 errichteten die Lohgerber in Altona eine Lohgerberzunft als Abwehrmaßnahme gegen die „in großer Anzahl sich hier selbst aufhaltenden Juden, . . ., daß sie nicht nach dem Exempel des Juden Samuel Oppenheimer [1]) mittelst Anlegung neuer Fabriquen, die bereits vorhandenen Loh-Gärber beeinträchtigen und in der Nahrung vorgreifen" [2]).

1756 wird durch den Magistrat der Stadt Burg auf Fehmarn der Handel mit dem Juden Hertz Engel, der eine Zuckersiederei angelegt hatte, öffentlich „für nachtheilig angegeben". Er entschloß sich daher, ein anderes Gewerbe anzufangen [3]). — Ausführlich begründet wird das Vorgehen gegen die Juden als Unternehmer 1759 in Plön, wo der Schutzjude Lazarus Donath — vorher hatte er in Küstrin eine Pottaschefabrik gehabt — eine Pottaschefabrik mit Hilfe von Prof. Hennings in Kiel angelegt hatte. Zunächst hatte er das Geld, das ihm Prof. Hennings für seine Fabrik gegeben hatte, in anderen Waren angelegt. Dann hatte er (nach dem Bericht des Magistrats in Plön) seine Fabrik Jahr und Tag liegen lassen und das Geld in Waren gesteckt. Das Privilegium habe er sich nur zum Vorwand für Wucher und Handel geben lassen und darauf sei er mit anderen Juden in Compagnie getreten. „Daß Supplikant viele Menschen ernähren könnte, hat er nicht bewiesen, indem er den gantzen Sommer nur einen einzigen Menschen gehalten" [4]).

1762 gibt der Statthalter ein allgemeines Urteil ab: „Es ist nichts ungewöhnliches, sondern die Erfahrung bestätigt es vielmehr, daß die Glaubensgenossen des Supplicanten bey ihrem Eintritt in die Lande vorgeben, Fabriquen und andere nützliche Anstalten etabliren zu wollen, damit aber nur dem Scheine nach den Anfang machen, und hingegen desto ernstlicher bemüht sind, sich durch unerlaubten Handel und Wucher zu bereichern".

Sehr deutlich drückten sich 1825 die Kaufleute Niels Harzen, Müller, Andreas Petersen und Jens D. Jensen aus Lügumkloster in einem Schreiben an den Birkvogt Bökmann aus [5]):

---

1) Wenn nicht alles täuscht, war Oppenheimer Geldgeber für die obengenannten Köster und Schöps, da es sich bei Oppenheimer auch um eine Corduanfabrik handelt, die im selben Jahre in Altona angelegt werden sollte.

2) St. A. Kiel: A. XVIII. 3836.

3) Ebenda, C. XVIII, 1, Nr. 66.

4) Ebenda, A. XVIII, 4729.

5) Ebenda, A. XVIII, 1750.

„Noch haben wir nicht gesehen, daß Juden sich mit Gewerben und Handthierungen, die eine ernsthafte und fortgesetzte Anstrengung und Mühe, eine ausdauernde Thätigkeit und fortdauernden Fleiß bei bestimmten Betriebsgeschäften und einen Capitalzuschuß auf entfernte Zeit erfordern, abgegeben haben, und dabei geblieben sind. Landwirtschaft, Handwerk, Fabriken und Künste und alle Gewerbe, die schwere Arbeit und Mühe und lebenswiedrige ausdauernde Thätigkeit als Beruf erfordern; die sind nicht die Gegenstände, die ihr Capital und ihre Bemühung in Anspruch nehmen. Den Umtausch- und Hausir-Handel und den Schlachten- und Trödel-Handel mit Gold- und Silber-, mit Münze und Papier-Geld, mit Luxus- und Mode- und mit Contrabande- und Confiscations-Waren dieses Handels, der ohne Arbeit und Schweiß leicht und immer einträglich für solche Kundige und Verbrüderte ist, diesen Handel, wobei Staat und Volk nicht gewinnt, sondern immer verliert, den treiben sie gern und dieser Handel ist das einzige Gewerbe, woran die ganze Judenschaft und alle Juden sich ernährt". Bei dieser Abneigung und bei den strengen gesetzlichen Bestimmungen gegen die Juden (Reskript vom 13. Juni 1729, wonach sie nur in Friedrichstadt, Rendsburg, Glückstadt und Altona sich niederlassen durften) und bei ihrem stark ausgeprägten händlerischen Neigungen war es kein Wunder, daß die Juden nicht dazu kamen, Großbetriebe zu gründen. Auch in den Städten, wo sie sich niederlassen durften, sind nur ausnahmsweise von ihnen Großbetriebe gegründet worden. Vor allem waren solche Ausnahmen in Altona vorhanden. Wenn man nach den Namen urteilen darf, hatten neben den anderen Fremden hier auch Juden Sitz- und Cattunmanufakturen [1]), so Agent Lazarus Samson Popert 1776: 80 Arbeiter, Isaac Jacob 80 Arbeiter, Itzig Samuel Julius 63 Arbeiter.

Wohl scheinen aber, wieder nur den Namen nach zu urteilen, am Ende unserer Betrachtungsperiode mehrere Fälle vorgekommen zu sein: In Friedrichstadt: S. B. Moses, Lichtfabrik (1835); Elmshorn: Isaac Sußmann, Lederfabrik (mit 7 Personen) (1809) [2]) und andere kleinere Betriebe [3]).

---

[1]) R. A. Koph.: 632, Div. Sager (1771—95).

[2]) Ebenda, T. F. H.

[3]) Nur im Verlagssystem, wo die Handelsorganisation eine größere Rolle spielt, betätigten sich die Juden, besonders in Altona (nicht in Nordschleswig) sehr rege; hier aber nur speziell auf dem Gebiet des Sammt- und Seidenmachens. Es werden 1779 folgende Namen von Juden angeführt, welche Verleger auf diesem Gebiet waren: Jacob Meyer, Pinias Isaac, Daniel Samuel Warburg, Nathan Nathan, David Nathans Söhne. (R. A. Koph.: K. K. T. J. Sager, 154, Nr. 497.) Näheres darüber im Anhang.

5. Andere Fremde.

Neben den Genannten kamen auch einzelne Fremde aus den verschiedensten Gegenden, oft auf Veranlassung des Staates und oft von selbst. In Altona legte 1736 Dannen aus Eupen eine Leinen- und Lakenmanufaktur an; er hatte früher in Eupen einen Betrieb derselben Art gehabt[1]). Borcholt, „Kommerz-Rat" aus Leipzig, verlegte seine Seidenmanufaktur von Sachsen nach Altona. Nüsperlin, Gründer einer Tuchmanufaktur in Altona, stammte aus dem Kanton Bern. Er wollte nach Niederlegung seiner Tuchmanufaktur Polizeimeister werden. — 1743 kam Joh. Christoph Werner aus Leipzig nach Altona, um eine Tapeten„fabrik" anzulegen. Joh. Andreas Beysel und Joh. Fr. Beysel aus Tangermünde hatten „nach den letzten Kriegs-Troublen" ihre Heimat verlassen und sich 1768 auf Osterland-Föhr niedergelassen, um dort eine „Loh-Gärber-fabrique" anzulegen[2]).

Der herzoglich-mecklenburgische Hofmeister Victor August v. Vieregge übernahm 1750 die Oldesloer Saline, und 1770 bekam der herzoglich-braunschweigische Salinen-Inspektor Burchard Joh. H. Schrader sie[3]). Zum Teil gehörten solche Fremde auch zu den Projektmachern und „Gründern".

III. Die Schleswig-Holsteiner.

1. Adlige und Gutsherren.

Dadurch, daß die Gutsherren Mühlen der verschiedensten Arten (Kupfer-, Messing-, Draht-, Papier- und Ölmühlen) in ihren Gutsbezirken anlegten, entfalteten sie schon am Ende des 16. und am Anfang des 17. Jahrhunderts eine Unternehmertätigkeit. Jedoch hörte diese auf, sobald sie die Mühlen an Kaufleute verpachteten oder verkauften. In einzelnen Fällen behielten sie die Mühlen auch selbst. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Kupfermühlen zu Borstel und Nütschau, bis sie niedergelegt wurden, im Besitze und unter Leitung des adligen Gutsbesitzers blieben: 1795 wurde eine Konzession für die Kupfermühle der Frau Geh. Rätin Gräfin v. Bernstorff auf Borstel und für die des Landsassen und Major v. Brömbsen auf Nütschau erteilt[4]). Diese beiden Mühlen waren, wie noch gezeigt werden wird, zwei der größten Mühlen.

---

[1]) R. A. Koph.: K. K. T. Extrakt Protokoller, 1736—65.

[2]) St. A. Kiel: C. VI, 1, Nr. 425.

[3]) Thaarup, Udf. Vejl., I, 237 ff.

[4]) St. A. Kiel: A. XXII, 272.

Aber sonst sind solche Gutsbetriebe wohl kaum über den Kleinbetrieb hinausgekommen. Nach 1800 allerdings, als überall Ziegeleien und Branntweinbrennereien angelegt wurden, gelang es einigen Gutsherrschaften, Großbetriebe zu schaffen.

Anders aber war es, wenn adlige Güter in den Besitz von Bürgerlichen kamen oder wenn ein geadelter Bürgerlicher in den Besitz eines größeren Gutes kam. Das erstere war vor allem auf dem adligen Gute Stockelsdorf bei Lübeck der Fall, wo mit dem Wechsel der Besitzer nacheinander die verschiedensten Großbetriebe angelegt wurden. 1771 war dort unter Justiz- und Etatsrat Lübbers eine Fayance-Fabrik, 1790 unter Etatsrat Eiwers kam noch eine Kartenmanufaktur hinzu. Unter Bruhn, nach 1800, befanden sich dort eine Wollkratzenmanufaktur, eine Spahnreißerei und eine Gerberei [1]). Auf dem Gut Wulksfelde wurde 1799 von dem Besitzer J. Fürstenau eine Kattunmanufaktur angelegt, und 1803 besaß Uhrlaub dort eine Glashütte und Papiermühle [2]).

Der zweite Fall — daß ein geadelter Bürgerlicher ein Gut erwarb und Großbetriebe anlegte — ist nur in einem Beispiel vorhanden: Schimmelmann, der Sohn eines mecklenburgischen Kaufmanns, verstand es, durch allerlei Geldoperationen sich ein Vermögen zu erwerben: Ankauf von Meißener Porzellan — von den Preußen im siebenjährigen Kriege zwangsweise verkauft — zu einem billigen Preise infolge seiner guten Beziehungen zu preußischen Offizieren; 1760 Verkauf des Porzellans zu einem 20 mal höheren Preise in Hamburg; 1760 Pachtung der holstein-plönischen Münze, wobei er ansehnliche Einnahmen hatte; 1761 Ankauf des Gutes Ahrensburg. Im selben Jahre wurde er auch in den Freiherrenstand erhoben und von König Friedrich V. zum Generalintendanten der Handlung der Dänischen Staaten und beständigen dänischen Gesandten im niedersächsischen Kreise ernannt. Dann hatte er 1762 Heereslieferungen für die Rüstungen des Zaren Peter III. zur Wiedereroberung des Herzogtums Schleswig; 1763 Ankauf der königlichen Güter und Niederlagen auf der westindischen Insel St. Croix; 1763 Ankauf der Freiherrschaft Lindenborg und des Gutes Wandsbek [3]). Das sind die ersten Etappen von Schimmelmanns Aufstieg.

---

[1]) R. A. Koph.: (1771—72) Kommerce Deputationstyske Journal, Bd. 144 und Geographische-statistische Beschreibung d. Herz. Holst., S. 32.

[2]) Ebenda, R. A. Koph. T. F. H.

[3]) Geographische und statistische Beschreibung des Herzogt. Holstein, S. 207 ff.

Damit begann aber auch die Anlegung von Großbetrieben im Gutsbezirke Wandsbek und die Entwicklung Wandsbeks zur Stadt. 1763 wurde mit Unterstützung Schimmelmanns[1]) von dem Hamburger Pichel die erste Kattundruckerei angelegt. Bald folgten mehr Unternehmer, die durch das weitgehende Entgegenkommen Schimmelmanns herangezogen wurden. Ob Schimmelmann Unternehmer in dem oben gekennzeichneten Sinne, also die „wesentlich bestimmende Persönlichkeit", war, wird nicht ganz klar. Aber bei seinem Unternehmungsgeist ist es anzunehmen. Es scheint, als ob wenigstens die eine Kattundruckerei unter seinem Einfluß geblieben ist; denn 1790 war eine große Kattundruckerei noch seinem jüngsten Sohne „zuständig[2])".

Im Laufe der Zeit wird seine Tätigkeit in Wandsbek von selbst etwas nachgelassen haben, da seine Ämter in der Regierung in Kopenhagen seine Arbeitskraft sehr in Anspruch nahmen. 1779 erwarb er die Grafenwürde. Aber trotzdem setzte er, wie es heißt, in Hamburg „die Handlung fort". „Der Kurs der Banknoten hing von ihm ab", und in Kopenhagen hatte er „bei blühenden Handelsgesellschaften" eine Menge Aktien. Später wird von ihm gesagt[3]): „Schimmelmann war Kaufmann und Staatsmann und nicht Moralist. Er hatte seinen eigenen Vorteil mit dem des Staates zu vereinen. Er war das, was er sich bekannte zu sein". Zum Teil wird Schimmelmann nur Geldgeber gewesen sein. Aber er war auch der „Unternehmer" für eine Reihe von Großbetrieben. Linvald zählt allein in Dänemark 12 Betriebe (z. T. auf seinen Gütern) auf. Jedoch brachten viele Verluste und Enttäuschungen; Linvald meint, daß Schimmelmann zum „Unternehmer" (Industridrivende) nicht geeignet war[4]).

Das Gegenteil in seiner Unternehmertätigkeit war der Graf Dernath, der infolge Verschuldung des bisherigen Leiters Schrader, dem er Vorschüsse gegeben hatte, 1770 in den Besitz der Oldesloer Saline gekommen war. Aber er war „zu gutmütig, von vielen eigennützigen Menschen gemißbraucht. Dernath hatte, nach seinem eigenen Geständnis, kein Verständnis für sein Geschäft und setzte viel dabei zu", obgleich er „ein Mann von gutem Vermögen, unnachgiebigem Fleiß und erfindsamem Wissen war". — Es wurde später[5]) die Vermutung

---

[1]) Geschichte und Verfassung des adligen Gutes Wandsbeck, S. 53.

[2]) Ebenda, S. 123.

[3]) P. B., 1814, S. 252.

[4]) Linvald, S. 349.

[5]) Thaarup, Beil., S. 101.

ausgesprochen, daß sein Nachfolger, Graf Münster-Meinhövel, die Saline vielleicht nur in der Hoffnung kaufte, daß der Staat sie ihm wieder abnehmen werde. Dies geschah auch 1797[1]).

2. Kaufleute.

Welche Bedeutung man den Kaufleuten Schleswig-Holsteins für das Aufkommen des Großbetriebes beilegte, wurde 1774 in folgender Weise zum Ausdruck gebracht[2]): „. . . denn, wenn nicht ein besonderes Augenmerk auf die sämmtlichen, jährlich mehr und mehr in Verfall gerathenen Städte genommen und dahin gesehen wird, daß die Handelnden dadurch vermögender werden, weil dieses die Einzigen im Staate sind, die das établissement der Fabriquen besorgen und auf sich nehmen können, so wird die beste Absicht allezeit vereitelt werden." Denn die Kaufleute waren es, die das Kapital für die Anlegung aufbringen mußten und konnten, wenn keine anderen Geldquellen vorhanden waren. Schon am Anfang des 18. Jahrhunderts wurde die Unfähigkeit der Kaufleute in Flensburg in dieser Hinsicht sehr bedauert[3]): „Es fehlt der Stadt an bemittelten Leuten, welche die zu einer Entreprise erforderlichen Geld-Summen weder ex proprie noch durch credit fournieren könnten."

Daß es nicht allein auf das Geld ankam, daß auch Unternehmungsgeist zur Anlegung von Großbetrieben notwendig war und daß die Kaufleute diesen besaßen, wurde 1774 in Kiel ganz klar erkannt[4]): „. . . so gäntzlich ohne alle Fonds, daß durch ihre eignen Veranstaltungen sich auch nicht eine einzige Entreprise zu Stande zu bringen vermögend ist, und wozu noch dieses kommt, daß es ihr fast überall an Bürgern fehlet, die ein wahres Esprit de Commerce haben und die eigentlichen und wesentlichen Vortheile bey der Handlung und der Fabriquen kennen"[5]).

Diese Bedeutung für das Entstehen von Großbetrieben haben die schleswig-holsteinischen Kaufleute nun auch gehabt. Fast der größte Teil der Großbetriebe ist von ihnen angelegt worden. Allerdings setzte ihre Tätigkeit erst am Ende des 17. Jahrhunderts ein, nachdem

[1]) Thaarup, Bejl., S. 101.
[2]) St. A. Kiel: A. II, 186.
[3]) R. A. Koph.: K. K. T. Extrakt Protokoller (1736—65), Bd. B., S. 507.
[4]) St. A. Kiel: A. XXII, 293.
[5]) Vgl. Hähnsen, Handelskammer zu Kiel, S. 5, wo das Fehlen des Unternehmungsgeistes in Kiel auf die schlechte wirtschaftliche Lage der Stadt infolge Weggangs der herzoglichen Beamten im Jahre 1773 zurückgeführt wird.

die Holländer und die Hamburger und Lübecker Kaufleute ihnen den Weg gewiesen hatten. Oft waren die schleswig-holsteinischen Kaufleute solche, die in den Städten eine führende Stellung als Bürgermeister, Senatoren oder Ratsverwandte einnahmen, oder es waren solche, die zugleich eine Reederei besaßen, wodurch sie sich uns von vorneherein als Leute mit mehr oder weniger großen Fähigkeiten darstellen. Im Folgenden sollen nun die Persönlichkeiten dieser Unternehmerart in den verschiedenen Städten Schleswig-Holsteins geschildert werden: In Altona und Umgegend blieben bis ans Ende des 18. Jahrhunderts die eingewanderten Holländer bzw. ihre Nachkommen die Hauptunternehmer bei der Anlegung von Großbetrieben. Auch nach 1800 kehren holländische Namen (wie de Voß, Beets, Willinck) öfters wieder. Aber am Ende des 18. Jahrhunderts beginnen sich auch die eingeborenen Kaufleute zu regen. Seit 1774 betrieben die Gebrüder Köster „jeder für sich eine von ihrem Vater angelegte Spiegel- und Mobilienhandlung"; seit 1787 hatten sie zusammen eine Spiegelglas- und Möbelmanufaktur [1]).

Außerdem entstanden aber dort vor allem solche Großbetriebe, die Waren aus den Kolonien, wie Tabak und Zucker, verarbeiteten. Über die Unternehmer nach 1800 sind einige nähere Angaben vorhanden: Stoppel, der „einer der unternehmendsten und tüchtigsten Kaufleute der Stadt" war und der kein Vermögen ererbt hatte, aber trotzdem „einen bedeutenden Besitz" erlangt hatte, besaß neben anderen kleineren Betrieben eine Zuckersiederei. Ebenso hatte J. F. Heyne, der ein „ausgezeichneter Geschäftsmann und humaner und liebenswürdiger Bürger" war, einen Betrieb derselben Art. [2])

Eine Karottenfabrik war vom Agenten Donner, „der vom König und von seinen Mitbürgern als gewandter Kaufmann und streng rechtschaffener Mann geschätzt wird", angelegt [3]). 1813 wurde die Karottenfabrik von seinem Sohne geleitet, der „einer der belehrtesten, denkendsten und unternehmendsten Kaufleute war".

Der Tabaksfabrikant H. L. Rheder verband sich mit Knauer. 1835 hatten sie „eine Garn- und Tabaksfabrik; sie waren Kaufleute und Schiffsreeder" [4]).

Ebenso war eine Bleiweißfabrik von einem Kaufmann Bernh. Andr. Limprecht mit „ansehnlichen Kosten" angelegt; 1835 war sie

[1]) St. A. Kiel: A. XVIII, 3840.
[2]) P. B., 1813, S. 542.
[3]) Ebenda, S. 543.
[4]) St. A. Kiel: A. XVIII, 3841.

in der Hand des Handlungshauses Lawätz und Koch: „. . . für das Vaterland ein neuer Erwerbszweig, für die Unternehmer, nach dem Urtheile Sachverständiger, gelungen, daher auch für den Patrioten eine erfreuliche Erscheinung“ [1]).

Seit 1778 war in Altona Joh. Dan. Lawätz tätig. Auch er kam aus dem Kaufmannsstand; er war ein Verwandter der Unternehmerfamilie Otte aus Eckernförde (seine Mutter war eine Tochter von Fr. Wilhelm Otte). Zuerst war er als Kaufmann in Hamburg tätig, worauf er in Deutschland, Holland, Polen, der Schweiz, Frankreich, Spanien und England während drei Jahren Reisen machte. Auf diesen Reisen hatte er sein „Hauptaugenmerk auf das Fabrikwesen“ gerichtet. In Altona gründete er dann zunächst ein „Handlungshaus“ und kam in viele Ämter des öffentlichen Lebens hinein. Er war Mitglied der Altonaer Girobank. Später wurde ihm der Titel Konferenzrat verliehen. Seine ausgesprochene Neigung, das „soziale Problem der Zeit“ zu lösen (s. unten), veranlaßte ihn zu einer Reihe von großbetrieblichen Anlagen und zu einer Fülle von Plänen: „Er war reich, aber nicht reich genug, um über alle Bedingungen dieses Zwecks zu gebieten“ [2]). Ein Nachruf bei seinem Tode am 7. Oktober 1826 schloß mit folgenden Worten [3]): „Sagt nicht, daß mehrere seiner Entwürfe mißlangen. Wo ist der Feldherr, der keine Schlacht verlor? Genug, wahrlich genug, hat er gesiegt, um eines Denkmals unter seinem Volke würdig zu seyn — dauernder als Erz und Stein“.

Am frühesten begannen aber die einheimischen Kaufleute Flensburgs, der zweitbedeutendsten Stadt, Großbetriebe anzulegen. Den Anfang hatte schon am Anfang des 17. Jahrhunderts der Bürgermeister Flensburgs, Karsten Beyer, mit Anlegung einer Hammer-Mühle bei Crusau gemacht [4]). Aber erfolgreicher war die Errichtung der Kupfermühle an derselben Stelle von Hans Denecken zusammen mit dem Bürgermeister Hilmer von Lütten. Doch 1740 mußte schon gemeldet werden: „. . . wegen Unvermögens der Besitzer solcher Gestalt in Abnahme gerathen sey, daß woferner sich nicht andere wohlhabende Leute derselben annehmen, solches schöne Werk in Kurzer Zeit gar zu Grunde gehen würde“. Nach dieser Zeit kam die Kupfermühle Crusau auf dem Wege der Vererbung an die Familie Thor Straten, die wohl ursprünglich eine Kaufmannsfamilie gewesen ist.

[1]) St. M. v. F., 1835, S. 18.
[2]) P. B., 1828, S. 221.
[3]) Ebenda, 1826, S. 482.
[4]) St. A. Kiel: C. XII, 1, Nr. 350.

(Thor Straten vermutlich holländischer Abstammung?) 1766 war sie im Besitze von Jos. Thor Straten, der Advokat und später Justizrat war. Er machte 1797 darauf aufmerksam, daß er in einer Familie geboren sei, „die seit Menschengedenken in den Schmuck bürgerlicher Tugend und kräftigen Verdienstes sich gekleidet“ habe [1]).

Trotz der Klagen aus Flensburg am Anfang des 18. Jahrhunderts über Mangel an vermögenden Leuten wurden doch einige Versuche von Kaufleuten in dieser Zeit angestellt: 1736 Kaufmann Claustofft mit einer „Schießhagelfabrique“; 1735 Kaufmann Petersen mit einer „Ahmdamfabrique und des davon fallenden Pouders“ [2]).

Kaufleute, vor allem solche mit einer Reederei, waren es, die bis zum Ende des 18. Jahrhunderts und später eine Reihe von Zuckersiedereien, Seifensiedereien und Ölmühlen, eine Reismühle usw. anlegten [3]). Auch die Gerberei von Helmer Liebe scheint aus einer kaufmännischen Betätigung hervorgegangen zu sein; denn 1774 befand Liebe sich „in guten Vermögens-Umständen“. Nach seinem Tode kam die Lederfabrik an Gottig, der „große kaufmännische Geschäfte“ betrieb [4]).

Auch in Schleswig, Eckernförde und Rendsburg wurde in der Blütezeit des Merkantilismus die großbetriebliche Entwicklung von Kaufleuten und Reedern in Gang gesetzt. In Schleswig war zwar bei der Fayancefabrik anfangs ein Fremder der Unternehmer, aber Otte-Eckernförde und Justizrat Rambusch-Schleswig waren Geldgeber. Später übernahm Rambusch sie allein. Die Kammertuchmanufaktur und Zwirnfabrik gelangten schließlich unter die Leitung des Kanzleirats Otte-Eckernförde.

In Eckernförde legten die Gebrüder Otte, aus einer Reeder- und Kaufmannsfamilie stammend, drei Großbetriebe an: eine Fayancefabrik, eine Tuchmanufaktur und eine „Ahmdamfabrique“. Die treibende Kraft war der Kanzleirat Friedr. Wilh. Otte, der im öffentlichen Leben Eckernfördes eine bedeutende Rolle spielte [5]). Nach seinem Tode (gestorben 1766) ging es mit den Betrieben bergab [6]).

---

1) St. A. Kiel: A. XVIII, 2286.

2) Ebenda.

3) R. A. KopH.: K. K. T. J. Sager, 151, Nr. 501.

4) St. A. Kiel: A. II, 314.

5) s. darüber bei Fontenay v. Wobeser, Eckernfördes Blütezeit und die Familie Otte.

6) R. A. KopH.: K. K. T. J. 151, Nr. 269 (1754—71).

In Rendsburg war die Fayancefabrik von dem Kaufmann Lorenzen (zusammen mit Apotheker Clar) angelegt worden. Jedoch war Clar später wohl die Hauptpersönlichkeit des Betriebes.

In Sonderburg hatte 1771 der Handelsmann Thomas Karberg versucht, ein Privilegium für eine Tabaks„fabrique" zu erlangen. Er hatte seit 20 Jahren Handel mit ausländischen Fayancewaren getrieben. Durch das Einfuhrverbot von 1768 war aber „sein Verdienst stark gemindert" worden. Der Protest der Tabaksspinner gegen eine Privilegienerteilung führt an, daß er einer der wohlhabendsten Bürger sei, Besitzer von zwei großen Schiffen, die 1—2 mal jährlich nach England gehen. Außerdem besitze er noch ansehnliche Schiffsparten und treibe Handel mit englischem Tabak und Salz. Ein Karberg war es auch, der später in Sonderburg (1845) eine Dampfölmühle anlegte[1]).

In Kiel dauerte es lange, bis etwas von einer großbetrieblichen Tätigkeit der Kaufleute zu spüren war. Vielleicht war die Staatstätigkeit nach der Mitte des 18. Jahrhunderts zu groß gewesen. Nach 1773 war das Fehlen des Unternehmungsgeistes, wie oben schon erwähnt, auf die schlechte wirtschaftliche Lage der Stadt infolge Weggangs der herzoglichen Beamten zurückzuführen[2]). 1797 legte Kaufmann Schultz eine Zuckersiederei an[3]). Dann aber pachtete nach 1800 Kaufmann und Reeder Schweffel die Ziegelei der Nikolaikirche. Der Agent Dr. phil. Bluhm legte eine Ziegelei und Kalkbrennerei außerhalb Kiels an. Schließlich „associerte" Schweffel sich 1838 mit dem Mechaniker A. F. Howaldt aus Braunschweig (s. unten).

An der Westküste waren im 17. Jahrhundert durch die Holländer in Friedrichstadt Anfänge gemacht worden. Aber als die Hoffnungen, die man auf Friedrichstadt gesetzt hatte, sich nicht erfüllten, blieben die Unternehmer, die Großbetriebe in Gang setzen konnten und wollten, aus. Es blieb im Laufe der Jahrhunderte fast immer bei den Kleinbetrieben. Diese wechselten oft den Besitzer, was wohl auch auf einen schlechten Fortgang schließen läßt. 1787 hatte allerdings eine Ölmühle das Glück, in die Hände einer Interessenschaft unter Führung von Jebens zu kommen; denn er war „bisher so glücklich dabei gewesen, daß er nächstens seine ganze Zeit darauf zu verwenden anfangen wird, ohne sich weiter mit anderen Handlungsgeschäften zu befassen"[4]).

---

1) St. A. Kiel: A. XVIII, 2390.
2) Hähnsen, Handelskammer zu Kiel, S. 5.
3) St. A. Kiel: A. XVIII, 4266.
4) P. B., 1787, H. 5, S. 548 ff.

(Größe der Ölmühle: 6—8 Pferde, 4 Arbeiter.) Beteiligt war Jebens noch an einer Senfbereitung und an einer Färbeholzmühle.

In Husum wurde (1767) eine Zuckersiederei vom Kaufmann und Ratsverwandten Woldsen angelegt. Auch die Kattundruckerei von Herberg war zur Hauptsache eine kaufmännische Gründung. Von den drei Gebrüdern Herberg, den Söhnen eines Färbers, war einer Kaufmann mit einer ansehnlichen Handlung, der eine „Frau mit Capital" geheiratet hatte. Der zweite war Färber mit „einer herrlichen Färberei und Blau-Druckerei im Großen", der dritte, Jacob Herberg, hatte einen Leinenhandel. Er zeichnete sich durch große Sparsamkeit aus [1]).

Zum Schluß sei A. H. Holler, Gründer der Eisengießerei Carlshütte in Rendsburg (1826), Sohn eines Holzhändlers, erwähnt. Er ist ein Beispiel für den Übergang zu einer neuen, der modernen Unternehmerart. Einerseits erinnert er mit seinen großzügigen Plänen und seinen in glänzendem Stil geschriebenen Gesuchen an die Regierung etwas an die früheren Projektmacher; andererseits spielten die rechnerisch-kalkulatorischen Erwägungen bei ihm eine große Rolle, wie es in einem Bericht damals ausgedrückt wird [2]): „Auch bürgen dafür, daß nichts Unüberlegtes unternommen worden sey, die hier allgemein bekannte Umsicht des Supplikanten, seine tiefe durch Reisen und Lectüre in diesem Fache erworbenen Kenntniße der Sache, seine vielfachen kaufmännischen Verbindungen, die glückliche Lage der Fabrik . . ." usw.

Anfangs hatte er die Holzhandlung seines Vaters gehabt. Aber die Grundlage für seine Pläne hatte er durch ein praktisches und theoretisches Studium des Hüttenwesens, durch besondere Beobachtungen auf der Eisenhütte des Grafen Einsiedel zu Lauchhammer in der Niederlausitz erworben [3]). Auf dieser Eisenhütte wurde auch Moor-, Rasen- oder Wiesenerz zu Roheisen verarbeitet, wodurch bei Holler der Gedanke entstand, das schleswig-holsteinische Wiesenerz zu verwerten. Gerade in diesem Punkte muß man den Scharfblick Hollers bewundern. Obgleich die Carlshütte auf das Ziel lossteuerte, das Wiesenerz in Roheisen zu verwandeln, verstand Holler es doch, als sich die Unmöglichkeit dieses Planes erwies, das Werk vollkommen auf die Verarbeitung von Alt- und englischem Roheisen einzustellen. Dies wurde auch in den damaligen Berichten genügend anerkannt [4]):

---

1) R. A. Koph.: K. K. T. J. Sager, 157, Nr. 260.

2) St. A. Kiel: B. III, 1, Nr. 309.

3) P. B., 1827, S. 735.

4) Ebenda.

„Die Anlage in Rendsburg wird von einem Manne unternommen, der anscheinend mit allem ausgerüstet ist, was einem so bedeutenden Unternehmen Bürgschaft leisten kann. Namentlich spricht mir das Vertrauen, daß der Unternehmer zu seiner Idee selbst hat, mehr für die Sache selbst, als mancher andere Umstand thun würde. Er ist so fest von dem sicheren Erfolg des Unternehmens überzeugt, daß er den Weg der Actien, den man ihm vorgeschlagen hat, verschmäht, und durch eignes Vermögen und auf eignes Risico das ganze unternimmt[1]."

Oder mit Hollers eignen Worten[2]: „Überzeugt, daß in vielen Jahren die Kosten des Werks den Ertrag desselben stets überschreiten und ungewiß, ob ich auch die Früchte für meine vielgedachten Bemühungen erleben werde, wage ich dennoch willig mein Vermögen an dieses nützliche Vorhaben, und nie soll es mir an Muth und Ausdauer fehlen, . . .".

Der feste Glaube an ein Gelingen seiner Sache zeigt sich auch darin, daß er „manche einträgliche Erwerbszweige, die sich ihm dargeboten hatten, aufgeopfert" hatte, so daß er „auf den Fall des Mißlingens wenigstens einen sehr großen Theil seines Vermögens und selbst seines kaufmännischen Credits aufs Spiel" setzen würde. Hierzu kam noch eine Reihe anderer Eigenschaften Hollers. Die Weiterentwicklung war nur möglich „vermöge der vielfachen demselben von Seiten der Regierung zu Theil gewordenen Begünstigungen und endlich durch die Beharrlichkeit, unermüdliche Thätigkeit und den speculativen Geist seines Stifters"[3].

Hollers Gründung war der Beginn einer neuen Zeit. Er hatte „ein Werk unternommen, dessen Gedeihen nicht bloß ihm und seiner Familie zum Nutzen gereichen, sondern von wichtigen Wirkungen für das ganze Vaterland begleitet seyn wird. Er hat mit diesem Werk eine Bahn gebrochen, und die Aufmerksamkeit der Untertanen auf einen bis jetzt so gut wie unbekannten Zweig der Industrie gelenkt"[4].

3. Handwerker.

Bis um 1800 war es sehr selten, daß ein Handwerker durch allmähliche Erweiterung seines Betriebes oder durch Neuanlegung eines Großbetriebes zum Unternehmer wurde. Wohl wurden hier

[1] Die Carlshütte ist später aber doch im Besitze einer Aktiengesellschaft.
[2] St. A. Kiel: B. III, 1, Nr. 309.
[3] Ebenda.
[4] Ebenda.

und da Versuche gemacht, einen Kleinbetrieb zu vergrößern, vor allem dort, wo schon andere den Weg gewiesen hatten. Nicht das war der Grund, daß es unter den Handwerkern an Persönlichkeiten fehlte, sondern wohl mehr die Tatsache, daß sie sich nur im schärfsten Kampf mit den Zünften durchsetzen konnten.

Als infolge Einführung des Konzessionssystems einzelnen Freimeistern eine Ausdehnung ihres Betriebes ermöglicht worden war, da nunmehr die Bindung an die hemmenden Zunftschranken wegfiel, hatte im Jahre 1706 der frühere Hofschneider Jürgen Lotz in Kiel im Umschlag nach eigner Angabe 14 Gesellen eingestellt[1]).

In Neumünster hatte (um 1748) der Tuchmachermeister Claus Fröhlich[2]) erst die Widerstände des Tuchmacheramtes zu beseitigen. Er beschwert sich 1748, daß „. . . die Tuchmacher zu Neumünster mich nicht mehr in ihrem Amte leiden wollen, wozu sie damals keine anderen Gründe gehabt, als weilen ich dadurch, daß ich die Frees-Fabrique des Waisenhauses zu Flensburg in Pacht genommen hatte, ihrer Wägung nach zu viel erwerben mögte". Besonders sein Vater, der einer der angesehensten Älterleute war, war einer seiner größten Gegner. 1737 glaubten die Meister noch, daß die Manufaktur in Flensburg von selbst aufhören werde, wie die anderen bisherigen Versuche; „ohnerachtet man wohl sahe, daß dieser Mann, der bemittelt war, kein Geld davon sparete. Es wurde ihm untersagt, mehr als 1 Tau zu halten; aber nach einigen Jahren hatte er in Flensburg 4 Taue und 12 Gesellen". Der Amtmann v. Dernath ließ zwar auf Anhalten der Tuchmacher ein scharfes Verbot ergehen. Doch Fröhlich verstand es, seinen Willen durchzusetzen; denn er hatte „unter den Hof-Cavaliers und Cammer-Bedienten gar wichtige Freunde[3]) [4]).

Wie sehr die Ämter gegen jede Unternehmertätigkeit waren, zeigt ihr Verhalten gegenüber der Kgl. Dänischen Regierung, die kurz vor 1700 versucht hatte, im königlichen Anteil des Herzogtums Schleswig „Woll-Fabriquen" anzulegen. Sie hatte „Geld über Geld geboten". Aber die Amtsmeister aus Neumünster, Lübeck und Bremen wollten

---

[1]) Hähnsen, Kieler Handwerksämter, S. 260.

[2]) St. A. Kiel: B. IV, 2, Nr. 160.

[3]) Ebenda.

[4]) Wichtiger war vielleicht noch folgender Umstand, den ein Ältermann anführt: „allein des Claus Fröhlichs seine Ehefrau, welche über die Gewogenheit der beyden damaligen Cammer-Pagen disponiren konte, und auch dabey an einem des Hochfürstl. Cammer-Diener einen großen Freund hatte, wußte es so klüglich einzurichten, daß ich eine wirkliche Nase, ihr Mann aber die Freyheit behielt, alles Einredens ohngeachtet, im Amte zu bleiben".

sich nicht dazu hergeben. Leute, die so etwas anfangen, hätten nur die Absicht „Geld dabey zu ziehen". Es „würde kein ehrlicher und bemittelter Mann, der ein Amtsmeister und Tuchmacher in einem etablirten Amte gewesen, und die Verbindlichkeiten der Ämter Lübeck, Hamburg und Neumünster observiret, solches getan haben, maßen ehedessen nichts als liederliche Leute und Banquerotieres dergleichen Entreprisen vorgenommen, welches auch immer von selbst fruchtloß abgelaufen"[1]).

Claus Fröhlich hatte eigentlich schon vorher den Rahmen seines Handwerks überschritten, indem er sich dem Großhandel zugewandt hatte. Ein Bericht des Amtmanns Caspar v. Saldern an die großfürstliche Regierung in Kiel besagt, daß er Wolle im Großen einkaufe und „den Preis dadurch merklich steigert". In kleinen Mengen setzte er sie wieder an die einzelnen Tuchmachermeister ab. Er war also Wollhändler geworden und hatte durch den Handel sein Geldvermögen erworben. Dieses muß für damalige Verhältnisse einen ziemlichen Umfang gehabt haben; denn es wird versichert, daß Claus Fröhlich sein Endziel nicht erreicht haben würde, „wenn derselbe nicht alle seine Mittel, welche in einer beträchtlichen Summe bestehen, dazu angewandt" hätte[2]).

Wohl kam es um 1700 und danach vor, daß einzelne Handwerker mit einem Privilegium exclusivum oder mit besonders hoher Unterstützung es versuchten, einen Großbetrieb zu schaffen. Aber nirgends ist von einer erfolgreichen Entwicklung zum Großbetriebe etwas zu merken.

In Altona bekam ein unternehmender Altonaer, der die Kunst, Hamburger Bier zu brauen, erlernt hatte, 1688 ein Privilegium exclusivum für das ganze Reich[3]), 1746 wird in Glückstadt dem Lorentz Brauer, der die „Zuckerprofession" erlernt hatte, die Anlegung einer Zuckerfabrik erlaubt[4]). Schou, Besitzer einer Bandmanufaktur (1757) in Schleswig, war anfangs Schreiber, dann Schiffszimmerer, Kaufmann und endlich Bandweber geworden. Er verlangte mehrere Male größere Unterstützungen[5]). Hinrich Chr. Lindner, der eine „Ahmdamfabrique" in Kiel (1764) betrieb, war früher Werkmeister einer Schimmelmann gehörenden Fabrik derselben Art auf dem Gute Ahrens-

[1]) St. A. Kiel: B. IV, 2, Nr. 160.
[2]) Ebenda.
[3]) Wichmann, S. 78 f.
[4]) St. A. Kiel: A. XVIII, 3409.
[5]) R. A. Kopb.: K. K. T. Z. (1754—71).

burg gewesen. Er bekam ein Privilegium exclusivum. Später wurde Lindner Kontrolleur und Zolldirektor und übergab 1770 seine Fabrik einem anderen, „da seine sonstigen Geschäfte ihm den weiteren Betrieb nicht erlaubten" [1]). Der Färber Boye Boysen in Sonderburg wollte 1750 ein Privilegium exclusivum für Alsen zur Anlegung einer Kattundruckerei haben [2]). — Die Kellinghusener Fayance„fabriquen" waren fast alle Handwerksbetriebe und kamen nur selten oder nur vorübergehend darüber hinaus. — Die Bürger Knauer, Böttger und Stinßig in Rendsburg, welche 1768 die Barchendmanufaktur in Rendsburg in Gang setzten, waren „fleißige selbst der Arbeit kundige und zuverlässige, seit vielen Jahren angesessene Bürger". Vermutlich stand aber der Ratsverwandte Clasen als Geldgeber im Hintergrunde; denn später wird gesagt, daß durch seinen Tod die Hauptstütze des Betriebes verloren gegangen sei [3]).

Der Mälzer Petersen in Schleswig hatte 1775 eine „Ahmdam- und Puderfabrique" [4]). In Eckernförde setzte der bisherige Werkmeister Musik die Wollenmanufaktur von Otte in Eckernförde nach dem Tode von Fr. W. Otte fort. Aber trotz der Unterstützung durch Freunde sank der frühere Großbetrieb immer mehr zum Kleinbetrieb herab [5]). Vom Handwerker zum Unternehmer wurden durch Vergrößerung des Betriebes die Reepschläger Beets, Dulze und Rod in Altona durch Herstellung von großem Tauwerk (1791) [6]). (Zahlenangaben siehe unten im 4. Kapitel.) Ebenso wurde durch langsame Erweiterung des Handwerksbetriebes der Hutmacher Dentzelmann zum Unternehmer. Noch 1796 arbeitete er selbst mit und hatte 4 Gesellen, 1 Lehrling und 1 Arbeiter; aber 1808 leitete er seinen Betrieb von 10 Gesellen, 2 Haarscherern, 2 Stassierern, 6 Tagelöhnern und 2 Burschen [7]).

Nach 1800 kamen die Fälle häufiger vor, daß Handwerker im Besitze eines Großbetriebes waren. Aus dem Handwerkerstande stammten vor allem die Rencks, welche durch fortwährende Reisen im Auslande Kenntnis von der Herstellung feiner Tuche und von den neuesten Maschinen bekommen hatten, und Meßstorf in Neumünster,

---

1) St. A. Kiel: A. XXII, 347.
2) Ebenda, XVIII, 2390.
3) Ebenda, 3241 und A. II, 187.
4) R. A. Kopṗ.: K. K. T. J. 146, Nr. 127.
5) St. A. Kiel: A. XVIII, 2947.
6) Ebenda, XXV, 19 d.
7) R. A. Koph.: K. K. T. J. 164, Nr. 255.

die in der Textilienherstellung die Bahn brachen. Sie setzten „zuerst die übrigen Meister in Bewunderung und Erstaunen, welches solange sich nicht der Erfolg von dem großen Aufwande gezeigt hatte, zunächst in Mitleiden und Bedauern überging; als er aber sich als günstig zeigte, in Neid und Mißgunst, und zuletzt nach näherer Betrachtung und ruhiger Beurteilung in ein rühmliches Bestreben, dem gegebenen Beispiele zu folgen [1])."

Dann kamen die Wagenmanufakturen des Schmiedemeisters Hammerich in Schleswig und des Sattlermeisters Lorenz Höpfner in Kiel, welche die Zusammenfassung der verschiedensten Handwerker in einem Betriebe durchsetzten [2]). Von den drei Glasmanufakturen im Prinzenmoor an der Eider war die eine von einem früheren Werkmeister des ersten Betriebes angelegt worden; er (Heinze) hatte „gute Kenntnisse" und war ein tätiger Mann; aber es fehlte ihm an „Mitteln". Aus diesem Grunde mußte er später seinen Betrieb aufgeben [3]). Handwerker waren zum Teil auch die Unternehmer der Maschinenbauanstalten gewesen, bei denen es auf umfassende technische Kenntnisse ankam. Howaldt (in Kiel) hatte 1824—29 als Mechaniker in Braunschweig gelernt und war dann 5 Jahre Gehilfe in einer mechanischen Werkstatt in Hamburg gewesen, worauf er Maschinenmeister auf dem Dampfschiff „Löven" in Kiel wurde. Dann aber muß er sich selbständig gemacht haben; denn 1836 hatte er schon mehrere Arbeiten angenommen, unter anderen ein Wasserleitungswerk auf dem Gute Salzau. Erst 1838 „associerte" er sich mit Schweffel, „wodurch wir dem Geschäfte eine bedeutend größere Ausdehnung zu geben im Stande waren" [4]). Wer hier die Hauptpersönlichkeit war, wird schwer zu entscheiden sein.

Mechaniker war auch Esrum, der in Rendsburg das Schlosserhandwerk gelernt hatte und 1844 in Kiel eine Maschinenbauanstalt errichten wollte. Aber das Privilegium ward nicht erteilt, da er kein Vermögen hatte, einen Großbetrieb zu gründen, „während es bei Schweffel und Howaldt und Ohrtmann sich um die Begründung z. T. erheblicher fabriklicher Betriebe, unterstützt durch gehörige technische Kunde und ausreichende Geldmittel, handelt".

---

1) P. B., 1823, H. 2, S. 57.

2) St. A. Kiel: A. XXIII, 4266.

3) St. M. v. F., 1835, S. 210. Der Unternehmer der dritten Glasmanufaktur dagegen (Joh. Ploen) hatte gar keine Kenntnisse von der Glasherstellung; „seine Unbekanntschaft erstreckt sich wohl so ziemlich über das ganze Fabrik-Geschäft".

4) St. A. Kiel: A. XVIII, 4266.

In Neumünster wollte der Tischler J. O. Hagen, der bisher Webstühle gebaut hatte, durch Anlegung einer Schmiedewerkstatt seinen Betrieb zu einer Maschinenbauanstalt ausbauen, in der auch alle eisernen Bestandteile hergestellt werden sollten, um sich so der neuen Zeit mit den neuen Maschinen anzupassen[1]).

4. Bauern.

Als Unternehmer kamen Bauern vor in der Ziegelherstellung, Ölschlägerei, Zichorien- und Branntweinbrennerei und in der Kornmüllerei, also in solchen Gewerbezweigen, für die der Rohstoff auf dem Lande zu finden war. Den Anstoß zur Anlage von Ziegeleien an der Flensburger Förde bei Ekensund allerdings soll ein Pastor Lage Wedel, der auf ausländischen Reisen viele „technologische Einsichten" erworben hatte, gegeben haben[2]). Entweder wurden die Ziegeleien von der Grundherrschaft (1718 Graf Charles v. Ahlefeldt zu Langeland verpachtete die hochgräfliche Ziegelei bei Ekensund an Heinrich Petersen[3])) oder von Bauern, in deren Grundstücken der geeignete Lehm vorhanden war, errichtet. (So 1699 Festebauer Jac. Petersen zu Brunde[4]).)

Die Ziegelei zu Glinde in Holstein, ursprünglich „Fabrique von Formen und Töpfen, deren sich die Zukkerbecker bedienen", wurde von dem Hofbesitzer Hans Michaelsen 1736 angelegt, jedoch mit Unterstützung (in communiae) von zwei Hamburger Bürgern. Einer von ihnen, der Zuckerbäcker Ladiges Michaelsen, führte die Aufsicht und lieferte den Ton. Die anderen gaben das Geld. Bald kam Michaelsen in Verdacht, daß er „gewisse Gelder beiseite" schaffe, worauf er bald in Konkurs geriet[5]).

Auch in der Gegend um Rendsburg waren es Voll-, 1/10-, 1/8-, 3/4-Hufner usw., Kätner, Hofbesitzer usw, welche Ziegeleien auf ihren lehmhaltigen Grundstücken anlegten[6]). Wenn die Bauern nicht selbst des Ziegelbrennens kundig waren, dann hielten sie sich einen Werk- oder Ziegelmeister.

---

1) St. A. Kiel: A. XVIII, 822.

2) Thaarup, Udf. Bejl. I.

3) St. A. Kiel: C. VI, 1, Nr. 296.

4) Ebenda, C. II, 1, Nr. 127.

5) Ebenda, B. XI, 1, Nr. 523. 1748 ist der Zuckerbäcker Ladiges der Unternehmer. Unter seiner Leitung bekam die Ziegelei einen bedeutenden Umfang.

6) R. A. Koph.: T. F. H.

Urspünglich waren die Ziegeleien Nebenbetriebe von landwirtwirtschaftlichen Betrieben. Im Laufe der Zeit wurden sie aber, besonders in solchen Gegenden, wo der Lehm in ungeheuren Mengen, verbunden mit günstiger Absatzgelegenheit, vorhanden war, bald zu selbständigen Betrieben. So war es vor allem bei und in Ekensund, wo sich im Laufe der Zeit ein besonderer Unternehmerstand für die Ziegeleien herausbildete, der anderen Unternehmerarten um 1800 nicht nachstand. — Eine der größten Ziegeleien bei Ekensund (Rennberg) besaß Lorenz Dithmer, von dem ein anschauliches Bild entworfen wird[1]): „Es wird vorzugsweise dieser Eine dieser freien und glücklichen Besitzer genannt, weil er vorzugsweise von Innen und außen seine Kraft anwendet, sein Fabrikat zu vervollkommnen." Aber auch die anderen gleich fleißigen, dem Staat gleich nützlichen Fabrikanten dürfen nicht in den Hintergrund gestellt werden, wie hinzugefügt wird.

Von Dithmer ging auch der Anstoß zu einer allgemeinen Vergrößerung der Betriebe aus. Schon 1829, als er die fürstliche Ziegelei zu Fisnis für seinen Sohn pachtete, kann man einen bezeichnenden Charakterzug an ihm erkennen: „. . . aber es liegt dem Vater nicht daran, seinem Sohn in einer Reihe von Jahren eine sichere Existenz zu verschaffen; sondern er muß sich etwas ordentliches verdienen, mir dabei nöthigenfalls persöhnlich beistehen und endlich gemeinschaftlich mit mir zum Nutzen einer weiteren Ausdehnung mitwirken"[2]).

Um auszukundschaften, wie holländische Klinker für Wasserbauten gemacht wurden, machte er eine Reise nach Ostfriesland[3]).

Sehr oft traten solche Bauern, die auf gewerblichen Gebieten sich als Unternehmer betätigten, auch in der Landwirtschaft hervor, was etwas näher erläutert werden muß, weil es zur Charakteristik dieser Art von Unternehmern dienen kann. — 1779 errichtete Jens Clausen aus Rantrum in der Südermarsch (bei Husum) eine Ziegelei. Er war[4]) „ein junger Mann, der es wohl verdient genannt zu werden, weil er sich durch Betriebsamkeit und Lust zu nützlichen Unternehmungen auszeichnet, wie er denn im Anbau des rothen Klees auf der Geest, und in anderen nicht gewöhnlichen Verbesserungen, ein rühmlicher Vorgänger seiner Nebeneinwohner ist." Etwas anderes ist es, wenn der Etatsrat Voght auf seinem Hofe bei Altona (in Flottbek) eine

[1]) P. B., 1827, S. 758.

[2]) St. A. Kiel: C. IV, 409.

[3]) P. B., 1827, S. 758.

[4]) Bee., 1799, H. 7, Chr. S. 90.

„Genever-Fabrik" anlegen will. Doch auch er wird als ein Mann, der landwirtschaftlich selbst tätig ist, geschildert, „der sich durch seine ökkonomischen Anlagen und Land-Cultur auf manche Weise auszeichnet, durch sein Beispiel um das Publicum verdient macht . . ."[1]) — Aus landwirtschaftlichen Kreisen hervorgegangen und landwirtschaftliche und gewerbliche Unternehmungen miteinander verbindend, zeugt der Landinspektor Tiedemann[2]), der 1835 den Meggerkoog mit dem Hof Johannisberg erwarb, in besonderem Maße dafür, daß auch aus der bäuerlichen Bevölkerung weitschauende Männer hervorgehen konnten. Eine Dampfmaschine, ursprünglich zur Entwässerung des Meggerkooges bestimmt, deren Kräfte aber dabei nicht voll ausgenutzt werden konnten, gab den Anlaß zur Anlegung einer Kornmühle mit Dampfbetrieb und vierstöckigem Kornspeicher, einer Dampfbäckerei mit acht Backöfen, einer großen Brauerei und einer Stärkefabrik, was damals großes Aufsehen erregt haben soll[3]).

Mitunter waren solche Unternehmer auch besonders in der Hinsicht landwirtschaftlich tätig, daß sie für ihren Betrieb den Rohstoff hervorbrachten. So hatte (1812) Drümmer vor Lübeck für seine Ölmühle eine Pflanzung von Samenblumen angelegt und Versuche mit anderen Sämereien angestellt. Im übrigen wird von ihm gesagt, daß er ein „unterrichteter Mann" gewesen sei[4]). — Der Hofbesitzer G. H. Joens zu Haale bei Rendsburg (1828), der auf seinem Hofe eine Zichorienfabrik angelegt hatte, wird als ein Mensch „von mißlungener Bildung" bezeichnet, was „aus seiner Selbstschilderung als Schriftsteller und Landmann zu ersehen" sein soll. „Aber es ist doch nicht zu verkennen, daß er auf einen sehr wichtigen, aber in gleichem Grade vernachläßigten Erwerbszweig, nemlich den Bau der Cichorienwurzel, aufmerksam gemacht hat." Joens sagt selbst, daß „zur Etablierung einer Fabrike mehr Genie und eiserner Mensch, wie ein gelernter Fabrikant erforderlich" sei; aber trotzdem müsse man, nach seiner Meinung, das „Fabrik-Geschäft" bis ins Kleinste kennen[5]).

---

1) St. A. Kiel: A. XVIII, 3666.

2) Vgl. Hähnsen, Tiedemann-Johannisberg. Ein schl.-holst. Führer in Nord-Schleswig, Juni 1925, Tondern.

3) v. Tiedemann, a. a. O., S. 13 ff.

4) P. B., 1812, S. 73.

5) St. A. Kiel: B. III, 1, Nr. 305.

5. Aus anderen Berufen.

Außerdem kamen Unternehmer aus den verschiedensten Berufen. Bald sind es Beamte — Kriegsrat Camerer in Hadersleben (1767): Leinwandmanufaktur[1]); Justizrat und Zollverwalter Hallensen: Fayancefabrik in Rendsburg; Justizrat Rambusch: Fayancefabrik in Schleswig; Pastor (1818) Hoeck: eine Ziegelei bei Apenrade[2]); ein Gerichtsschreiber eine Ziegelei bei Rinkenis (1838); Gerichtsschreiber Dr. Meyer zu Woyensluſt: Öl-, Walk-, Bork- und Schleifmühle (mit Unterstützung von drei Interessenten)[3]); Gerichtsaktuar Petersen-Peterstamme (jedoch hatte er schon früher im Hannöverschen eine Glasmanufaktur gehabt) usw. —; bald ein Apotheker (Clar: Fayancefabrik in Rendsburg); bald ein Bürgermeisterdiener aus Hamburg, der 1759 in Altona eine „Ahmdamfabrique" anlegen wollte und der nicht nur „dem Vernehmen nach, sich einiges Vermögen erworben haben soll, sondern auch hieselbst die Tochter eines ohnlängst verstorbenen Mannes, der für bemittelt passirte, geheyratet hat"[4]). Bald sind es die „Directurs" der grönländischen Reederei, welche Thranbrennereien besitzen; bald ein „Commandore" eines Grönlandschiffes (Chr. Petersen), der eine große Leimsiederei anlegen wollte, aber von der Leimsiederzunft zu Ovelgönne bekämpft wurde, die „den geheimen Zweck haben sollte, alle neu anfangenden Leimsieder aus Ovelgönne abzuhalten, den etwaigen Unternehmern den Antrag zu erschweren und sich solchergestalt in den alleinigen Besitz der Leimsiederey zu setzen"[5]); oder es ist schließlich jemand wie Robert Wilckes, der in den Kolonien gewesen war und sich dort den „Fond" geholt hatte, um die Rumherstellung im Großen betreiben zu können (1799)[6]).

IV. Der Staat und die Gemeinden.

Der Staat war als Unternehmer verhältnismäßig wenig rege. Viele der Mühlen, die von den Grund- oder Gutsherrschaften angelegt worden waren, gingen später an die Landesregierungen über; das heißt nur in ihren Besitz. Unternehmer blieben die Erbpächter, welche zum großen Teil Hamburger und Lübecker Kaufleute waren (s. o.). Oft hatten sich kleinere Landesherren (wie Fürst Joachim Ernst zu

[1]) St. A. Kiel: A. XVIII, 1626 a.
[2]) R. A. Koph.: T. F. H.
[3]) St. A. Kiel: A. XXV, 566.
[4]) Ebenda, XVIII, 3831.
[5]) Ebenda, B. XI, 1, Nr. 507 und B. IX, 3, 1184.
[6]) Ebenda, A. XVIII, 3830.

Plön, Kupfermühle zu Reinfeld[1]) (1630); Pulvermühle zu Collau[2]) von Adolph v. Schauenburg 1591; die Gravensteiner Fürstenlinie, die Ziegelei zu Fisnis) durch Gründungen betätigt; aber diese Landesherren waren doch mehr als Grundherren zu betrachten und gehören eigentlich nicht hierher.

Nur zwei staatliche Gründungen gingen von der Gottorper Regierung aus. Die erste war die Tuchmanufaktur im Zuchthaus zu Neumünster im Jahre 1751 bezw. 1757, die zweite die Fayancefabrik unter Tännich in Kiel. Beide gingen aber nach kurzer Zeit wieder ein, 1764 die erste, 1766 die zweite und zwar beide aus finanziellen Gründen. Andauernd Zuschüsse geben zu müssen, konnte nicht im Sinne der damaligen Gottorper Regierung sein, die oft an großem Geldmangel litt.

Wie es zur ersten Gründung, der Anlegung der Tuchmanufaktur im Zuchthaus zu Neumünster kam, muß hier etwas näher ausgeführt werden, da die bisherige Literatur ihre Entstehung noch nicht genügend geklärt hat[3]).

Es ist nach dem, was oben über die Tuchmacherzunft in Neumünster gesagt ist, zu verstehen, daß die Tuchmachermeister das Aufkommen eines Großbetriebes zu verhindern suchten. Dies taten sie aber um so mehr, als 1751 in Neumünster selbst solche Versuche auftauchten.

Den Anstoß dazu gaben die Tuchmacher selbst durch ihr Verhalten dem Zuchthaus in Neumünster gegenüber. Die Insassen des Zuchthauses hatten schon lange für die Tuchmacher Garn gesponnen. Aber diese waren mit dem abgelieferten Garn nicht zufrieden. Sie machten daher bei der Ablieferung Schwierigkeiten, und auf der Amtswalkmühle wurden die Waren des Zuchthauses einige Tage angehalten. Man verlangte dort vom Zuchthaus doppeltes Walkgeld wie von den Freimeistern[4]). „Die Tuchmacher sind gants Halsstarrige und Halßnackte Leute." Um diese ständigen Streitereien aus der Welt zu schaffen, fragte der Zuchthausverwalter Carstens 1751 bei der Rentekammer in Kiel an, ob sie die Tuchmacher anhalten wolle, das gesponnene Garn der Züchtlinge anzunehmen oder ob auch auf dem Zuchthause eine „Fabrik" angelegt werden solle und ob er dann den Verkauf der evtl. hergestellten Waren besorgen dürfe. So kam es, daß 1751 dort ein Webstuhl angeschafft wurde. Die Rentekammer

---

1) St. A. Kiel: B. VIII, 1, Nr. 130.

2) Ebenda, XI, 1 Nr. 412.

3) V. a. d. H., 1922, Nr. 11, 30, 45, 48; 1924, Nr. 19.

4) St. A. Kiel: A. XXII, 85.

verfügte aber, daß sich der Verwalter mit dem Amt im übrigen vertragen müsse und daß er nicht mehr spinnen dürfe, „alß was zur Pension der Züchtlinge nötig" sei. Aber die Tuchmacher ließen sich nun erst recht nicht beruhigen. Ihre Gründe waren nach den Ausführungen des Amtmanns von Mardefeld folgende: „das Vorgeben, daß mehrgedachte Fabrique — (wenn man anders einen einzigen Weberstuhl mit diesem weit mehr bedeutenden Nahmen belegen will) — durch ihre wenige producta den völligen Untergang des Tuchmacher-Amts befördern und zugleich eine Menge von diesem Gewerbe lebender Großfürstlicher Unterthanen ihrer Nahrung beraube". Aber schon am 6. August 1751 verfügte die Kammer wieder, daß der Webstuhl auf dem Zuchthaus abgeschafft werden solle. Die Züchtlinge mußten sich mit Kratzen und Spinnen des Garns begnügen. — Aber die Schwierigkeiten von Seiten der Meister hörten nicht auf. 1758 waren „die belästigenden Vorgänge" am größten: 3/4 Jahr saßen sämtliche Züchtlinge mit müßigen Händen da. Der einzige Ausweg blieb so die Gründung einer „Fabrique" [1]).

Der Augenblick war dafür günstig, da sich zufällig der „Fabriquant" Lehmann aus Bornau bei Leipzig, von wo er während des Krieges zu flüchten genötigt gewesen war, in Neumünster aufhielt [2]). Mit ihm kam ein Vertrag, die technische Leitung zu übernehmen, zu Stande. Die Rentekammer übergab Carstens 300 Rtlr. „zur ersten Instandsetzung", und aus seinen Privatmitteln schoß dieser etwas Geld vor, so daß anfangs im ganzen 460 Rtlr. zur Verfügung standen [3]).

Wie kam es nun, daß der Staatsbetrieb aufgegeben wurde? Wie gesagt, es waren finanzielle Gründe. In der Zeit von 1758 bis 11. Mai 1762 waren 5096 Rtlr. 14 ß vom Staate zur Unterstützung hergegeben worden; davon waren 1629 Rtlr. als Verlust zu betrachten [4]). Den fürstlichen Beamten war das mit dem Betriebe verbundene Risiko zu groß, und man hatte den Wunsch, davon wegzukommen. Es hieß 1763 in einem Bericht an das Geheime Conseil in Kiel: Es sei „. . . im Bericht sub. 466 angerathen worden, die gantze Fabrique je eher je lieber particuliers zur Fortsetzung unter den best zu erhaltenen Bedingungen zu untergeben; . . . so sind dieses solche Umstände, daß in einen weiteren Vorschuß nicht consen-

1) St. A. Kiel: A. XXII, 85.

2) Ebenda, 79 u. 86.

3) Über die Größe und Organisation dieses Betriebes soll im 4. Kapitel gesprochen werden.

4) St. A. Kiel: A. XXII, 88.

tiren kann". Weiter hieß es: „Gleich wie ich ebenfalls des dafürhaltens bin, daß die Neumünstersche Fabrique sich in den Händen von particuliers ungleich besser befinden werde, als unter die fernerweitige Aufsicht der Rente-Cammer und derselben nachgeordneten". Ähnlich klang das Gutachten des Conseil-Rats von Sarau: „Dieses kleine Werk hat also bis hieher unter vieler Verwirrung und Umstände der Aufseher als welchen mit vielen gutem Willen, aber ohne die nöthige Kenntniß gearbeitet, sich so hingehalten, und wird ferner in der Krüppelung bleiben, falls nicht ein größeres Capital hergeschossen . . . oder Entreprenneurs herangezogen werden". Noch einmal, am 3. September 1763, mußte die Kammer sich dazu bequemen, einen Vorschuß von 500 Rtlr. zu geben, „damit die Fabrique nicht in gänzlichen Verfall gerathen möchte". Aber der Amtsverwalter Cordemann weist noch einmal auf die Wichtigkeit einer Änderung in der Leitung dieses Betriebes hin: Das Werk kann in der bisherigen „Abhängigkeit" nicht bestehen bleiben; „denn ein dergleichen Handlungs-Geschäft will sich durchaus an gewisse gezwungene Gränzen nicht binden lassen, sondern erfordert eine so freye als kluge Wahl, alle diejenigen Vortheil wahrzunehmen, die sich darbiethen dessen Aufnehmen zu befördern". So kam es, daß am 20. September 1763 der Auftrag zur Aufstellung der Verkaufsbedingungen und des Inventariums gegeben wurde [1]).

Ähnliche schlechte Erfahrungen mit der II. Fayancefabrik in Kiel werden auch hier den Übergang in den Privatbetrieb, in die Hand einer Aktiengesellschaft [2]), bewirkt haben.

Im königlichen Anteil waren zunächst überhaupt keine Großbetriebe unter direkter Leitung des Staates gegründet und betrieben worden (mit Ausnahme der Ziegeleien für die Heidekolonie in Südschleswig, die aber nur kurze Lebensdauer hatten). Aber am Ende des 18. Jahrhunderts ging man auf Betreiben Schimmelmanns zum Aufkaufen von Privatbetrieben über. Vor allem waren es die großen Kupfer- und Messingmühlen Hoherdamm, Poppenbüttel und Rethwisch, die in Staatsbesitz übergingen. Zum Teil mag der Konkurs der Erbpächter

---

[1]) Beim ersten Verkaufs-Termin, am 20. Jan. 1764, war kein Liebhaber zu finden; darauf kam es zu Verhandlungen mit dem Werkmeister Lehmann. Aber der Zuchthausverwalter Carstens, der sich mit dem Postmeister Jahn verbunden hatte, hatte nun ebenfalls ein Angebot gemacht. Auch Otte in Eckernförde reflektierte für 3000 Rtlr. auf die Manufaktur, wenn die Bedingungen etwas gemildert werden würden. Carstens bot zwar nur 2000 Rtlr.; abér trotzdem wurde ihm der Betrieb am 8. Juni 1764 überlassen.

[2]) P. B., 1798, H. 6, S. 131.

den Anlaß gegeben haben, wobei die Regierung von dem meistens in den Pachtverträgen vereinbarten Vorkaufsrecht Gebrauch gemacht haben wird. Jedoch brachten die Zeitverhältnisse es mit sich, daß sie alle nach 1800 eingingen. Die Rethwischer Kupfermühle wurde bald nach dem Ankauf abgebrochen[1]). Vielleicht war es auch die Ungeeignetheit des Staates als Unternehmer, was ein Gedeihen der Betriebe nicht ermöglichte. Dies erkannten schon 1781 die Unterbeamten, als die Regierung vorfragte, ob es ratsam sei, von dem vorbehaltenen „Näherkaufs-Recht" (Vorkaufsrecht) bei der Messingmühle zu Reinfeld nach dem Konkurs des Kaufmanns Küsel (Lübeck) Gebrauch zu machen, und berichteten auch dementsprechend[2]): „Es bedürfen nemlich besagte Mühlen-Werke nicht nur wegen ihres hiesigen sehr baufälligen Zustandes einer ansehnlichen Reparation, sondern es erfordert auch deren Betrieb schlechterdings einen solchen Mann zu Besitzer, der nicht bloß allein auf Fremde administration es ankommen läßet; sondern selbst so recht beym Einkauf der rohen Materialien, als beym debit der zubereiteten Waren, im Commerce erfahren ist, der nöthigen Falles in der Werkstatt immediate die Direction zu führen verstehet, und der mehrere dergleichen Fabrique, um mit der einen die Balance der anderen halten zu können, im Gange hat".

Noch weniger betätigten sich die Gemeinden als Unternehmer. Nur einige Ziegeleien waren zeitweise Gemeindebetriebe (wie in Friedrichstadt nach 1620, in Neustadt im Anfang des 19. Jahrh., in Christiansfeld waren es einige kleinere Betriebe). In Tondern betrieb der Staat eine Mützen- und Strumpfmanufaktur. Aber man kam im 19. Jahrhundert zu der Erkenntnis, daß die Gemeinde zum Unternehmer nicht geeignet sei. Als 1832 die Stadtkämmerei in Altona versuchte, das Recht zur Anlegung einer Korndampfmühle zu bekommen, das öffentlich ausgeschrieben worden war, erhielt sie vom Magistrat eine ablehnende Antwort[3]): „Eine fast unbestrittene Erfahrung lehre es, daß Fabriken, Manufakturen und überall hauptsächlich auf Gewinn berechnete Etablissements unter der Leitung und für Rechnung von Communen nicht den günstigen Fortgang hätten, dessen sie sich im Eigentum von Privatleuten erfreuen, welche Kenntniß der Sache haben und durch eigne unbeschränkte Aufsicht und Sorgfalt ihr Bestes befördern könnten. . . . Würden dergleichen Unternehmungen von Communen begonnen, so sey gewöhnlich schon

[1]) P. B. 1798, H. 6, S. 131.
[2]) St. A. Kiel: B. VIII, 1, Nr. 131.
[3]) Ebenda, A. XVIII, 3835.

die erste Anlage kostbarer als für den Privatmann und der gehoffte Gewinn würde meistenteils verkürzt, weil er durch Personen herbeigeschafft werden müsse, denen das stets rege und vorzüglich wirksame eigne Interesse fehle. Selbst die strengste Controlle, an der es die Kämmereibürger gewiß nicht fehlen lassen würden, könne dies nicht ersetzen".

Drittes Kapitel.

Gründe für die Entstehung.

Die äußeren Verhältnisse gaben den Unternehmern den Anlaß und die Möglichkeit zur Gründung von Großbetrieben. Die tieferen Gründe aber lagen in den Bedürfnissen der Konsumenten und im Unternehmer selbst. Sombart drückt das so aus: Die Ursache für die Entstehung von Großbetrieben ist die „Aussicht auf lohnenden Absatz"[1]). Das heißt, es muß ein bestimmter Bedarf irgendwo vorliegen und es muß die Möglichkeit bestehen, diesen Bedarf so zu befriedigen, daß der Unternehmer einen Gewinn dabei hat.

Befriedigung des Bedarfs der Konsumenten und Befriedigung des Gewinnstrebens des Unternehmers waren so die Gründe, wenigstens für die Entstehung der Privatbetriebe. — Daß bei einigen wenigen Privatbetrieben nicht immer diese Ursachen vorhanden waren und daß bei Staatsbetrieben auch andere Gründe mitspielen konnten, soll unten gezeigt werden.

Wie Sombart festgestellt hat, war die Betätigung der ersten Großbetriebe auf die Befriedigung des Luxus- und Heeresbedarfs eingestellt[2]).

Jedoch kann nicht geleugnet werden, daß in der hier betrachteten Zeit auch Großbetriebe aufkamen, die schon zur Hauptsache auf die Befriedigung des Bedarfs an allgemeinen Gebrauchsgegenständen ausgingen. Dies war vor allen Dingen der Fall, je mehr man sich der modernen Zeit näherte und je mehr der sich selbst genügende Hausfleiß abnahm.

Die Frage ist daher die: Welche Produktion, welche Bedarfsbefriedigung erschien den Unternehmern lohnend oder kurz, was produzierten die gewerblichen Großbetriebe Schleswig-Holsteins?

---

1) Sombart II, 2, S. 858.
2) Ebenda, S. 858 ff.

I. Die „Aussicht auf lohnenden Absatz“ [1]).

1. Für den Luxusbedarf.

Es muß unterschieden werden zwischen solchen Luxusgütern (d. h. letzten Gebrauchsgütern), die ohne weiteres als solche kenntlich sind (reiner Luxusbedarf genannt), und solchen, bei denen neben dem Feinbedarf, dem Luxus, noch ein Grobbedarf (gemischter Luxusbedarf genannt) vorhanden ist.

a. Für den reinen Luxusbedarf.

Für die Befriedigung des reinen Luxusbedarfs waren in Schleswig-Holstein nur wenige Großbetriebe tätig. Hierher zu rechnen wären zunächst die Zuckerfabriken. Einer der größten derartigen Betriebe in Altona (Koopmann) hatte 1775 seinen Absatz zur Hauptsache nach Sachsen, Deutschland und Böhmen [2]). Aber gerade in dieser Zeit nahm der Zuckerverbrauch auch in Schleswig-Holstein zu. Der Magistrat von Kiel schätzte ihn in Kiel 1774 auf 250000 ℔; bisher war dieser Zucker zum größten Teil aus Hamburg und Lübeck eingeführt worden. Da aber die „Consumtion davon im Lande beträchtlich“ ist, macht der Magistrat Vorschläge, Zuckerfabriken in Kiel anzulegen [3]) [4]).

Als reiner Luxus anzusehen sind am Anfang des 18. Jahrhunderts noch die Tapeten. Joh. Chr. Werner aus Leipzig beabsichtigte 1743, in Altona eine Manufaktur nach einer „in hiesiger Gegend noch sonderlich nicht bekandt geworden manier, Tapeten Bahnen auf Leinen in allerhand couleuren, auch Gold und Silber zu drucken und mit einem Lack zu überziehen“, anzulegen [5]). Für den reinen Luxus produzierte auch die „königliche private Tapeten- und Kartenfabrique“ zu Stockelsdorf. Sie bot 1781 „allerlei Tapeten von feinem Papier mit ächten und dauerhaften Farben nach dem neusten Geschmack und

---

[1]) Es wird hier die Einteilung Sombarts zu Grunde gelegt. (Sombart II, 2, S. 858 ff.) Jedoch wird ein Abschnitt über Großbetriebe, die allgemeine Gebrauchsgegenstände produzierten, eingefügt.

[2]) R. A. Koph.: 632, Div. Sager (1771—95).

[3]) St. A. Kiel: A. XXII, 293.

[4]) Den Kieler Zuckerfabriken wurde um 1850 die Konkurrenz dadurch erschwert, daß große Zuckerfabriken mit Dampfbetrieb in Itzehoe und Glückstadt den feineren Hutzucker herstellten, wodurch die ersteren gezwungen wurden, sich auf die Candisherstellung zu spezialisieren. (Kieler Handels- u. Ind.-Verein, 1854, S. 15 f.)

[5]) St. A. Kiel: A. XVIII, 3885.

den ausgesuchtesten, allenfals nach eines jeden Belieben aufzugebenden Desseins, sondern auch allerlei französische Spielkarten, sowohl mit gewöhnlichen als ganz neu gezeichneten und sauber illuminirten Figuren, die ihrer vorzüglichen Güte wegen allgemeinen Beifall finden, zu verschiedenen ganz billigen Preisen" an [1]).

Reine Modewaren wurden im Lande nur im Verlagssystem (Spitzen in Nordschleswig) hergestellt. Wie wenig man noch im Anfang des 19. Jahrhunderts im Lande für solchen Luxus aufnahmefähig war, zeigt folgende Bemerkung aus einer der entlegensten Gegenden Schleswig-Holsteins, aus Lügumkloster, obgleich die Bevölkerung hierselbst ein hochwertiges Luxusprodukt herstellte: „Luxus- und Mode-Artikel werden in diesem Land-Distrikt nach wie vor nicht viel gesucht" [2]). Es blieb vielmehr lange so, wie Suhm 1790 mitteilt [3]) [4]): „Luxus äußert sich am meisten in der Hauptstadt, wie Kopenhagen".

Dies mußte natürlich nicht nur für die Großbetriebe von Bedeutung sein, welche für den reinen Luxusbedarf produzierten, sondern auch für die, welche den gemischten Luxusbedarf zu befriedigen suchten; denn auch diese waren zunächst davon abhängig, ob ein solcher Luxusbedarf vorhanden war oder nicht.

Die Großbetriebe für den gemischten Luxusbedarf hatten aber wenigstens einen Anknüpfungspunkt an dem vorhandenen Grobbedarf der Bevölkerung. Auch ließ diese sich allmählich immer mehr zu einem Feinbedarf erziehen, der teilweise bereits vorhanden war. Andererseits hatte diese Art von Großbetrieben aber eine gewisse Rückzugsmöglichkeit auf den Grobbedarf, so daß es jedenfalls nicht immer aufs Ganze ging. Vielleicht wird es so verständlicher, daß in Schleswig-Holstein mehr Großbetriebe für den gemischten Luxusbedarf vorhanden waren als für den reinen Luxusbedarf.

b. Für den gemischten Luxusbedarf.

Der Feinbedarf wurde das Betätigungsfeld des Großbetriebes; der Grobbedarf wurde im Kleinbetrieb befriedigt. Auch die Groß-

---

[1]) Anz. 1781, S. 463.

[2]) St. A. Kiel: A. XVIII, 1750.

[3]) Suhms Skrifter, Teil VI, 1790, S. 456.

[4]) Wenn 1845 in Oldesloe eine Goldwaren- und Goldprägeanstalt vorhanden war, die Uhrketten, Ohrgehänge, Armbänder, Haarringe, Handschuhhalter und Schlößchen herstelle, so ist das gewiß zunächst reiner Luxus; aber vielleicht gehörte etwas davon schon zu allgemein eingebürgerten Gebrauchsgegenständen. (V. L. 1847, S. 174.)

betriebe, welche sich auf den Grobbedarf wieder zurückziehen mußten, sanken oft zum Kleinbetrieb herab.

Eine der größten Bierbrauereien in Altona war 1835 die von Dolck u. Hellmundt. Die „Fabrikanten verbürgen die Haltbarkeit ihrer Ware, welche indessen keiner Garantie bedarf, da den angesehensten Hamburger und hiesigen Häusern davon geliefert wird, deren Zeugnis solche unnötig macht"[1]). Daneben gab es aber die vielen kleinen Bierbrauereien für den alltäglichen Bedarf[2]). 1844 wurde in Kiel von einer größeren Brauerei der erste Versuch mit bayrisch Bier gemacht. 1854 wurde berichtet, daß der Konsum alljährlich zunehme; jedoch gebe man auf dem Lande noch immer dem Braunbier den Vorzug[3]).

Die großen Tuchmanufakturen, die nach 1750 entstanden, wurden für die feinere Produktion eingerichtet. Die Manufaktur auf Bienebek legte sich den Beinamen für „Göttingsche Zeuge" zu. Als feine Sorten werden 1759 aufgezählt: „Cammelotten, Barkan, Cochon, Serge de Roi, Chalon, Sardinier, Band Serge, Calmanken, Samt-Flanele"[4]). Ebenso sollten 1762 in der Zuchthausmanufaktur in Neumünster Chalongs und Rasch hergestellt werden, und 1774 wurden folgende feine Sorten angefertigt: „Niem, Emen, halbseidenen Barracan, Effen, Calmanque, Consenda, Etemir, allerhand Sorten halben Boy, Wash, gestreiften Flanell, Sarge, Carras"[5]). Vereinzelte Handwerksmeister, u. a. Bartram, versuchten Anfang der 90er Jahre die feinere Produktion, aber im allgemeinen blieb es doch bei der groben Ware (Pferdedecken). Die Gebrüder Renck nahmen die Herstellung der feinen Stoffe Bergen op zoom und Calmuck wieder auf[6]). Nach dem Verlust des Absatzmarktes in Norwegen infolge der Trennung von Dänemark 1814 wurden besonders für die feineren Stoffe Kopenhagen und auch das übrige Dänemark Absatzgebiet[7]). Es waren nun besonders die Rencks, die durch die Anlegung eines Großbetriebes konkurrenzfähig waren. Die übrigen Meister versuchten

---

[1]) St.-M. v. F., S. 354.

[2]) Auch die Massenproduktion für den Export und für die Schiffsproviantierung blieb im Kleinbetrieb. (Z. für Hamburgische Gesch., 1909, S. 320.) Ebenso den Massenexport von Branntwein (bezw. Genever) nach Norwegen von Flensburg und Elmshorn und nach Südamerika von Wilster und seit 1818 auch von Elmshorn aus besorgten Kleinbetriebe. (St. M. v. F., 1835, S. 79.)

[3]) Kieler Handels- und Industrie-Verein, 1854, S. 22.

[4]) R. A. Koph.: K. K. T. J., 139, Nr. 17.

[5]) St. A. Kiel: A. XXII, 87 und 293.

[6]) P. B., 1823, H. 2, S. 57.

[7]) St. M. v. F., 1835, S. 176.

wohl zu folgen; aber sie konnten infolge der Unvollkommenheit ihrer Maschinen doch nicht die richtige Feinheit herausbekommen [1]). Günstig für die Großbetriebe waren aber der zunehmende Luxus und das Aufkommen neuer Moden am Anfang des 19. Jahrhunderts. Es war wichtig, daß sich der Landmann gewöhnte, „seine Schenkel in Tuch und Manchester zu kleiden", anstatt wie früher in Leder [2]).

Am Anfang des 19. Jahrhunderts entstand die Baumwollspinnerei von Knauff in Altona, und damit kamen auch die Baumwollstoffe. Knauff produzierte (1813) „für den Behuf des Aufwandes", d. h. für den Luxus [3]). Die Einstellung der Konsumenten kam 1823 in folgenden Ausführungen sehr temperamentvoll zum Ausdruck [4]): „Man betrachte einen jungen rüstigen Gutsbesitzer oder Beamten an Gallatagen mit ihren Damen . . . Kein Faden an ihren Leibern, der im Lande gesponnen, kein Gerätschaft in ihren Prachtsälen, das aus einländischem Holze fabricirt ist." Der holsteinische Bauer geht zwar in eigengemachten Zeugen gekleidet; „aber was Frau und Tochter betrifft, so ist wieder der ganze Putz von Nathan und Levi erhandelte, baumwollene Flittern".

Die Umstellung von Konsumenten und Produzenten auf die Baumwolle wurde für viele Produzenten, die diesen Wechsel nicht mitmachen konnten, verhängnisvoll. Aus Christiansfeld kam folgende Nachricht [5]): „Durch die Moden, welche von hiesigen Manufacturisten wohl nicht strenge beobachtet wurden, durch die Niedrigkeit der Preise, zu welchen das Ausland besonders Baumwollen-Waaren lieferte, und mit denen hiesige Manufacturen nicht bestehen konnten . . . ist der Sturz der hiesigen Manufacturen bewirkt" [6]).

In der Hutherstellung entstanden Großbetriebe, als die seidenen Hüte und Mützen aufkamen. So war es in Altona (Dubbers beschäftigte

---

1) Ebenso erging es den kleinbetrieblichen Calmankwebern in Friedrichstadt, die sich auf einen feineren Stoff spezialisiert hatten. Darüber heißt es 1774: „Es ist nicht zu läugnen, daß die hiesigen Manufactur-Waaren bey weitem nicht das äußerliche Ansehen haben, was die Frembden dergleichen Waren haben. Die Kaufleute sehen aber auf das äußere". (St. A. Kiel: A. II, 186.)

2) Schriften d. patr. Ges., 5. Bd., S. 71. (Diese Umstellung der Konsumenten hat den Untergang der Weißgerber bewirkt.)

3) P. B., 1813, S. 549.

4) Ebenda, 1823, H. 1, S. 143.

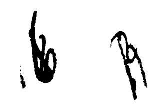
5) St. M. v. F., 1835, S. 59.

6) Im Verlagssystem mußte sich Paap-Altona, Verleger für Strümpfe und Garn, als die „feinen Waren" aus Baumwolle hergestellt wurden, auf die Produktion „zum notwendigen Hausbedarf" beschränken (P. B., 1813, S. 5, 49). In der Spitzenklöppelei wurden die handgearbeiteten Zwirnspitzen durch mechanisch gewebte Baumwollspitzen verdrängt. In diesem Falle spielte aber wohl mehr die Billigkeit der Baumwollspitzen eine Rolle.

1835 50—70 Leute und produzierte 8—10000 Stück Seidenhüte und 3—5000 Stück feine Filzhüte)[1]. Der Absatz ging en gros nach den Herzogtümern und nach Süd-Amerika. Dies hatte zur Folge, daß die kleineren Betriebe in Schleswig-Holstein (z. B. in Lügumkloster[2]) zurückgingen; denn die Seidenhüte wurden nun mehr getragen als Filzhüte[3].

Der Tabak war an und für sich kein Luxusgut mehr, wenigstens nicht der gewöhnliche Schnupf- und Rauchtabak. Wohl aber waren es die feinen Sorten und die Zigarren; gerade als diese am Anfang des 19. Jahrhunderts aufkamen, nahmen die Großbetriebe im Tabaksgewerbe zu. Sie waren es dann meistens, welche die Zigarren herstellten[4].

Auch in der Fayance-Herstellung kann man zwischen Grob- und Feinbedarf unterscheiden. Die Betriebe in Kellinghusen stellten nur gewöhnliche Gebrauchswaren für den bäuerlichen Haushalt her, 1826: Teller, Schüssel, Terrine, Kummen, Schalen, Theezeug, Blumentöpfe, Milchsetten, Salzfässer, Wandfliesen u. a.[5]. Die anderen Fayancebetriebe produzierten aber für den Luxusbedarf[6]. Die Kellinghusener kamen daher auch selten über den Kleinbetrieb hinaus, während die anderen sämtlich anfangs Großbetriebe waren. Nach dem



Tode Ottes (1761) mußte die Fayancefabrik in Eckernförde ihre „Künstler" abschaffen und „ihre Kraft auf die Verfertigung des ordinairen Gutes setzen"[7]. Dies hatte eine bedeutende Verkleinerung des Betriebes zur Folge. Früher jedoch konnte Pontoppidan[8]) von dieser Fabrik sagen: Ihre „Arbeit in Hinsicht der Glasur und Malerei war übermäßig schmuck". Von dem Luxus dieser Waren zeugen noch so manche in den Museen erhaltene Stücke. Am Ende des 18. Jahrhunderts konnte man feststellen, daß trotz Vermehrung der Fabriken keine Abnahme des Absatzes stattfinde; „dem immer mehr überhandnehmenden Luxus ist wol dieser Absatz zuzuschreiben"[9]. In Rendsburg spezialisierte man sich auf Steingut nach englischem Muster (darunter neben gewöhnlichen Gebrauchsgegenständen auch

---

1) St. M. v. F., 1835, S. 18.
2) Ebenda, S. 168.
3) Gudme, a. a. O., S. 243.
4) St. A. Kiel: A. XXII, 342.
5) Ebenda, A. XXII, 293.
6) P. B., 1787, S. 70 ff. und 1797, S. 211 ff.
7) R. A. Koph.: K. K. T. J. 140, Nr. 857.
8) Pontoppidan, Danske Atlas, VII, S. 747.
9) P. B., 1798, S. 60.

„Vasen oder Potpouris, Milchkannen mit Figuren, ovale Theetöpfe mit erhabenen Figuren" [1]), und in Stockelsdorf auf Fayanceöfen; das war der Grund, weswegen man besonders hochwertige Produkte herstellen konnte.

Möbelherstellung: Im Gegensatz zur Tischlerzunft setzte sich die Möbelmanufaktur von Gebrüder Köster in Altona 1787 durch. Der Gegensatz kommt besonders dort zum Ausdruck, wo auf die besonderen Eigenarten solcher Manufakturen hingewiesen wird. „Am allerwenigsten vertragen sich dergleichen Handwerksgrillen mit solchen Verarbeitungen, deren Erzeugnisse Handlungswaare sind, und wo sich die Industrie besonders in der Façon und im Dessein zeigt; wo Mode und die verschiedenen Arten des Luxus, die Wirkungen der Industrie auf sehr verschiedene Art modificieren . . ." [2])

Auch im 19. Jahrhundert wird darauf hingewiesen, daß in Altona [3]) die Möbelherstellung u. a. infolge des besseren Geschmacks „fabrikmäßig" betrieben werden konnte. In Kiel hatten zwar einige Tischler „den schönen Formen mehr Aufmerksamkeit zugewandt". Aber noch viel sei zu tun, damit ein Absatz nach auswärts möglich sei.

Für die Papiermühle zu Ascheffel war es ein Hindernis, daß sie „nicht für feinere Papiere eingerichtet" war [4]). Sie konnte 1798 nur „Lösch- und anderes Papier für Gewürzkrämer und Apotheker und zuweilen auch weißes, braunes und blaues Kouvertpapier" verfertigen. Sie kam daher auch nicht viel über den Kleinbetrieb hinaus. Am Ende des 18. Jahrhunderts entstanden einige größere Papiermühlen, und es waren die größten, die die besten Papiere, den holländischen an Güte, Feinheit und Weiße fast gleich, herstellen konnten, wie die in der Grafschaft Rantzau und zu Rahlstedt [5]).

Zu den letzten Gebrauchsgütern muß man auch das Leder zählen, da es zur Bekleidung oder sonstigem Luxus, wenn auch nicht direkt, verwendet wird. Nur für den Feinbedarf produzierten die ersten Lederfabriken. In Altona versuchte die Rauchleder- und Corduanfabrik sich neben der Lohgerberzunft durchzusetzen. Aber so ganz sicher war dem Großbetrieb hier die Alleinherrschaft nicht; denn die feineren Sorten konnten auch die Handwerker herstellen [6]). Aber trotzdem kamen Großbetriebe für den Feinbedarf immer wieder auf.

[1]) P. B. 1797, S. 371.
[2]) St. A. Kiel: A. XVIII, 3840.
[3]) Kieler Handels- u. Ind.-Verein, 1854, S. 16.
[4]) R. A. Koph.: K. K. T. J. 146, Nr. 183.
[5]) Geogr. stat. Beschr. des Herzogt. Holst., S. 33.
[6]) St. A. Kiel: A. XVIII, 3836.

Fr. v. Bonhorst[1]) legte in Kiel 1758 eine „Lederfabrik für gelbe und rote Saffiane, Corduan und Pergamente, englisches Ober- und Sohlen-Leder, allerhand gefärbte und gedruckte Leder“ an. Jacob Ehn (Altona) verwendete 1767 ein großes Kapital für das von ihm erfundene, „in allen Sorten und Farben verfertigte Safian“ und setzte für 10000 Mark Lb. Corduan- und Rauchschwarzleder ab[2]). In Flensburg legte Helmer Lieber neben den Lohgerbern eine Fabrik „für feine Leder“ nach englischer Art an (Absatz nach Norwegen und Westindien). Die Anfänge der heutigen Lederfabriken um Altona begannen mit der Produktion feiner Waren. In Altona befand sich 1833 eine Lederfabrik für schönes Zeug- und Glanzleder, das dem ausländischen an Güte gleich war.

2. Für den Kriegsbedarf.

Das reine Kriegsgewerbe kam in Schleswig-Holstein nicht auf. Zwar waren einige Pulvermühlen (bei Gottorp und Collau) vorhanden; aber sie konnten sich doch nicht recht entwickeln, anscheinend deshalb, weil Heeresbestellungen nicht dauernd gemacht wurden. Die Pulvermühle zu Collau bittet 1731 um Bestellung von Schießpulver für Armee und Festungen und „Umarbeit und Repartierung des in Dero Magazin etwan befindlichen alten, verdorbenen und unbrauchbaren Pulvers, mir statt fremden und auswärtigen allergnädigst zu gönnen“[3]).

Gemischtes Kriegsgewerbe, also solches, das neben dem Kriegsbedarf auch anderen Bedarf befriedigen konnte, kam aber häufiger vor. Schon im Privilegium für Altona 1664 wurden Heeresbestellungen vom Staate versprochen[4]): „Was auch sonsten an Manufacturen in Unserm Reiche Dänemark für Unsere Milice nicht zu bekommen seyn wird, und man in Unserer Stadt Altona haben kann, solches werden wir daselbst generalement und nicht anderswo nehmen und ankaufen lassen“.

Die Eisengießerei von Joh. Sorge in Altona goß 1775 (neben Ambossen und Zuckerkacheln) Kanonen, Bomben, Kugeln und Kartätschen[5]).

---

1) St. A. Kiel: XXI, 363.
2) Ebenda, A. XVIII, 3836.
3) Ebenda, B. XI, 1, Nr. 412.
4) Schmid, Versuch einer histor. Beschr., Altona 1747, S. 75.
5) R. A. Koph.: K. K. T. J. Sager, 147, Nr. 67.

Holler hatte von Anfang an[1]) die Absicht, seine „Carlshütte" (Rendsburg) auch auf Kriegslieferungen einzustellen. 1835 wurde darauf hingewiesen, daß „für Kriegsbedürfnisse und Geräte für Arsenale, Vollkugeln von verschiedenem Kaliber" hergestellt werden konnten. Mit Kriegs- oder Heereslieferungen scheint dieses Werk aber tatsächlich bis 1845 nicht beschäftigt gewesen zu sein.

Die Kupfermühlen Holsteins stellten zwar viele Schiffsplatten her, aber wohl kaum für den Heeresbedarf. Dagegen bekam die Crusauer-Mühle um 1800 bedeutende Aufträge für die Kriegsmarine in Kopenhagen, welche für die Weiterentwicklung dieser Kupfermühle von Bedeutung waren: Geliefert wurden gewalzte und gehämmerte Kupferplatten und Kupferstangen zum „Verbolzen und Behauen" der Kriegsschiffe, wie dies auch ein Bestätigungsschreiben von amtlicher Stelle zeigt[2]).

Außerdem wurde, wie Thaarup 1812 meldet[3]), in der Zeit der französischen Kriege eine ansehnliche Menge Kupferplatten durch Kommission von Hamburg zum „Verhauen" der französischen Flotte abgesetzt. Eine Folge dieser Kriegslieferungen waren Betriebsänderungspläne. Thor Straten plant 1813, seine Kupferwalzwerke, die ausschließlich für den kgl. Flottendienst arbeiten, außer aller Verbindung mit den übrigen Werken zu setzen[4]). Aber diese Kriegslieferungen waren doch nicht ständig in der Hand der Crusauer Mühle.

---

1) St. A. Kiel: B. III, 1, Nr. 309.

2) Ebenda, A. XVIII, 2286. Schreiben des Soe Statens Commisariat Comtoirs vom 2. Aug. 1803 an J. thor Straten.

Aus dem Dänischen übersetzt, hat dieses Schreiben nachstehenden Wortlaut:

Auf Verlangen von Herrn J. thor Straten wird das Folgende mitgeteilt:

Von seiner Fabrik hat er zum Holmen bedeutende Partien sowohl gewalzter wie auch gehämmerter Kupferplatten und auch Kupferstangen zum Verbolzen und Behauen der Kriegsschiffe geliefert; die gewalzten Platten kommen den englischen gewalzten und polierten Platten sehr nahe, und die Kupferstangen haben genügende Widerstandsfähigkeit, Elastizität und Glattheit zu ihrem bestimmten Zweck gehabt, so daß der See-Etat es in der späteren Zeit nicht nötig gehabt hat, vom Auslande dieses Material anzuschaffen. Die gehämmerten Platten sind in den Jahreslieferungen so glatt gehämmert und von so ebener Art, daß sie möglicherweise mit demselben Nutzen und anstatt der kostbaren gewalzten Platten zum Behauen der Schiffe benutzt werden können.

Soe Statens Commisariat Comtoirs
den 2. Aug. 1803
(gez.) Smith.

3) Thaarup, Materialier, 1795, I, S. 502.

4) St. A. Kiel: C. XII, 1, Nr. 350.

Infolge Kapitalmangels, woran Thor Straten nach Erlaß der Zollverordnung von 1803 ständig litt, mußte er 1824 eine Lieferung von 2100 Kupferschiffsplatten und 840 kupfernen Bolzen, die auf „Holmen"-Kopenhagen für die Kriegsmarine verlicentiert wurden, ablehnen: „weil ich die Lieferung wegen des hülflos gelassenen Zustandes meiner Fabrik nicht übernehmen konnte, so ward solche hiesigen Kaufleuten für einen stattlichen Preis zugeschlagen" [1]), welche diese Produkte aus England kommen ließen.

Ebenso in der Textilienherstellung lieferte man für den Heeresbedarf oder bemühte man sich, dafür Lieferungen zu bekommen.

Die Spinnerei und Leinweberei des Auditeur Camerer in Hadersleben arbeitete (1766) für das „Leib Dragon Regiment" [2]). Die „Schooische Fabrique" in Schleswig nannte sich 1766 „Galonenfabrik für Armée Lieferung" [3]), und die Zwirnfabrik und Leinenmanufaktur (Ottes) in Schleswig specialisierte sich 1766 darauf, „Leinen von der Mittel Sorte, das bei der Armee gebraucht werde", zu machen [4]). Tatsächlich wurden 1792 nun auch von der Leinen- und Lakenmanufaktur in Schleswig Tuche an die Armee geliefert (neben dem Export nach Norwegen und dem Absatze von Leinen in der Stadt) [5]). Ebenso lieferte 1813 die Leinenmanufaktur von Lawätz in Altona Leinen an die Armee [6]).

In Neumünster fing die Entwicklung erst richtig an, als man Heereslieferungen bekam. Zwar erkannte man schon in der Antwort auf das Rundschreiben der großfürstlichen Regierung in Kiel 1759 die Wichtigkeit solcher Lieferungen: Überhaupt ist der Absatz das wichtigste bei einer Fabrik. Daher ist zur Aufnahme der Tuchmacher„fabriken" in Neumünster eine Lieferung an 12—20000 Mann russisches Militär nötig [7]). Schon die Zuchthausmanufaktur lieferte 1762 über die Hälfte ihrer Produktion (für 1055 Rtlr. 7 ß bei einer Gesamteinnahme von 2130 ℔ 13 ß 10 Pf.), an das General-Kriegs-Commissariat der kgl. Armee [8]). — Doch vor allem in der Kriegszeit nach 1800 wurden Lieferungen an das dänische Heer ausgeführt. Geliefert wurden Unterfutter, Zeug zu Kaputröcken und Schlafdecken. Durch diese Kriegs-

[1]) St. A. Kiel: A. XVIII, 2286.
[2]) R. A. Koph.: K. K. T. J. 140, Nr. 1442.
[3]) Ebenda, 632, Div. Sager (1771—95).
[4]) R. A. Koph.: K. K. T. J. 139, Nr. 17.
[5]) Ebenda, 632, Div. Sager (1771—95).
[6]) P. B. 1813, S. 539.
[7]) St. A. Kiel: A. XXII, 292.
[8]) Ebenda, 79.

lieferungen bekamen die Tuchmacher größere Geldmittel in die Hand, so daß sie sich bessere Webstühle und englische Schermaschinen (nach dem Beispiele der Gebrüder Renck) zulegen konnten. Dadurch wurde die Produktion feinerer Stoffe während der Kontinentalsperre erst ermöglicht[1]). Nach Aufhebung der Sperre hielten sich die neumünsterschen Betriebe trotz der Überschwemmung des Landes mit englischen Waren, weil seit 1814 wieder Bestellungen der dänischen Armee eingingen. Aber später werden sie aufgehört haben; denn 1834 wurden Heereslieferungen für das weitere Emporkommen der Großbetriebe in Neumünster als notwendig erklärt[2])[3]).

Die Segeltuchmanufaktur von Plump in Altona lieferte 1733 und die von Reimers ebenfalls dort 1736 Zelte für das Heer[4]). Lawätz hatte 1813 durch seine Segeltuchmanufaktur Segeltuch für die Marine zu beschaffen[5]).

Während sonst im allgemeinen die seidenen Hüte und Mützen die Filzhutmacher verdrängten, hielt Klotz-Kiel sich noch auf einer gewissen Höhe; denn er hatte Lieferungen an das Leibregiment Reuter in Schleswig, an das Kieler und an das Ewaldsche Jägerkorps („sowol runde als große aufgelitzte Officierhütte"); außerdem lieferte er auch noch an andere Regimenter für Gemeine und Offiziere[6]).

Die größte Glasmanufaktur auf Friedrichsfeld (Pederstamme-Petersen) belieferte fast die ganze kgl. Armee mit Medizingläsern (neben dem Absatz an Apotheker)[7])[8])[9]).

---

1) P. B. 1812, S. 159.

2) B. a. d. H., Nr. 45 u. 50.

3) 1848 lieferten die Tuchmanufakturen in Neumünster fast alle ihre Fabrikate an die Schleswig-Holsteinische Armee (St. A. Kiel: A. XIV, 403).

4) St. A. Kiel: A. XVIII, 3885.

5) P. B. 1813, S. 559.

6) Ebenda, 1792, S. 257.

7) Ebenda, 1815, S. 204.

8) Der Posamentierer Koch in Rendsburg (wahrscheinlich Verlagssystem), auch „Gold-fabrique" genannt, wünscht 1774 Lieferung von port D'Epées für ein Paar Regimenter (R. A. Koph. K. K. T. J. Sager 151, Nr. 255). 1811 werden bei ihm „Tressen, Epauletts, Feldzeichen, Säbelquasten, Offiziers-Distingtionen" hergestellt (R. A. Koph.: T. F. H.).

9) Bei Projekten spielten Spekulationen auf Heereslieferungen eine große Rolle. 1757 wird für Rendsburg (anscheinend von dem genannten Schöps aus Altona) „eine niemals aus der Mode kommende Leder-Fabrique", besonders für Kriegsbedarf „vornehmlich auch zu montierung der Regimenter, Köller, Sattel, Pferde- und Wagengeschirr usw." vorgeschlagen (St. A. Kiel: A. XVIII, 3836).

3. Für den Produktionsmittelbedarf.

Wie der Luxusbedarf und der Heeresbedarf, für den die Großbetriebe produzierten, zum größten Teil außerhalb Schleswig-Holsteins hochgekommen waren, so hatten die Großbetriebe, die Produktionsmittel für andere Betriebe herstellten, auch nur z. T. ihr Absatzgebiet in Schleswig-Holstein. Es ist daher auch nicht immer genau zu verfolgen, welche Betriebe oder welcher Bedarf den Anlaß zur Gründung von Großbetrieben dieser Art in Schleswig-Holstein gaben.

Nicht notwendig war es, daß Großbetriebe den Anlaß zur Gründung von Produktionsmittel-Großbetrieben gaben. Der Anstoß hierzu konnte ebenso gut davon ausgehen, daß die Handwerksbetriebe an Zahl zunahmen oder daß sich das Verlagssystem oder der Hausfleiß ausdehnte, wodurch ein vergrößerter Bedarf der von ihnen gebrauchten Produktionsmittel entstand.

Im Lande selbst gab die Textilienherstellung (Großbetriebe, Verlagssystem und Hausfleiß) wohl den stärksten Anstoß zur Gründung von Produktionsmittel-Großbetrieben. Die Spitzenklöppelei Nordschleswigs brachte die Zwirnfabriken hervor, die Weberei in den verschiedensten Betriebsformen die Wollkratzmanufakturen. Der Hausfleiß an der Ostküste Nordschleswigs regte zur Anlegung von großen Flachsreinigungsanstalten an. Für den Bedarf der inländischen Seifensiedereien produzierten die Ölmühlen (welche evtl. sich Seifensiedereien angliederten). Die Cichorien- und Zuckerfabriken wirkten durch ihren Verbrauch an Papier fördernd auf die Papiermühlen ein.

Die Schiffahrt Schleswig-Holsteins regte zur Anlegung einer Schiffsankergießerei in Flensburg, von Reepschläger-Großbetrieben in Altona, von Segelmanufakturen in Altona und Flensburg, zu Sägemühlen in Westholstein an. Die Schiffahrt des Auslandes nahm die Kupfermühlen Holsteins in Anspruch.

Das Baugewerbe des Auslandes wirkte auf die Ziegeleien, das im Lande auf die Kalkbrennerei.

Die allgemeine Entwicklungstendenz zur Mechanisierung der Produktionsprozesse um 1820 gab den Anstoß zur Anlage von Eisengießereien und Maschinenbaubetrieben. Diese Beispiele sollen im Folgenden etwas näher ausgeführt werden.

Die Zwirnfabrik in Schleswig hatte 1774 „einzig und allein" Absatz an die Spitzenverleger in Lügumkloster. Später wurde die Fabrik nach Lügumkloster verlegt. In Tondern war die Zwirnfabrik in der Hand von Spitzenverlegern. Solange die Spitzenklöppelei

blühte, bestanden auch sie. Bald nach dem Verfall der Klöppelei gingen sie ein [1]).

In Stockelsdorf bei Lübeck wurden (1838) Wollkratzen und Maschinenkratzen für Tuchmanufakturen hergestellt [2]). In Flensburg war ein Betrieb derselben Art. (Absatz im Lande und nach Island.)

Nach 1800 war der Flachsbau im Herzogtum Schleswig in der Haderslebener- und Grammharde, in Angeln und in der Probstei im Zunehmen begriffen. Um die Verarbeitung des Flachses im Hausfleiß zu fördern, wurde 1804 mit staatlicher Unterstützung eine Flachsreinigungsanstalt eingerichtet [3]), die aber einging, als die Konkurrenz der Baumwollprodukte zunahm.

1769 erklärte der Kaufmann L. v. Beets in Altona, er könne nicht wissen, ob der Absatz des geschlagenen Öls möglich sei, „indem ich keine Fabrique habe, dasselbe selber zu nutzen" [4]). Gerade aus dieser Ungewißheit der Absatzmöglichkeit heraus, weil die Seifensieder „so unpatriotisch" waren, das ausländische Hanföl anstatt des inländischen Leinöls zum Seifenmachen zu gebrauchen, legten die größeren Ölmühlen fast alle selbst eine Seifensiederei an. So hatte Simon Modeus in Friedrichstadt schon 1673 beides zusammen [5]), ebenso Linnich und Sohn 1768 in Altona [6]), später (1810) auch Beets (zusammen mit Willinck). Auch in Flensburg griff man zu diesem Mittel. Außerdem kam aber in den 30er Jahren, als die Dampfölmühlen aufkamen, noch eine Farbenfabrik hinzu (Friedrichsen in Flensburg [7]). In Neumühlen bei Kiel geschah dasselbe. Die große Dampfölmühle von Sievers und Klotz in Kiel begnügte sich (1845) mit der Farbenherstellung [8]).

Die Flensburger hatten ihre Schiffsanker bisher immer aus Schweden bezogen. Vorübergehend waren sie aber dort zu teuer. Daher wurde in Flensburg eine Ankerschmiede angelegt, die jedoch, als 1783 die Anker aus Schweden wieder billiger wurden, ihre Produktion einschränken mußte [9]).

---

[1]) R. A. Koph.: K. K. T. J. Sager, 146, Nr. 249.

[2]) St. A. Kiel: A. XXV, 566. Damit in Verbindung wurden dort gleichzeitig zwei andere Produktionsmittelbetriebe eingerichtet: eine Spahn-„Fabrique", für die Buchbinder, Zuckersiedereien und Schuster arbeitend, und eine Stabholzschlägerei, für die Seifensiederei arbeitend (ebenda).

[3]) Gudme, S. 119f.

[4]) St. A. Kiel: A. XVIII, 3835.

[5]) Ebenda, A. III, 504.

[6]) Ebenda, A. XVIII, 3835.

[7]) P. B. 1832, S. 655.

[8]) R. A. Koph.: T. F. H., 1845.

[9]) Ebenda, K. K. T. J., S. 154, Nr. 474.

Die Reepschläger Dultz, Rode und Beets in Altona machten großes Tauwerk und setzten es an „hiesige und fremde Schiffer" ab und wurden so Unternehmer von Großbetrieben, während die 14—15 kleineren Reepschläger Altonas kleines Tauwerk an das Handlungsinstitut oder Heringscomtoir, Canal-Compagnie oder Fischerei- und Handelsinstitut, wie es sich 1808 nannte, lieferten[1]).

Von den Sägemühlen Elmshorns wurde 1778 geschnittenes Holz nach Tönning zum Schiffbau geschickt[2]). Kedenburgs Sägemühle in Ütersen hatte ihren Absatz nach Ostfriesland und Oldenburg[3]).

In Flensburg war der Unternehmer der Segeltuchmanufaktur Halkier selbst Reeder und Schiffsinteressent[4]).

Die sechs Kupfermühlen im Amte Trittau stellten 1774 Platten zum Absatz nach Spanien und Portugal her (daneben aber auch Kupferplatten zu Kesseln für die Handkupferschmieden[5])). Der Kupfermühle zu Hölzernklincken fehlte es 1795 „nicht leicht an Bestellungen"; „neulich große Kommission auf Kupferplatten zum Beschlagen der Schiffe"[6]). Die Hoherdammer Kupfermühle stellte hauptsächlich Schiffs- und Dachplatten her, die nach dem Auslande gingen[7]).

Eine Blütezeit war es immer für die Ziegeleien, wenn infolge eines Brandes eine Stadt wieder aufgebaut werden mußte. 1731 wurden zum Wiederaufbau von Kopenhagen Steine von den Ziegeleien der Flensburger Förde bezogen. Man klagte dabei über „willkürliche Übertheuerung durch die Fabriquen"[8]). Später gingen Steine nach Trondhjem, „woran der große Brand Schuld ist, wie weiland zu Christiania". Solche Zeiten gaben dann oft den Anlaß zu Betriebsvergrößerungen. Aber den größten Anstoß dazu gaben die großen Bauten in Hamburg, Lübeck und Altona[9]) am Anfang des 19. Jahr-

[1]) St. A. Kiel: A. XXV.

[2]) Ebenda, B. XII, 364.

[3]) Ebenda, B. XI, 1, Nr. 500.

[4]) Ebenda, A. XVIII, 2154.

[5]) Ebenda, B. X, 1, Nr. 471.

[6]) P. B. 1795, S. 315 ff.

[7]) Thaarup, Udf. Vejl. I, 1812.

[8]) St. A. Kiel: A. XVIII, 2286.

[9]) Doch auch im Lande selbst (außer Altona) konnte vorübergehend, als um 1750 die Kolonistenhäuser in Südschleswig gebaut werden sollten, ein großer Bedarf entstehen, der zum Großbetriebe führte. (St. M. v. F., 1835, S. 235.) Außerdem wurde der Bedarf an Ziegelsteinen im Lande infolge des Aufkommens von Brandmauern beim Bau der Häuser (Vorschläge von Etatsrat Sarau, dahingehend, Brandmauern einzuführen, schon 1750) (St. A. Kiel: A. XXII, 303) und infolge der Abnahme des Bauholzes immer größer. 1835: „Zumal die großen

hunderts. Dithmer von der Rennberger Ziegelei in Ekensund lieferte 1820 zum großen Krankenhof in Hamburg 900000 große Fußsteine, später zum Theater, Detentionshaus und zu anderen öffentlichen Gebäuden und Privatbauten bei der Palmaille in Altona 700000 Steine; nach Lübeck 800000 verschiedene Sorten Klinker für Schleusen bei der Stecknitz und für den „Feuerthurm" bei Travemünde. Da er nicht alles selbst liefern konnte, gab er an die anderen Ziegeleien einen Teil der Aufträge weiter, so daß dieser Bedarf auch zur Vergrößerung der anderen Ziegeleien führte[1]).

Neben der Produktion für den Heeresbedarf wollte Holler auf der „Carlshütte" von Anfang an auch Maschinen bauen. Eine Liste der 1830 hergestellten Produkte weist aber nur allgemeine Gebrauchsgegenstände auf, und eine lange Liste (1835) der Produkte[2]), die hergestellt werden konnten, gibt zur Hauptsache nur Produktionsmittel für Handwerksbetriebe an, also zum großen Teil Handwerkszeuge. Nur in der Rubrik „mechanisch-hydraulische Gegenstände" werden „kleine Dampfmaschinen, transportable Dampfmaschinen, Dreschmaschinen, Feuerspritzen und Zubringer, Dampfwage" genannt. In einer anderen Rubrik werden angeführt: Walzen zum Plätten für Tabaksfabriken, Schneidemaschinen, Koch- und Stampfeinrichtungen, Getriebe für Glashütten und Glasschleifereien, Räder und Getriebe zu Schlemmeinrichtungen für Ziegeleien, Buchdruckerpressen. Ob dies alles in der Zeit vor 1845 tatsächlich hergestellt worden ist, war nicht festzustellen.

Von der Howaldtschen Maschinenbauerei in Kiel erhält man durch eine Liste der 1845 hergestellten Produkte ein ganz anderes Bild. Sie zeigt, daß hier ein ganz neuer Bedarf entstanden war, der schon einer neuen Periode angehörte. Eisenbahn-, Dampfschiffbedarf und Dampfkessel waren jetzt das Produktionsgebiet[3])[4]).

Eichen, welche zum Bauholz nothwendig sind, in dieser Gegend z. Theil gänzlich verschwunden sind" (St. A. Kiel: B. III, 1, Nr. 315).

[1]) St. M. v. F., 1835, S. 222.

[2]) Ebenda, S. 43 f.

[3]) R. A. Koph.: T. F. H., 1845.

[4]) 1845 wurden hergestellt:

1. für die Ostseebahn: 21 Stück vierrädrige Transportwagen mit eisernen Rädern und Achsen; 6 Tender ohne Räder und Achsen; 2 Brückenwagen; 1 Wasserleitung von 7656½ Fuß Länge; 2 eiserne Brückengeländer; ferner sämtliche eiserne Öfen, Fenster, Gitter und Kochherde für die Wohnungen der Beamten und Bahnwärter;

4. Für den Bedarf allgemeiner Gebrauchsgegenstände.

Heeres- und Luxusbedarf haben den Hauptanstoß für die Anlegung von Großbetrieben gegeben. Aber daneben kam doch frühzeitig noch anderer Bedarf in Betracht. Schon für viele Produktionsmittel-Großbetriebe konnte nachgewiesen werden, daß sie nicht immer für Luxusgewerbe und Kriegsgewerbe produzierten. Zum Teil hatten auch sie einen alltäglichen Bedarf, auf den sich ihre Produktion zurückziehen konnte, falls Luxus- und Heeresbedarf nicht vorhanden waren. Bei Betrieben wie der Kupfermühle zu Crusau kann man mit „Luxusbedarf" und „Heeresbedarf" ihr Dasein bis zum Ende des 18. Jahrhunderts nicht erklären. In der ersten Zeit stellte man Kessel her für den Hausbedarf, welche im Hausierhandel durch die sogenannten „Kesselführer" in Nordschleswig und Jütland abgesetzt wurden. Daneben wurden jedoch auch andere allgemeine Gebrauchsgegenstände hergestellt. Am Ende des 18. Jahrhunderts hat man sich anscheinend dieser Produktion mehr zugewandt, wie aus den Listen der Magazinbestände, welche Teekessel, Löffel, Dosen, Kaffeekannen usw. aufzählen, hervorgeht[1]). Später, als die Heereslieferungen aufhörten, beschränkte man sich wieder auf Gebrauchsgegenstände bis zum Teekessel, zum Leuchter, Feuerfaß und Milchtopf herab[2]).

Ebenso hatte sich die Eisengießerei „Carlshütte" auf solchen alltäglichen Bedarf eingestellt. Eine Liste der 1830 angefertigten Gegenstände zeigt dies. Es werden darin Öfen, Hausstandssachen, Poterie, Fenster u. a. angeführt[3]).

---

2. für die Rendsburg-Neumünstersche Bahn: 5 Ausweichen, 10 Druckpumpen.
3. für die Seeländische Bahn: 10 Transportwagen;
4. für das Dampfschiff „Löven": 2 Stück Röhrendampfkessel neuerer Konstruktion und einige Maschinenteile;
5. sonst noch: 6 Dampfkessel; 3 Quetschwalzen; 36 Kornreinigungsmaschinen; 12 Decimalwagen.

1848/49 wurden Schraubenschiffsmaschinen hergestellt. Infolge der politischen Verhältnisse konnte ein größeres Absatzgebiet für diese Maschinen nicht gewonnen werden; daher beschränkte man sich wieder nur auf die Produktion für Landwirtschaft und Industrie. In Howaldt „Rückblick über die Thätigkeit der Kieler Schiffswerft".

[1]) St. A. Kiel: A. XVIII, 2286.

[2]) Beschreibung von Crusau 1842.

[3]) St. A. Kiel: B. III, 1, Nr. 309.

II. Soziale Gründe.

Das soziale Problem des 18. Jahrhunderts war, den Armen und Bettlern eine Beschäftigung zu verschaffen. Man muß aber unterscheiden, ob die sozialen Verhältnisse dieser Zeit nur der äußere Anlaß oder ob sie das tiefere Motiv zur Anlegung von Großbetrieben waren.

Äußerer Anlaß mögen sie zum Teil bei der Anlegung der „Parchen-Fabrique" in Rendsburg gewesen sein. Sie wurde 1768 von den Bürgern Knauer, Böttger, Stießig und dem Ratsverwandten Clasen angelegt, „weil wegen Vermeidung der Garnison und Verlegung aus den Bürgerquartieren in die Baraque eine große Anzahl von Bürger nahrungslos" geworden war. Aber das Erwerbsinteresse trat doch deutlich in allen solchen Äußerungen hervor, so sehr sie auch soziale Motive vorschoben [1]). „Wir würden uns selbsten unvermutet aussaugen und gäntzlich entkräften, wenn wir fernerhin dem Geschrey so vieler armen Bürger und Soldaten, welche Flachs von uns Begehren, um sich durch deßen Zubereitung einen Schilling zu verdienen, gehörgeben wolten, So ungern wir es auch sehen, und so sehr es auch unsere Patriotische Hertzen mit Grauen und schmertzen erfüllen würde, wenn ein Werk, von welchem Rendsburg schon jetzt, da es noch Lange nicht zu seiner Vollkommenheit gediehen, so herrliche und mannigfaltige vortheile spühret, in sein voriges nichts zurückkehren sollte: so müßen wir solches dennoch geschehen laßen, daferner wir keiner allerhöchsten unterstützung gewärtig sein dürfen." Als der Mißerfolg 1774 klar zu Tage trat, bemerkten die Unternehmer dazu: „Wer sein Credit verliehren will, darf nur Fabriken anlegen, der erfolg von unserer Anlage hat uns darin überzeugt" [2]).

Als 1797 sechs Meldorfer Bürger mit derselben Motivierung („zur Abhelfung der Bettelei und Unterstützung der Armut") ein Privilegium für eine Fries- und Pferdedeckenmanufaktur haben wollten, wurde vom Amtmann in Neumünster auf den eigentlichen tieferen Grund deutlich aufmerksam gemacht: „Der Associierten mercantil Vorteil dürfte als Triebfeder im Spiel seyn, das Werk auf mehrere Stühle durch mehrere Meister zu betreiben" [3]).

Tatsächlich vorhanden war das Motiv: „Die Beschäftigung der Armen", bei den Versuchen der Gemeinden, Großbetriebe zu gründen, und bei einem Privatunternehmer.

[1]) St. A. Kiel: A. II, 187.

[2]) R. A. Koph.: K. K. T. J. Sager, 146, Nr. 249.

[3]) St. A. Kiel: A. XVIII, 3057.

Die Gemeinden hatten zwar mit ihren Versuchen wenig Erfolg, trotzdem aber müssen sie hier berücksichtigt werden. Zunächst hatte Husum 1710 mit Hilfe der Armengelder versucht, das Verlagssystem einzuführen. Es scheiterte aber am Widerstand der Bettler. 1764 griff aber Husum zu einem neuen Verfahren. In den Stadtbaracken wurde auf Kosten der Stadt eine Spinnstube für arme Kinder und ein Arbeitshaus für „Arme, welche nicht mit Betteln aufhören wollen", eingerichtet. Zugute kamen diese Bestrebungen natürlich auch sonstigen erwachsenen arbeitswilligen Personen [1]).

In verstärktem Maße nahmen diese Bestrebungen am Ende des 18. Jahrhunderts zu. Eifrig wurde in den Provinzialberichten [2]) dafür Propaganda gemacht. „Die Quellen der Armut" sollten verstopft werden. „Diese sind Unlust und Unvermögen; aber auch Mangel an Arbeit." Arbeitshäuser, verbunden mit Arbeitsschulen, sollten daher angelegt werden; darin sollten Wolle, Baumwolle und Flachs gesponnen (mit den damit verbundenen Vorbereitungsarbeiten und der groben Verarbeitung dieser Rohstoffe) werden, „ohne doch in das eigentliche sogenannte Manufakturwesen zu verfallen". Angelegt wurden solche Spinnanstalten und Arbeitshäuser in Gravenstein, auf Alsen, in Heide, in Flensburg (Arbeitshaus zu St. Marien und St. Johannis [3])), in Altona (im Waisenhaus) und an anderen Orten [4]).

Jedoch fast überall erzielte man damit keinen Erfolg. Am Ende des 18. Jahrhunderts kam der starke Rückgang des Verlagssystems um Altona hinzu, dadurch wurde eine große Zahl von Arbeitskräften frei. Das Problem, wie diese wieder beschäftigt werden sollten, tauchte nun auf. Es war der Etatsrat Lawätz, Besitzer eines Handelshauses in Altona, der sich damit befaßte und der „ganz Holstein zur gemeinsamen Thätigkeit in Handarbeiten wecken" wollte [5]). Zu diesem Zwecke gründete er zunächst in Neumühlen bei Altona eine Reihe von Großbetrieben (Tuch-, Leinen-, Segeltuchmanufakturen, Bleiche, Kalkbrennerei). Die Spinnerei, wie es im 18. Jahrhundert (nur wenige Ausnahmen!) üblich war, (und z. T. auch die Weberei) ließ er im Verlagssystem besorgen. Daß diese Großbetriebe wirklich aus sozialen Gründen ins Leben gerufen wurden, dafür sprechen alle sonstigen Handlungen dieses Mannes, sowie das, was man sonst von

[1]) Pontoppidan, Danske Atlas VII, S. 783.
[2]) U. a. P. B. 1787, S. 106.
[3]) P. B. 1790, S. 349; 1792, S. 50 u. 157; 1797, S. 304 f., H. 3 u. H. 7, S. 211.
[4]) St. A. Kiel: C. IV, Nr. 145.
[5]) P. B. 1826, S. 482.

ihm hört. „Je älter er ward, desto menschenfreundlicher wurde" Lawätz. Davon zeugen auch seine Anlage von Armenkolonien bei Trittau und bei Pinneberg[1]), seine Gründung der „Patriotischen Gesellschaft" und (1812) seine Tätigkeit als Vizepräsident der Gesellschaft, die u. a. das Ziel verfolgte, „die Bettlerei zu beseitigen". Seine Schrift über das Armenwesen[2]) und seine Pläne, den Staat zu einer allgemeinen Armenversorgung zu veranlassen, sagen ein Übriges.

III. Gründe für die Entstehung der Staatsbetriebe.

Die Gründe für die Anlage von Staatsbetrieben werden im Allgemeinen dieselben sein, die für die Unterstützungen maßgebend waren, nämlich die merkantilistischen Ansichten der Zeit. Die Anlage der Zuchthausmanufaktur in Neumünster geschah, kurz bevor das Rundschreiben des Geh. Conseil in Kiel vom Jahre 1758 an die Amtmänner des Gottorper Anteils gerichtet wurde[3]). Für die Fayancefabrik in Kiel wird noch das großfürstliche Interesse an solchen Luxusgegenständen bestimmend gewesen sein. Es mußte also nach merkantilistischer Anschauung ein Staats- oder fürstliches Interesse vorhanden sein. Kurz vor der Übernahme der Kupfermühle von Hoherdamm durch den Staat hieß (1798) es[4]): „Um nun von diesen Werken, welche an Kostbarkeit und Mannigfaltigkeit in Holstein ihresgleichen nicht hatten, und jährlich viele 1000 Rtlr. ins Land brachten und im Lande unter die Arbeiter wieder vertheilten, das traurige Schicksal so vieler anderer Mühlen abzuwenden, sucht der König .... diese wegen ihrer vortrefflichen Einrichtung und des mit so vieler Zuversicht erwarteten Nutzens kräftig zu unterstützen". Das Staatsinteresse für bestimmte Betriebe war aber auch dann vorhanden, wenn der Staatsbedarf durch sie gedeckt werden konnte, wie es bei den Kupfermühlen zu Hoherdamm, welche Schiffsplatten herstellte, und zu Poppenbüttel, die Kupfermünzen produzierte, möglich war. (In Poppenbüttel geschah auch die Silber-Raffinierung für die altonaische Münze)[5]).

Daß aber, besonders bei kleinen Staaten, dieses Staatsinteresse dem Erwerbsinteresse sehr nahe stand, zeigt das schnelle Aufgeben

[1]) P. B. 1823, H. 3, S. 128.
[2]) Siehe Literaturverzeichnis unter „Lawätz".
[3]) St. A. Kiel: A. XXII, 292.
[4]) P. B. 1789, H. 5, S. 317 ff.
[5]) Thaarup, Udf. Beil. I, S. 274.

der Staatsbetriebe im Gottorper Anteil, als sich eine Rentabilität der Betriebe nicht einstellen wollte.

Die Oldesloer Saline wurde nach Übernahme durch die Regierung 1797 „zur Quelle nicht unbedeutender Staatsrevenüen“[1]).

IV. Die Erfüllung der größeren Produktionsanforderungen im Großbetriebe.

Weshalb gerade der Großbetrieb den Luxus- und Heeresbedarf befriedigen konnte, lag darin begründet, daß eine ganze Reihe von Änderungen der äußeren Verhältnisse[2]) zusammentraf, welche die Vorbedingungen für den Großbetrieb schufen. Aber daß nicht eine andere Betriebsform, etwa der Handwerksbetrieb, diesen Bedarf befriedigen konnte, hatte seinen Grund darin, daß die Herstellung von Luxus- und Heeresbedarfsgütern Anforderungen an die Produktion stellte, die im Kleinbetrieb in dieser Zeit nicht erfüllt werden konnten. Das Heer verlangte „Massenhaftigkeit, Gleichförmigkeit und Raschheit“ der Herstellung, und mit dem Luxus war ein ständiger Modewechsel verbunden[3]).

Diese Anforderungen konnten im Großbetrieb eher erfüllt werden (nach Sombart)[4]):

1. weil die Großproduzenten über besseren Rohstoff verfügten;
2. weil die Großproduktion die Differenzierung der Arbeit (besondere künstlerisch begabte Hilfskräfte) ermöglichte;
3. weil Anwendung einer leistungsfähigeren Technik nur im Großbetrieb möglich war;
4. weil im Großbetrieb eine strengere Beaufsichtigung der Arbeiter möglich war.

Zum Teil wird sich das im nächsten Kapitel bei der Schilderung der einzelnen Betriebe ergeben. Hier können nur einige Beispiele behandelt werden, in denen die Überlegenheit des Großbetriebes direkt ausgesprochen wird.

Köster, Möbelmanufaktur in Altona, wies 1778 darauf hin, daß gerade solche Waren, die von der Mode abhängig seien, nicht an die Zunftbestimmungen gebunden sein dürften, da „der Grad der Vollkommenheit zunächst von dem Erfindungsgeist und der Vertheilung

---

1) P. B. 1813, S. 673.

2) S. erstes Kapitel.

3) Sombart, a. a. O. II, 2, S. 895.

4) Ebenda, S. 898 ff.

der Arbeit unter geschickte Hände herrührt". Die gewöhnlichen Tischler taugten nicht zu solcher Arbeit, da sie bisher nur gewöhnliche Bauarbeiten ausgeführt hätten [1]).

Die Handwerker Kiels meinten 1833, als Höpfner für seine Wagenmanufaktur das Privilegium haben wollte, nicht an die Zünfte gebunden zu sein, daß ein Unternehmer wohl bei einzelnen von ihnen einzelne Teile für einen Wagen bestellen könne und bei der geringen Ausdehnung der Stadt die Herstellung leicht beaufsichtigen könne. Der Magistrat war aber anderer Ansicht: Wenn die Herstellung von Wagen an den Zunftzwang gebunden bliebe, dann würden in Kiel nicht viele Wagen hergestellt werden [2]). Das heißt doch, daß man den Großbetrieb für leistungsfähiger hielt als den Kleinbetrieb.

Folgende Aktenstelle aus dem Jahr 1843 hebt die bessere Beaufsichtigung im Großbetriebe hervor: „Für Gedeihen jeder Fabrik, ohne Ausnahme, ist unerläßliches Erfordernis, daß der Fabrikherr alle dabei vorkommende und dazu gehörigen Arbeiten durch feste in seinen Dienst stehende Leute vornehmen lassen darf und nicht einer oder der anderen Arbeit wegen an andere Leute sich zu wenden genötigt sein, wovon nicht selten ein ungewöhnlicher Aufenthalt im Geschäft die Folge ist" [3]) [4]).

Viertes Kapitel.

Die Arten der gewerblichen Großbetriebe und ihre Betriebsformen [5]).

Vorbemerkung:

Zunächst möge hier noch einmal kurz skizziert werden, welche äußeren Verhältnisse auf die Entwicklung der verschiedenen Arten und Betriebsformen der Großbetriebe, die in den einzelnen Abschnitten dieses Kapitels dargestellt sind, einwirkten; denn der Zeitpunkt des Auf-

[1]) St. A. Kiel: A. XVIII, 3840.

[2]) Ebenda, A. XVIII, 4266.

[3]) Ebenda, 3409.

[4]) Die größere Leistungsfähigkeit des Verlagssystems kommt in der schon oben wiedergegebenen Antwort des Amtmanns v. Tondern an das Kommerzkollegium aus dem Jahre 1769 zum Ausdruck. Danach würden nach seiner Meinung die im Hausfleiß Tätigen viel mehr leisten können, wenn sie „unter direction" stünden.

[5]) Wenn bei den im Folgenden angeführten Zahlen keine Quellenangaben vorhanden sind, dann stammen die aus der Zeit vor 1800 aus R. K. T. J. oder R. K. T. J. Sager und die nach 1800 aus T. F. H. des R. A. Kopb.

kommens der Großbetriebe hängt eng mit den äußeren Umständen zusammen. Wenn dies auch für die ersten Großbetriebe nicht genau verfolgt werden konnte, so sind sie doch entstanden in der Zeit, als die Haltung des Staates, die Einwanderung von Fremden, die Verarmung der Bevölkerung, die Entwicklung der Technik, vor allem die Anwendung des Mühlenprinzips, den Unternehmern die Möglichkeit zur Betätigung auf gewerblichem Gebiete gaben.

Das Aufblühen schon bestehender Großbetriebe begann vor allem gegen Mitte des 18. Jahrhunderts infolge zunehmender merkantilistischer Politik des Staates.

In fast allen Abschnitten wird das Zusammenschrumpfen oder das vollkommene Eingehen vieler Großbetriebe gegen Ende dieses Jahrhunderts infolge der hamburgischen Absatzkrisen und vor allem nach 1800 infolge der neuen Zollbestimmungen von 1797/1803 und der Kontinentalsperre bemerkbar sein.

Diese Niedergangserscheinung setzte sich in einigen Produktionszweigen bis etwa 1820 fort, was z. T. auch mit der dänischen Finanzkrise des Jahres 1813 und mit der um 1820 einsetzenden Agrarkrise zusammenhing.

Doch hatte die Kontinentalsperre an einigen Stellen auch das Aufkommen neuer und das Aufblühen alter Großbetriebe zur Folge. Der Rückschlag erfolgte in solchen Fällen jedoch bald nach Aufhebung der Kontinentalsperre, als die Einfuhr englischer Waren wieder zunahm.

Im nächsten Zeitabschnitt entstanden infolge der Fortschritte der Technik ganz neue Gewerbezweige, besonders der Maschinenbau. Diese damals entstehenden Betriebe waren nicht nur Unternehmungen von in Schleswig-Holstein noch nicht dagewesenem Umfange [1]), sondern wirkten zugleich befruchtend auf andere Gewerbezweige, soweit diese sich durch die Krisenzeit hindurchgerettet hatten. Vor allen Dingen war dies in der Textilproduktion der Fall. So nahmen während dieser Periode trotz allem, wenn auch langsam, die Größe und die Anzahl der Großbetriebe in Schleswig-Holstein bis 1845 ständig zu.

Verbunden war diese Entwicklung, namentlich in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts, zugleich mit einer allgemeinen Vergrößerung der mittleren Betriebe unter Anwendung der neuen Maschinen.

---

[1]) Eine Ausnahme stellen höchstens, wenn man die Arbeiterzahl zu Grunde legt, einige Kattundruckereien in Wandsbek und Altona dar.

Dies sagen auch folgende Sätze, welche die Betriebsgrößen von 1845 mit denen von 1840 vergleichen[1]):

„Dennoch besteht der Zuwachs der Industrie mehr in einem vermehrten Betriebe einzelner im Grunde schon vorhandener Anlagen und in einer Vermehrung kleinerer Betriebe, als in einer Zunahme an großen, wesentlich auf den Bedarf und Verkehr, insonderheit die Einfuhr und Ausfuhr wirkenden Fabriken. . . . . Jenes günstige Verhältnis seit 1840 giebt daher im Wesentlichen bis jetzt nur Zeugniß von einem gewissen Wohlstande einer Miniaturindustrie[2])."

Über die Einteilungsart der Großbetriebe, welche diesem Kapitel zu Grunde gelegt ist, sei das Folgende ausgeführt:

Es wurde in der Einleitung gesagt, daß das Arbeitsmittel im zweckerfüllenden Vorgang der Produktion die Betriebsform des Großbetriebs bestimmt. Die Frage, welches Arbeitsmittel dem zweckerfüllenden Vorgang nun zu Grunde liegt, wird man in den meisten Fällen klar und eindeutig beantworten können. Doch darf nicht übersehen werden, daß es auch Betriebe gibt, wo die effektive Phase mit zwei verschiedenen Arbeitsmitteln ausgeübt wird, oder auch solche, wo es zwei effektive Phasen gibt, d. h., wenn im Betriebe zwei verschiedene Produkte mit zwei verschiedenen Arbeitsmitteln hergestellt werden. Das letzte ist z. B. bei Kupfermühlen der Fall, wenn dort Gießereiarbeit verrichtet und außerdem Kupferblech produziert wird. Dann sind „Werkzeuge" und Maschinen in der effektiven Phase die Arbeitsmittel. Der erste Fall wird nur dann vorkommen, wenn man sich im Übergang von einem zum anderen Arbeitsmittel befindet, z. B.: wenn im Betrieb früher das „Werkzeug" zweckerfüllend war, nun aber zur Maschinenarbeit übergegangen werden soll, doch vorläufig noch nicht unter vollkommener Ausschaltung der Handarbeit. Solche Großbetriebe, bei denen in den zweckerfüllenden Vorgängen mit zwei verschiedenen Arbeitsmitteln produziert wird, sollen als „gemischte Betriebe" bezeichnet werden[3]).

---

[1]) B. L. 1846, S. 371.

[2]) Vgl. auch Hähnsen, Handelskammer zu Kiel, S. 14, der dort die Zunahme des Kleingewerbes für die Stadt Kiel in den 40er Jahren feststellt.

[3]) Welches Prinzip Sombart (II, 2, S. 733) seiner Untereinteilung der Betriebe zu Grunde gelegt hat, ist nicht recht klar. Zwar spricht er in seinen beiden Hauptdefinitionen von den wesentlichen Teilen und entscheidend wichtigen Teilen des Produktionsprozesses. Wenn man es aber nicht der Willkür des Einzelnen überlassen will, zu entscheiden, welcher Teil des Produktionsvorgangs der wichtigste ist, dann muß man schon einen ganz bestimmten Vorgang im Betriebe als den wesentlichen bezeichnen. Das soll hier dadurch getan werden, daß der „zweckerfüllende Vorgang" als der wichtigste Teil des Produktionsprozesses hin-

Bei den Manufakturen ist zu unterscheiden zwischen Einzel- und zusammengesetzter Manufaktur[1]), je nachdem ob der Großbetrieb das Produktionsgebiet eines Handwerksbetriebes oder ob es mehrere Produktionsgebiete von Kleinbetrieben umfaßt.

Wie entschieden wird, ob eine Manufaktur vorliegt, ist oben dargelegt. Aber es kann doch von Wichtigkeit sein festzustellen, ob in der vorbereitenden oder in der Schlußphase eine Maschine oder ein Apparat vorhanden ist, wie z. B. bei der Glasmanufaktur oder bei den Papiermühlen, weil von diesen gerade oft Umwälzungen im Innern des Betriebes ausgegangen sind. Ebenso kann eine solche Feststellung für Fabriken mit Apparaten Bedeutung haben, wie z. B. bei den Fayance-Fabriken die künstlerische Handhabung des „Werkzeuges" vor und nach der effektiven Phase von ausschlaggebender Wirkung auf die Lebensdauer solcher Betriebe sein kann.

Bei den Fabriken mit Maschinen wäre theoretisch dieselbe Prüfung vorzunehmen; aber praktisch spielen Apparat und „Werkzeug" hier zunächst für die Entwicklung noch keine große Rolle. Vielmehr ist zuerst die Vervollkommnung der Maschine selbst, vor allem der Arbeitsmaschine, von größerer Bedeutung gewesen. Später ist dann auch noch die entwickeltere Kraftmaschine, die Dampfmaschine, wichtig geworden.

Maßgebend für die Zuteilung zu der einen oder der anderen Gruppe ist, wie das Arbeitsmittel im Augenblick der Entstehung des Großbetriebes beschaffen war. Daß im Laufe der Zeit im Innern des Betriebes dann Umwandlungen stattfinden können, so daß der Charakter des Betriebes vollkommen anders werden kann, muß dabei klar sein. Dies ist vor allem dann der Fall, wenn die Handarbeit im zweckerfüllenden Vorgang mechanisiert wird. Die Entwicklung kann dann ergeben, daß Großbetriebe, die anfangs als Manufakturen bezeichnet wurden, nachher als Fabriken mit Maschinen anzusehen sind.

I. Fabriken mit Maschinen.

1. Fabriken mit Kraft- und einfachen Arbeitsmaschinen.

Kraft- und einfache Arbeitsmaschinen hatten schon die vielen Korn-, Walk-, Loh- und Stampfmühlen, die in dieser Zeit über das

gestellt wird. Die Überwindung der Schwierigkeit, die sich aus der Tatsache ergibt, daß auch andere Teile des Produktionsprozesses entscheidend wichtig sein können, soll dann durch Gruppierung in neue Unterabteilungen geschehen (siehe im Folgenden).

[1]) Sombart II, 2, S. 705 (nach Marx; a. a. O., S. 283 f.).

ganze Land verbreitet waren (siehe Kapitel I, 4). Doch von Großbetrieben kann hier keine Rede sein[1]). Die enge Verknüpfung der Kornmühlen mit der Landwirtschaft[2]) und die Gebundenheit dieser und auch der anderen Mühlen, z. B. der Zunft-, Guts- oder Stadtmühlen, an einen beschränkten Kundenkreis infolge der Zwangs- und Bannrechte hielten die Betriebsgröße innerhalb einer bestimmten Grenze.

Anders lag die Sache bei den Mühlen, die solchen Beschränkungen nicht unterworfen waren. Das waren zur Hauptsache die Pulver-, Säge-, Öl-, Kupfer- und Messingmühlen. (Letztere werden bei den gemischten Betrieben behandelt.) Die Pulvermühlen (Collau 1591 und Gottorp 1642 angelegt) blieben aus oben schon angegebenen Gründen (Ausbleiben der Heereslieferungen) Kleinbetriebe.

a. Sägemühlen und Färbeholzmühlen.

Die Säge- und Färbeholzmühlen wurden vom Statthalter Heinrich Ranzau am Ende des 16. Jahrhunderts in Schleswig-Holstein, vor allem in Süd-Westholstein, eingeführt. Sie scheinen aber über die damals übliche Betriebsgröße der Mühlen zum größten Teil nicht hinausgekommen zu sein. Erst 1750 ist eine für damalige Verhältnisse größere Mühle zu Beidenfleth in der Wilstermarsch vorhanden. Sie hatte sechs Blöcke (drei zum Stürzen und drei Rahmen)[3]). 1774 waren dort, ohne die in der Handsägerei, 6—7 Arbeiter beschäftigt. Jährlich wurden „bei gutem Wind" 3—400 Stämme zersägt. Die Größe dieser Mühle wird augenscheinlicher, wenn man sie vergleicht mit den damals in großer Zahl vorhandenen Handsägereien. Die

---

[1]) Dies zeigt die große Menge von Akten im Staatsarchiv zu Kiel über Klagen und Beschwerden in Bezug auf „Nahrungsschwierigkeiten", Geldverlegenheiten, Konkurrenz, Wassermangel usw. Soweit darin überhaupt eine Betriebsgröße angegegen wird, handelt es sich meistens um Alleinbetriebe oder höchstens um Betriebe mit 1—2 Gesellen. Dann aber deutet auf kleinbetriebliche Verhältnisse hin auch das ständige Umstellen von einer Produktionsart auf die andere, wenn sie sich nicht mehr lohnte. Dies war bei der fast gleichen Art der Arbeitsmittel bei den verschiedenen Mühlen (Mühlenrad mit Welle und Mahlsteinen, Hammer oder Stampe) leicht möglich. Ein ständiger Wechsel fand so statt zwischen Korn-, Loh-, Fellwalk-, Tuchwalkmühlen oder zwischen Graupengängen und Weizengängen. Wenn eine Produktionsart alleine eine Rentabilität nicht ermöglichte, wurde sie mit anderen in der verschiedensten Art kombiniert. Oft führte dies auch zum Übergang zu nicht so beschränkten Produktionszweigen oder zur Verbindung mit ihnen (z. B.: Säge-, Öl- und Papiermühlen).

[2]) s. Mads Iwersen, a. a. O.

[3]) Niemann, Forststatistik, S. 347.

Sägerei von Isaac Moses Erben[1]) in Elmshorn hatte 7 Handsäger und verarbeitete nur 120 Stämme (1833). Die Gefahr, die mit Anlegung solcher Sägemühlen für die Handsäger verbunden war, erkannte der Magistrat von Elmshorn schon 1753: Durch „solcher zwo Mühlen etwa 3 familien quasi geholfen; hingegen 10 und mehr familien untergedrückt werden“[2]). Die Überlegenheit des Großbetriebes zeigte sich aber in der Preisgestaltung: „Bretter und Balken können zu einem wohlfeileren Preis hergestellt werden, als dasjenige Holz, welches durch Handsägen zerschnitten wird“, dann aber auch in der besseren Ausführung. Niemann sagt in seiner „Forststatistik“: „Übrigens werden auf Sägemühlen in der Regel die Bretter viel ebener, als sie durch Handsäger gesägt werden können“.

Später, als am Ende des 18. Jahrhunderts seit Eröffnung des Eider-Ostseekanals die Holzeinfuhr von Memel und Stettin anfing, wurden diese Sägemühlen in Süd-West-Holstein in Korn- oder Graupenmühlen umgeändert.

In Steinfurth war 1784 eine Sägemühle mit einem Knecht und ca. 8 Tagelöhnern, welche Hamburger Holz zersägte[3]). Außerdem befand sich in der Gegend um Hamburg noch eine Anzahl kleinerer Sägemühlen, die z. T. im Besitze Hamburger Kaufleute waren[4]).

Im Zusammenhang hiermit müssen die Färbeholzmühlen um Hamburg-Altona, welche die Zerkleinerung des überseeischen Färbeholzes seit Anfang des 19. Jahrhunderts übernahmen, erwähnt werden. Zum Teil stellten sich die alten Sägemühlen im Amte Trittau auf diesen Erwerbszweig ein, z. T. handelte es sich um Neuanlagen. Die beiden ersten Färbeholzmühlen wurden 1810 in Oberschleem[5]) von Altonaer Bürgern angelegt. Die zwei Mühlen hatten zusammen nur zwei Meister und vier Tagelöhner. Etwas größer schon war 1830 eine Mühle (8 Arbeiter) in Wandsbek. Die Steinfurther Mühle, eine ehemalige Sägemühle, hatte dagegen eine geringere Arbeiteranzahl als früher (nämlich 7 Arbeiter).

b. Ölmühlen.

Der Produktionsprozeß in den Ölmühlen hatte fünf Stadien[6]) zu durchlaufen:

1) R. A. Koph.: T. F. H. 1833.
2) St. A. Kiel: B. XII, Nr. 364.
3) R. A. Koph.: K. K. T. J. Sager (1784).
4) Im Amt Trittau existierte, anscheinend auch unter dem Einfluß Hamburgs, in Rodenbeck eine größere Lohmühle (4 Arb., 600 To. Borke) (R. A. Koph.: T. F. H.).
5) Syst. Slg.: Bd. 6, S. 273.
6) Klaue, a. a. O., S. 23 ff.

1. das Reinigen der Saat,
2. das Zerkleinern der Saat,
3. das Erwärmen der Saat,
4. das Auspressen des Öls,
5. die Reinigung des Öls.

Schon beim Zerkleinern der Saat wurden mechanische Werkzeuge verwandt. Dies geschah durch Stampfwerke oder durch Ölgänge[1]), welche Pferdekraft zum Antrieb benutzten.

Zum Auspressen des Öls konnte entweder die Handkeilpresse oder die Mühlenkeilpresse (Schlegel- oder Rammpresse) verwandt werden. Die Mühlenkeilpresse erforderte aber Wind- oder Wasserkraft oder doch eine größere Pferdekraft.

Am Anfang des 18. Jahrhunderts scheinen in Schleswig-Holstein nur Handkeilpressen, bei welchen jedoch in der vorbereitenden Phase die Roßmühle das Zerkleinern besorgt haben wird, vorhanden gewesen zu sein. In einem Gutachten des Etatsrats Waßner über ein Ölmühlenprojekt sagt er 1722: um auf einer Ölmühle „110/4 to. Öl jährlich und außerdem Leinsamen zu schlagen, (sind) mindestens 4 Menschen erforderlich, da bei jeder Presse 2 sind zum Vor- und Nachschlagen"[2])[3]). Er klagt dann darüber, daß in Schleswig-Holstein keine „Hauptölmühlen" vorhanden sind wie in Hamburg; die vorhandenen seien nur kleine Roßmühlen, „woraus die meisten nicht mehr als einen Tagelohn verdienen".

Wann sich eine Änderung in der Art des Auspressens durchgesetzt hat, ist nicht genau festzustellen. Es ist wohl kein Zufall, daß gerade in Friedrichstadt die erste größere Ölmühle entstand. 1787 wird dort eine solche mit 6—8 Pferden, 4 Arbeitern und einer wöchentlichen Produktion von 100 To. Saat erwähnt. Daneben war aber dort eine „einfache" Ölschlägerei, „worin in demselben Ölladen die Ölkuchen vor- und nachgeschlagen werden".

Friedrichstadt mit seiner Bevölkerung holländischer Abstammung wird früh die holländische Rammpresse erhalten haben, welche (ebenso wie die deutsche Schlegelpresse) aus einem starken eichenen Block (= Ölladen), in dem mehrere Löcher (-Preßgruben) waren, bestand und

---

[1]) Ölgänge sind zweizylindrische aufrechtgehende sehr harte Mühlsteine, die mit ihrer krummen Fläche auf der geraden Fläche eines horizontalen Bodensteins herumgewälzt werden (Klaue, a. a. O., S. 24).

[2]) St. A. Kiel: A. III. 504.

[3]) „Vorschlag" = 1. Pressung (für Speiseöl). „Nachschlag" = 2. Pressung (schlechteres Öl für gewerbliche Zwecke).

welche von oben mittels des sogenannten Rammers (Stampfe) und des Keils das Öl aus den Ölsamen preßte. Schon die kleine Ölschlägerei in Friedrichstadt wird eine Mühlenkeilpresse gehabt haben (da sie einen „Ölladen“ hatte).

Man wird wohl annehmen dürfen, daß hier die Anfänge der großbetrieblichen Ölmühlen liegen. Aber trotzdem wird man auch auf Schleswig-Holstein Klaues allgemeine Behauptung[1]) für Norddeutschland anwenden können: „Die vorherrschende Betriebsform war um 1800 der Alleinbetrieb und auch große Ölmühlen hatten selten mehr als drei Arbeiter“.

Die Ausnahmen, die es vor 1800 gab, sind in der Tabelle auf S. 146 angegeben. In der Zeit von 1807—1814 wuchs infolge der Kontinentalsperre die Anzahl der Ölmühlen. Bisher war dieser Produktionszweig durch die große Ausfuhr der Ölsaat nach Holland behindert worden. „Es waren 12—14 bedeutende Ölmühlen im Lande“[2]); jedoch scheint keine mehr als 5—6 Arbeiter gehabt zu haben. Viele von ihnen gingen aber wieder ein. Gudme (a. a. O., S. 237) macht bei den meisten (vor allem in Holstein in den Jahren 1823 und 1829/30) Bemerkungen wie „verbunden mit einer Kornmühle, in einigen Jahren nicht gebraucht worden, wegen ungünstiger Conjuncturen stille, abgebrannt und nicht wieder aufgebaut, ist nicht gebraucht worden“ usw. Um diese Zeit aber machte gerade die Entwicklung zum Großbetrieb große Fortschritte.

Die verschiedene Arbeitsorganisation im Klein- und Großbetrieb kurz nach 1800 geht aus den P. B. 1812 (S. 733) hervor:

1. Kleinbetrieb. „Im Flecken Grube, Amt Cismar, hat der Kätner Joh. Friedr. Poppe in seiner Scheune eine Roßstampfmühle angelegt, von einem alten Pferd getrieben, das morgens von 7 Uhr bis abends 6 Uhr abwechselnd $2^1/_2$ Stunden arbeitet, worauf eine Ruhepause von $1^1/_2$ Stunden eintritt. In einem Tage können 3 Scheffel Leinsamen kurz gestampft werden. Das in 2 Tagen gestampfte Mehl (= $1^1/_2$ To.) wird an einem Tage ausgepreßt. Das ergibt 40 ℔ Öl“.
2. Großbetrieb. „Die Roßmühle des Herrn Drümmer vor Lübeck. Diese ist die vollkommenste dieser Gegend; Einrichtung und Betrieb dieses Werks ist vorzüglich und wird von 8 Pferden getrieben; je 4 und 4 wechseln sich gegen-

[1]) Klaue, a. a. O., S. 38.

[2]) v. Hedemann, Zeitschr. 48, S. 81.

seitig ab; 4 Stampfen werden von 2 Gesellen „abgewartet". Außerdem ist der Aufseher der Fabrik bei der Walze beschäftigt. In 24 Stunden werden 15 To. Rübsamen fabriciert, wovon 1 To. 70—72 ℔ Öl ergibt (und 1 To. Leinsamen ergibt 26—32 ℔ Öl)".

Was aber die Entwicklung zum Großbetrieb etwa seit 1820 besonders förderte, war die Angliederung von Seifensiedereien, eine Kombination, die zwar schon früher in vereinzelten Fällen vorgekommen war, sowie von Farbenfabriken zur Weiterverarbeitung des Öls.

In Flensburg war es die größte Ölmühle von Friedrichsen, die mit der Farbenherstellung anfing. „Eine Farbemühle ist mit der Ölmühle verbunden, welche durch Schnelligkeit der Bereitung und Feinheit der Farben sich hervorhebt und mehr Farben liefern könnte, als in ganz Dänemark und den Herzogtümern verbraucht wird" [1]). In Kiel wird als größter Betrieb (32 Arb.) eine Dampf-Öl-Firnis-(Farben)-Fabrik erwähnt.

Die Änderung der Antriebskraft durch Einführung der Dampfmaschine [2]) äußerte sich bei Friedrichsen (1832) in Flensburg in der Zunahme der Produktion von 120 auf 180 To. Rapssaat wöchentlich und in der veränderten Arbeitsorganisation: „12 Arbeiter arbeiten immer 6 Stunden und werden dann von anderen abgelöst", während früher „20 Pferde und 10 Arbeiter die ganze Woche hindurch von 6 Uhr abends am Sonntage bis 6 Uhr morgens am nächsten Sonntag in Gang" waren. Die Dampfmaschine erzwang aber geradezu eine Vergrößerung des Betriebes; dies wird an einer Stelle so ausgedrückt [3]): „Die Dampfmaschine von R. Friedrichsen schlägt wöchentlich 200 To. Saat und behält dabei noch viele Kräfte übrig". Die Folge war, daß die größeren Mühlen nun auch das Endstadium der Produktion, die Ölraffinerie, die früher z. T. in besonderen Kleinbetrieben ausgeführt worden war, in ihrem Betriebe mit erledigten [4]) [5]).

---

1) P. B. 1832, S. 655.

2) Ebenda.

3) St. M. v. F., 1835, S. 107.

4) Die Ölraffinerie wurde aber auch schon von einigen größeren Windölmühlen ausgeführt. Zum Inventar der Ölmühle zu Poppenbüttel gehörten (1840): zwei vollständige Raffiniermaschinen mit Röhren und Schrauben (dazu 2 große Lagerfässer, 4 Wasserfässer, 1 Kupferkessel, 1 Preßmaschine). (St. A. Kiel: B. IX, 3, Nr. 1042). Ebenso hatte die Wind- und Roßölmühle in Eckernförde-Borby eine Ölraffinerie, die mit der Roßmühle in Verbindung stand und „ihren besonderen Keller" hatte (St. M. v. F., 1835, S. 74).

5) Eine großbetriebliche Entwicklung konnte auch auf dem Umwege über die verschiedensten Kombinationen eintreten. Die in Anm. 4 erwähnte Ölmühle

Im Jahre 1845 waren in Schleswig-Holstein neun Dampfölmühlen vorhanden: 3 in Flensburg, 3 in Kiel, 1 in Sonderburg, 1 in Friedrichstadt und 1 in Colmarschleuse [1]).

Die Arbeiterzahl in den größten Ölmühlen Schleswig-Holsteins in der Zeit von 1774–1845 [2]) [3]).

Quelle: z. T. R. A. Koph, vor 1800 K. K. T. J. oder K. K. T. J. Sager, nach 1800 T. F. H. und z. T. St. A. Kiel.

Jahreszahl	Anzahl der Arbeiter	Gesamtanzahl der vorhandenen Ölmühlen	Gesamt-Arbeiterzahl	Jahreszahl
1774	3, 2	?		
1778	5, 4, 3			
1787	4, 4	10		1784
1801	5, 3			
1809–11	5–6, 5, 5, 3, 3	42		1807
1812	5, 2	24		1812
1819	6, 2			
1821/22	14, 8, 5			
1826	13, 6, 6, 4, 4, 4, 3–5, 3–5, 3			
1827	8, 8, 5, 4			
1830	17, 10, 6, 3, 3, 3, 3			
1833	18, 14, 5			
1835/36	16, 5, 3	(10	236	1835)?
1838	26, 18, 11, 9, 7, 6 + 2 Kinder,			
	6, 5, 5, 5, 5, 4, 4, 4, 4, 4,	39	275	1840
	3, 3, 3, 3, 3, 3, 3, 2, 2	41		1841
1845	36, 32, 16, 10, 10, 9, 6, 6, 5,	40	277	1844
	5, 5, 5, 5, 5, 4, 3, 3, 2, 2			
		42	334	1845

in Eckernförde-Borby war im Besitze von Fr. Carl Müller, der „bei einer ganz überwiegenden Vorliebe fürs Mühlenfach sich stets und mit den bedeutendsten Opfern bemüht den Betrieb der Mühle zu erweitern“. (St. A. Kiel: C. XII, 16, Nr. 1647.) 1827 hatte er eine Ölschlägerei „nach einer neuen bisher unbekannten Construction“, „durch die Kraft starker Winde zugleich mit mehreren Mehlgängen in Bewegung gesetzt“; bei Windstille wurde sie von Pferden betrieben, die bei vorherrschendem Winde zum Farbenmahlen oder zu einer Grützmühle gebraucht wurden („mithin ist für stete Arbeit gesorgt“). 1833 kam eine Seifenfabrik hinzu (St. M. v. F., 1835, S. 74).

[1]) B. L. 1846, Übersicht 1844/45.

[2]) In der Tabelle wurde auf eine Angabe der Produktionshöhe der einzelnen Betriebe verzichtet, weil die verschiedenen Maßangaben doch keine Vergleichsmöglichkeit ergeben würden.

[3]) Die Verfolgung der Entwicklung einzelner Betriebe war nicht möglich, da dafür die Unterlagen fehlten und da schnelles Aufblühen und schnelles Wieder-

c. Reisschälmühle.

Zu erwähnen ist hier noch die Reisschälmühle, die 1833 von Bürgermeister Fries in Flensburg angelegt wurde, die aber erst später mit dem Übergang zum Dampfbetrieb einen größeren Umfang bekam. 1833 waren dort 4 Arbeiter beschäftigt, 1835 5 Arbeiter. Damals betrug die Produktionshöhe 800 Fässer und 160 Säcke Reis. 1838 stand sie still. 1845 hatte sie wieder 5 Arbeiter und eine Produktionshöhe von 713000 Pfund Reis [1]).

Der Reis kam in ungeschältem Zustande in ganzen Schiffsladungen direkt aus den Produktionsländern. Er wurde zuerst durch Drahtsiebe von Sand und Unrat gereinigt [2]), dann durch einen rheinländischen Stein, der etwas gezankt war, geschält, darauf die Schale vom Korn durch Wasser (im Weiher) getrennt. Dem Reis wurde schließlich noch mittels eines Poliersteines ein Glanz gegeben.

Die Maschinen wurden ursprünglich durch eine Roßmühle in Bewegung gesetzt. 1845 wurde der Betrieb aber in eine Dampfreismühle umgewandelt. Darauf wird auch die Produktionserhöhung von 537 028 Pfund im Jahre 1844 [3]) auf 713 000 Pfund im Jahre 1845 zurückzuführen sein, trotz der gleichbleibenden Zahl der Arbeiter (= 5 Arbeiter).

2. Fabriken mit entwickelteren Arbeitsmaschinen.

a. Appreturanstalten.

Es ist schwer, die Appretur, das heißt die Produktionsstadien in der Textilindustrie, welche die Produktion beenden, also das Fertigmachen (dazu gehört das „Walken, Rauhen, Spannen, Pressen, Sengen, Mandeln, Kalandern usw.", aber auch das Bleichen, die Druckerei und die Färberei) [4]), in diese Gliederung einzuordnen. Denn es ist nicht genau zu sagen, welche Phase den Zweck der Produktion erfüllt, da dasselbe Produkt die einzelnen Produktionsstadien verschiedene Male durchmachen muß. Nehmen wir das Kalandern, das wohl meistens die Hauptappretur abschließt,

---

eingehen, was gerade in diesem Produktionszweig häufig vorkam, solche Feststellungen erschwerte. Die Tabelle zeigt daher nur ganz allgemein, daß Ölmühlen mit verhältnismäßig großer Arbeiterzahl am Ende unserer Betrachtungsperiode entstanden waren.

1) R. A. Koph.: T. F. H. 1845.

2) St. M. v. F. 1835, S. 103.

3) B. L. 1846, Übersicht 1844/45.

4) Sombart, a. a. O., II, 2, S. 737.

als Hauptphase an, dann haben wir es mit einer, wenn auch noch einfachen, Arbeitsmaschine zu tun, die aber schon etwas entwickelter ist, als die im Mühlengewerbe vorkommenden, die im 1. Abschnitt dieses Kapitels behandelt worden sind.

Zum größten Teil wurde die Appretur noch von den kleinbetrieblichen Färbereien mitbesorgt. In Gegenden, wo der Hausfleiß noch stark vorherrschte, wie in Nordschleswig, spielte der Färber infolgedessen eine große Rolle; denn die Appretur erforderte doch größere Fachkenntnisse. 1792 wurde der Gang der Appreturtätigkeit in Nordschleswig etwa so beschrieben[1]: Die Rohwolle wurde von den Hausfleißtreibenden gesponnen, gewebt und gewaschen, dann ungebleicht in die Färberei geschickt. Der Färber schickte das rohe Zeug zunächst in die Walkmühlen zum Walken und Waschen, worauf das gewalkte Zeug wieder zum Färber zurückgebracht wurde, der es dann an der Luft trocknete. Das so gewalkte und getrocknete Zeug wurde darauf wieder angefeuchtet und mit den gewöhnlichen Wollkratzen aufgekratzt und dann im Färbekessel gefärbt. Zum Schluß fand noch Scheren und Pressen statt.

Man versuchte nun im 18. Jahrhundert, für diese Verrichtungen, nämlich für das Färben, Pressen und Mangeln, Großbetriebe anzulegen. Zunächst geschah dies 1729 von Franz Jochim Augustin in Altona, der auf Grund eines umfassenden Privilegiums, das die Bewohner Schleswig-Holsteins verpflichtete, ihm anstatt den Hamburgern die Appretur zu überlassen, eine „Zwillig-Fabrique" anlegte[2].

Eine strenge Durchführung des Privilegiums hätte einen Großbetrieb zur Folge haben müssen, da damals viel nach Hamburg zur Appretur geschickt wurde. Aber 1731 beschwerte sich Augustin, daß die Krämer und die Bevölkerung sich nicht um das Verbot, die Tuche nach Hamburg zu schicken, kümmerten. Verschiedene Kaufleute waren

[1]) P. B. 1792, S. 174.

[2]) Das Privilegium für Augustin in Altona lautete: „auf dessen zu Altona neuangelegte Zwillig-Fabrique ein allergnädigstes Privilegium dahin ertheilet, daß niemanden Unser eingesessenen Unterthanen in den Fürstentümern Schleswig, Holstein, der Herrschaft Pinneberg und der Graffschaft Rantzau erlaubt seyn solle, ihre rohe Leinen und Wollen, als Zwillig, Glantz-Leinen, Sargien, Raschen, gewässerte Leinen, Pack Rollen, Samtgalotten und sonsten nach Unserer Erb-unterthänigen Stadt Hamburg, oder nach anderen verbothenen Orthen um solche farben, pressen und mangeln zu lassen, zu bringen, sondern vielmehr schuldig und gehalten seyn solle, wo dergleichen Zwillig-Fabrique nicht befindlich, ihre rohe Leinen nach der zu Altona priviligirten Zwillig-Fabrique bringen und bearbeiten zu lassen". (St. A. Kiel: B. IX, 3, Nr. 148.)

schon bei dem Versuch des Einschmuggelns der Stoffe nach Hamburg abgefaßt worden. Er erklärte, daß er „wegen der angewandten großen Kosten ganz ruiniert werde, wo keine Änderung darinn geschieht“, und daß „dieses dem publico zum besten in Stand gebrachtes Werk, Ihn mit den Bau-Kosten, Anschaffung des erforderlichen Geräts, Färbekessel, Anlegung einer Mangel die von Pferden getrieben und 25 Fuß lang, die Presse und sonsten am Vermögen nicht wenig geschwächt habe“ [1]). Als Grund gaben die Kaufleute die schlechte Behandlung der Waren an. Augustin habe die „profession“ nicht erlernt; er sei von seinen Gesellen und Knechten abhängig, die ständig wechselten. Sie schickten ihre Waren daher lieber nach Hamburg. Der Magistrat wurde daraufhin beauftragt, die Fabrik zu beaufsichtigen. Später hören wir nichts mehr von diesem Betriebe.

Die 1765 von Heinr. Dierksen in Husum „etablirte Glantz-Leinen-Kattun-Zwirn- und Lübschleinwandfarb- und Appretur-Fabrik“, der nach der Verbindung mit zwei Kaufleuten als Geldgebern „eine andere von weißen und gefärbten Zwirn- und Leinen-Bändern nebst einer holländischen Leinen- und Garn-Bleiche beigefügt“ wurde, blieb ebenfalls in den Anfängen stecken [2]). Über diesen Betrieb finden sich folgende Angaben:

1774 Bei dem Färbe-Kessel: Der Färbermeister und seine Frau.
Bei den Glätt-Tafeln: 2 Gesellen.
Bei der Mangel: 1 Geselle und 1 Lehrbursche.
1791 war noch 1 Lehrbursche hinzugekommen [3]).

Die Produktionshöhe betrug 1773: 1000 Stück diverse Sorten Leinen. Alles deutet hier auf einen Kleinbetrieb hin.

Anders lag die Sache schon, wenn die Druckerei der Stoffe mit in die Produktionstätigkeit einbezogen wurde, wie in Flensburg bei Nic. Jensen, der 1811 1 Gesellen, 2 Lehrlinge und 14 Arbeiter hatte (1845: 2 Arbeiter und 11 Tagelöhner) und der nur Erzeugnisse des Hausfleißes weiterverarbeitete [4]). — Anders war es auch, wenn das Bleichen mit herangezogen wurde. Die Hausfleißtreibenden besorgten meistens das Bleichen selbst oder es wurde in Kleinbetrieben besorgt. Größere Bleichen müssen aber schon früh in Altona, wohin die Spitzenhändler zuerst ihre Spitzen zum Bleichen schickten, und in

1) St. A. Kiel: A. XVIII, 3843.
2) R. A. Koph.: K. K. T. J. Sager (1772), Nr. 19.
3) Ebenda 146 u. 164, Nr. 90.
4) Ebenda, T. F. H. 1811 u. 1845.

Sonderburg [1]), wohin sie sie später sandten, vorhanden gewesen sein. Näheres war über sie nicht zu erfahren.

In Verbindung mit der Färberei entstand in Wandsbek, dem Orte der Kattundruckereien, ein Großbetrieb, und zwar wurden hier Kattunbleiche und Färberei mit einander kombiniert. 1797 hatte dieser Betrieb 25 Arbeiter und verarbeitete 50000 Stück Zitze und Kattune, die der Besitzer Nic. Hinr. Burmeister, Inhaber einer Kattundruckerei in Hamburg, von dort herausschickte, von wo sie wieder nach dort zurückgingen.

Die Verhältnisse nach 1800 brachten auch hier eine Änderung:

1810 waren dort nur 8 Arbeiter, und verarbeitet wurden 9000 Stück Kattune und Zitze.

1826 waren dort 3—4 Arbeiter, und verarbeitet wurden 3000 Stück Kattune und Zitze.

1830 waren dort 5 Arbeiter im Sommer, 2 im Winter, und verarbeitet wurden 3500 Stück Kattune und Zitze [2]).

Ebenso konnte durch eine Spezialisierung noch 1841 in Collau eine größere Färberei entstehen. Kaufmann Thomsen aus Hamburg wurde „als Ausländer" „ausnahmsweise" die Anlegung einer Garnfärberei in Collau gestattet [3]). 1845 beschäftigte er 16 Arbeiter und 6 Tagelöhner [4]).

Die großen Tuchmanufakturen legten sich meistens selbst eine Bleiche an, wie dies bei Lawätz-Neumühlen-Altona und auf dem Gute Hanerau geschah. Doch waren diese Betriebsabteilungen dann stets die kleinsten von allen.

b) Zwirnfabriken.

Der große Bedarf an Zwirn für die Spitzenklöppelei in Nord-Schleswig wurde zuerst aus Flandern und Westfalen befriedigt. Der Ankauf der „Kammertuchsfabrik" in Schleswig [5]) durch die Gebrüder Otte-Eckernförde (zusammen mit einer Interessentschaft) 1742 war der erste Schritt zur Deckung des Bedarfs durch Betriebe des Landes. Jedoch wurde der Zwirn anfangs z. T. noch im eignen Betriebe verwertet; die noch vorhandenen Webstühle der ehemaligen Tuchmanufaktur wurden zur Leinenherstellung benutzt. Es war also noch eine Leinenmanufaktur. 1766 waren hier fünf Zwirnmühlen und

[1]) Vgl. über die Sonderburger Bleiche „Heimatblätter für den Kreis Sonderburg", Jahrg. 1914, S. 2 ff.
[2]) R. A. Koph.: T. F. H. 1810 usw.
[3]) St. A. Kiel: A. XVIII, 3666.
[4]) R. A. Koph.: T. F. H. 1845.
[5]) Anz. 1762, S. 362.

sechs Webstühle; die Anzahl der Arbeiter betrug 48 (und 179 Spinner, vielleicht z. T. im Verlagssystem tätig)[1]. Der Bericht des Buchhalters Hansen teilt mit, daß noch eine Mühle und zwei Webstühle angelegt werden sollten. Nach dem Tode von Otte übernahm Joh. Wünne (1769), der bisher Mitpartizipant gewesen war, die Manufaktur. Anscheinend ist er zur alleinigen Zwirnherstellung übergegangen; denn Absatz hatte er nur an die Spitzenverleger Nordschleswigs. Eine Unterstützung von 4000 Rtlr. wurde ihm versprochen, wenn er ständig zehn Mühlen in Gang halten wollte. Aber seit 1771 waren nur sechs Mühlen in Gang, und statt für 1200 Rtlr. war nur für 400 Rtlr. Ware produziert worden[2]. Als Grund wird angegeben: „da in Tondern seit 4 Jahren ein dergleichen Fabrike mit Succes betrieben worden ist"[3].

Betriebsgröße der Zwirnfabrik in Schleswig:

1774	6 Mühlen,	1 Meister,	20—25	Personen,	
1778	6 „	1 „	20—25	„	z. gr. Teil Mädchen[4].
1783	6 „	1 „	27	„	
1792	6 „	1 „	16	„	

1795 nach Lügumkloster verlegt.

Die Errichtung einer Zwirnfabrik in Tondern (1769), am Haupt-Konsumtionsort des Zwirns, mußte für die schleswigsche Fabrik um so mehr von großem Schaden sein, da die Gründer die größten Spitzenverleger in Tondern, also Abnehmer für Zwirn, (Boje Boysen, Joh. Boysen und Kaufmann Chr. Andersen, letzterer „Faktor" des Betriebes) waren[5]. Die Fabrik überflügelte sehr bald die andern.

Das Aktienkapital betrug anfangs 15000 Rtlr.; 1772 wurde es auf 18000 Rtlr. erhöht[6].

Betriebsgröße:	1779	50	Personen,	
	1783	52	„	
[7]	1784	40	„	7 Mühlen.
[8]	1792	59	„	7 „

(Wert der hergestellten Produkte 8—9000 Rtlr. jährlich.)

Die Verhältnisse nach 1800 machten eine starke Einschränkung nötig aber im Frieden (1814) wurde eine neue „Spitzen-

1) R. A. Koph.: K. K. T. J. 139, Nr. 17.
2) Ebenda, K. K. Kommerce-Journal (1772—73), Nr. 439.
3) Ebenda, K. K. T. J. Sager 151, Nr. 258.
4) St. A. Kiel: A. II, 186.
5) Ebenda, C. VI, 1, Nr. 418.
6) Andresen, a. a. O., S. 74.
7) R. A. Koph.: K. K. T. J. Sager 151, Nr. 276 u. 154, Nr. 472.
8) Ebenda, K. K. Extrakt Protokoll, 1792.

und Zwirnmanufaktur" „auf Aktien" errichtet, worin zugleich auch Spitzen mechanisch verfertigt werden sollten. Das Aufkommen der mechanisch gewebten Spitzen hatte solche Umstellung des Betriebes nötig gemacht[1]). Aber trotz dieser teilweisen Verarbeitung des Leinenzwirns im eignen Betriebe konnte man sich nicht halten; denn um diese Zeit kamen die baumwollenen Spitzen auf.

Deswegen wurde eine neue Umstellung des Betriebes auf baumwollene gewebte Spitzen vorgenommen. Doch dies nützte auch nichts. 1834 ging dieser Betrieb ganz ein.

Die Verlegung der Schleswiger Zwirnfabrik im Jahre 1795[2]) nach Lügumkloster wurde zur Umstellung einer Manufaktur für gewebte Spitzen vorgenommen, die schon 1775 auf Anregung der Regierung entstanden war (s. oben). Welchen Umfang diese Spitzenmanufaktur hatte, ist bisher nirgends zu ersehen gewesen. Von großer Bedeutung scheint sie jedoch nicht gewesen zu sein.

Die Zwirnfabrik in Lügumkloster war 1810 im Besitze von H. Nicolaisens Erben und hatte 20—30 Personen in Arbeit, je nach der Größe der Bestellungen; sie stellte 2—300 ℔ Zwirn jährlich her. Der Umfang des Betriebes war also derselbe wie in Schleswig. Die Weiterentwicklung geht aus folgenden Daten hervor:

1821 1 Meister, 20—30 Arbeiter 2—300 ℔ Zwirn,
1827 1 „ 20—30 „ „ „ „
1830 steht sie still, (weil das „einländische Gespinst von jeher immer zu grob war")[3]).

Über die Arbeitsorganisation in Tondern wird folgendes berichtet[4]): „Hier sind 8 Garnmühlen, deren Einrichtung sehr vorteilhaft ist. Eine Frau treibt die Mühle mit beiden Händen, und eine bedient und versorgt die Spulen derselben Mühle. Kleine Mädchen haspeln die einzelnen Fäden doppelt; die doppelten Fäden werden dann von anderen Mädchen auf Spulen gewunden"[5]).

[1]) St. M. v. F. 1835, S. 265. Schon Mathias Asmussen hatte 1787 versucht, in Tondern gewebte Spitzen herzustellen. 1796 wurde diese Spitzenmanufaktur von den beiden Mitinteressenten Boy Boysen und Boy Thamssen angekauft und nach Mögeltondern verlegt, wo sie 80000 Ellen Spitzen jährlich hergestellt haben soll. 1812 waren dort 8 Webstühle, davon aber nur 4 ständig in Betrieb; es sollten jedoch in diesem Jahre noch 2 in Gang gesetzt werden. Aber 1815 ging sie ein. (Andresen, a. a. O., S. 74. Davidsen, a. a. O., S. 1 ff.)

[2]) R. A. Koph.: K. K. T. J. Sager 164, Nr. 98.

[3]) Ebenda, T. F. H. 1821 usw.

[4]) von Andresen, a. a. O., S. 75, zitiert nach Akten des Stadtarchivs zu Tondern.

[5]) R. A. Koph.: K. K. T. J. Sager 164, Nr. 98.

Zum Antriebe wurde demnach bei den Zwirnfabriken Menschenkraft benutzt; man könnte hier mit Sombart von „unvollkommenen Fabriken“ reden [1]).

c. Baumwollspinnereien.

Nach 1800 entstand in Altona die Baumwollspinnerei von H. N. Knaufft für Twist, Strickgarn und Watten. 1808 waren dort 27 Männer, 20 Frauen und 57 Kinder in Arbeit; 2374 ℔ Twist, 2160 ℔ Strickgarn und 4885 ℔ Dochtgarn wurden hergestellt. Die Anlage dieses ersten modernen Betriebes der Zeit muß in der Bevölkerung einen großen Eindruck hervorgerufen haben, wenn man folgendem, vielleicht etwas übertriebenem Bericht aus dem Jahre 1813 trauen darf [2]): „Ich habe große militärische Evolutionen, ich habe fürstliche pomphafte Aufzüge, ich habe Berge Goldes und Silbers und alles, worüber das Korps der Gaffer in Erstaunen geräth, gesehen, aber diese Fabrik ist mehr. Ich glaubte mich in England .... in einer seiner unwandelbar achtungswürdigen Fabrikstädte ... Ein großes prächtiges Werk, dem nichts von allem, was ich in der Welt sah, gleich kommt“. Zu dem, was oben im ersten Kapitel auf S. 74 über die Maschinen dieses Betriebes gesagt wurde, wird in derselben Quelle noch hinzugefügt: „Mit der gespannten Aufmerksamkeit der Arbeiter, mit ihrer Gewandtheit, in die unabänderliche Werkkraft der Maschinen einzugreifen, dies vogelschnelle Drehen der Tausende von Spindeln und Spulen. — Dies alles, vereint mit dem daraus entstehenden Geklapper und Getöse, welches die Rede unhörbar macht, gewährt einen Anblick, der einzig in seiner Art ist. — In einem besonderen Zimmer befindet sich eine Doublirmaschine, wo ... durch ein künstlich componirtes Getriebe 105 Fäden auf einmal doublirt und triplirt werden. Nach Sortierung der Baumwolle, wird sie auf einem Seilenlager von 18 alten Weibern geklopft, dann an eine Kratzmaschine abgegeben, dann auf 15 Webstühlen (es waren 15 im Gange, es standen aber noch mehrere da) in der oberen Etage zu Zeugen verarbeitet [3]). Im Hofe ... wird mit Alkali gebleicht; in drei Stunden ist die ganze Prozedur geschehen“. — Mit einem bedauernden Blick auf die alte Zeit schließt der Verfasser: „Ihr lieben fleißigen Frauen, dachte ich, mit eurem

---

1) a. a. O., II, 2, S. 739.

2) P. B. 1813, S. 547.

3) Ursprünglich war dieser Betrieb nur Spinnerei; aber auch was wir sonst später von dieser Fabrik hören, deutet darauf hin, daß sie zur Hauptsache Spinnerei gewesen ist, weshalb sie hier behandelt ist.

mühsam getretenen und gedrehten Rade, mit eurem emsigen Büken und langweiligem Bleichen, wie klein erscheint eure häusliche Industrie, um die wir euch lieben, wie unbehülflich, wenn die höhere Mechanik und die Chemie sich die Hand reichen, um die vereinte Kraft der Natur zu einem großen, verständigen Ziele zu leiten".

Auch später, als der Schutz der Kontinentalsperre wegfiel, erhielt sich eine Baumwollspinnerei in Altona: Haag & Comp. 1822 waren in dieser Spinnerei nur zwei doppelte Kratzmaschinen und drei Spinnmaschinen, sowie 36 Arbeiter tätig. Wöchentlich wurden 400 ℔ Garn gesponnen, jährlich also 21000 ℔ Garn (1813 nur 9419 ℔ jährlich). Es waren in diesem Jahre 3 Mulspinnmaschinen[1]) mit je 192 Zähnen[2])[3]) dort vorhanden.

Als Folge der Kontinentalsperre entstand 1809 auch auf dem Gute Hanerau eine Baumwollspinnerei, wo der Besitzer des Gutes, namens Mannhardt, eine Reihe von Betrieben ins Leben rief (außerdem Weberei, Strumpfweberei, Färberei und Bleiche). 1810 wurden in der Spinnerei 20 Kinder (von welchen 12 Mädchen auf Kosten des Betriebes erzogen wurden) beschäftigt. Sie hatte drei Kratzmaschinen und drei Spinnmaschinen (eine Maschine spann täglich 6 ℔ Garn)[4]). Für diese fünf Betriebe waren fünf „eigentliche ziemlich geräumige Fabrikgebäude" vorhanden[5]).

1823 waren in der Spinnerei, in der eine Kratzmaschine und 6 Spinnmaschinen vorhanden waren, nur acht Menschen in Arbeit[6]). 1827 stand sie wegen der englischen Konkurrenz schon still. (Die englischen Waren sind „fast unbegreiflich wohlfeiler", hieß es)[7]). Man gab auf Hanerau daher das Maschinenspinnen auf und kehrte zu den Handrädern zurück. 1838 wird die Spinnerei auf Hanerau nicht mehr erwähnt.

d. Mützen- und Strumpfwebereien.

Zu den „unvollkommenen" Fabriken gehörte auch die Strumpfweberei, die schon früh eine komplizierte Werkzeugmaschine benutzte, die jedoch mit Menschenkraft betrieben werden mußte[8]).

---

1) 1784 in England erfunden.
2) Gudme, a. a. O., S. 226.
3) Thaarup, Kort. Vejl., S. 51.
4) R. A. Koph.: T. F. H. 1810.
5) Die Spinnerei ist hier besonders erwähnt, weil sie innerhalb des Gesamtbetriebes wahrscheinlich eine größere Rolle spielte und auch für den Verkauf produzierte.
6) Gudme, a. a. O., S. 226.
7) R. A. Koph.: T. F. H. 1827.
8) Sombart, a. a. O., S. 739.

Vorherrschend waren in Schleswig-Holstein auf diesem Gebiet noch Hausfleiß (auf Fehmarn und Sylt besonders) und Verlagssystem (von Altona aus).

Am größten war zunächst eine Strumpfweberei in Rendsburg, die 1791 sechs Strumpfwirkerstühle (einen für Halbseide, einen für Mützen, vier für Strümpfe) und 5 Gesellen, 1 Lehrling und 9 Tagelöhner (und 36 Spinner wahrscheinlich im Verlagssystem) hatte[1]. — Überflügelt wurde diese von der des Arbeitshauses zu St. Nicolai und St. Johannis in Flensburg[2], die den Unternehmern Wildhagen und Schreiner im Jahre 1797 übertragen worden war. Zehn Mützen- und Strumpfwirkerstühle waren dort. Zum Teil wird hier noch Verlagssystem damit verbunden gewesen sein, wie die Arbeiterzahlen vermuten lassen. 1797: 1 Meister, 8 Gesellen, 2 Lehrlinge, 2 Schuljungen, 46 Stricker, 44 Kratzer und Spinner, 3 Färber und Walker. Die Stadt Tondern plante 1783 eine Mützen- und Strumpfmanufaktur anzulegen[3]. 1811 waren in dieser der Stadt gehörigen Manufaktur 54 Personen tätig, und man hatte 10 Stühle in Gang. 1826 waren dort jedoch nur noch 1 Stuhl und 12 Arbeiter.

In Hanerau entstand (zusammen mit Baumwollspinnerei und -weberei) während der Kontinentalsperre eine Strumpfweberei, die 1826 acht Strumpfwirkerstühle hatte, die aber schon 1827 (wegen der englischen Konkurrenz) still stand. — In Kiel war 1845 eine „Strumpfwarenfabrik mit 20 Weibern".

3. Fabriken mit entwickelteren Kraftmaschinen.

Es handelt sich im folgenden um solche Fabriken, die gleich bei ihrer Entstehung eine Dampfmaschine in ihrem Betriebe einführten. Dampfmaschinen legten sich in dieser Zeit auch sehr viele andere Betriebe zu, aber diese waren, wie es bei den Ölmühlen schon gezeigt wurde, schon vorher Großbetriebe, als es noch keine Dampfmaschinen gab. In Betracht kommt hier in dieser Zeit nur die Korndampfmühle.

Der Kornmüllerei war es bisher nicht gelungen, aus dem Kleinbetrieb herauszukommen. Als nun um 1830 andere Produktionszweige die Dampfmaschine in ihren Großbetrieben einführten, entstanden in Altona Pläne, in der Kornmüllerei einen Großbetrieb mit

[1] R. A. Koph.: K. K. T. J. Sager 164, Nr. 126.
[2] P. B. 1797, H. 7, S. 211.
[3] St. A. Kiel: C. VI, 1, Nr. 418.

Dampfantrieb anzulegen. Dem standen aber zunächst noch die Zwangs- und Bannrechte der alten Mühlen entgegen. Zwar war man 1832 zu der Erkenntnis gekommen, daß die einzige Mühle, die „Diebteichsmühle" [1]) (in Erbpacht von Müller Beyerstedt), welche allein das Recht hatte, Weizenmehl herzustellen, den Bedarf der Stadt Altona an Weizenmehl nicht mehr decken konnte [2]). Hierzu kam noch, daß die Diebsteichsmühle oft wegen Mangels an Wasser stillstehen mußte. Um diesen Mangel zu beheben, waren der Müller Beyerstedt und auch andere auf den Gedanken gekommen, am Diebesteiche eine Dampfmühle anzulegen. Es wurden von ihm und von den anderen Gesuche um die Erlaubnis dazu an die Rentekammer gerichtet. Die Antwort darauf lautete, daß der Supplikant sich verpflichten solle, „eine Dampfmühle von 6 Gängen und einer Kraft von 36 Pferden zu bauen, jedenfalls von einer solchen Größe, daß sie dem Bedarf der Stadt Altona am Weitzenmehl ein Genüge leisten kann". Die Kosten der Einrichtung wurden auf 40—50000 Rbtlr. geschätzt. Man berechnete die Einkünfte der Mühle (nach Abzug der Zinsen jener Erbauungssumme sowie der jährlichen Administrationskosten) auf 5866 2/3 Rbtlr. jährlich. Dabei sollte das Mahlgeld sich „dem Steinkohlenpreis und dem Durchschnittspreis des Mahlgeldes auf anderen Dampfmühlen anpassen". „In Rücksicht der Güte des Mehls" sollten „die Dampfmühlen den besten Wassermühlen gleichstehen". Weiter heißt es aber an derselben Stelle [3]): „Begreiflicher Weise ist aber ihre Benutzung kostbar, und wird auf die Städte eingeschränkt bleiben, welche eine große Bevölkerung und keine oder wenig Wassermühlen haben . . . und über Altona hinaus wird sich daher die Anwendung der Dampfmühlen wohl im Holsteinischen nie oder doch noch lange nicht erstrecken". Aber aus dem Jahre 1837 wird mitgeteilt [4]), daß, als die Regierung das Privilegium zur Anlage einer Korndampfmühle verpachten wollte,

---

[1]) St. A. Kiel: A. XVIII, 3835.

[2]) Allerdings hatten die anderen vier Erbpachtsmühlen in und bei der Stadt auch alle Weizengänge; aber sie waren doch in erster Linie Roggenmühlen. Weizen durften sie nur mahlen, wenn der Diebsteichsmüller aus Mangel an Wasser oder aus anderen Gründen nicht mahlen konnte. Die Weizengänge waren daher in der Regel obrigkeitlich versiegelt und wurden nur dann, wenn der Diebsteichsmüller bei der Stadtkämmerei anzeigte, daß er nicht mahlen könne, von dieser entsiegelt (ebenda). Aber auch diese Bestimmungen genügten anscheinend nicht, um den steigenden Bedarf zu befriedigen, da sie ja schließlich nur in bestimmten Ausnahmefällen in Kraft traten.

[3]) N. S. M. 1835, S. 305.

[4]) Wichmann, a. a. O., S. 102 ff.

kein Angebot erfolgte, „obgleich die Forderung von 1000 Rbthlr. auf 10 Rbthlr." Rekognition ermäßigt wurde.

So kam es, daß erst 1844/45 in Altona eine Dampfmehlfabrik und zwar in Verbindung mit einer Schiffsbrotbäckerei (mit zusammen 70 Arbeitern und einer Produktion von 46 683 Säcken Mehl und 3 202 395 Pfund Schiffsbrot) zu finden war [1]). Schon früher hatte der schon erwähnte Landinspektor Tiedemann auf Johannisberg (kurz nach 1835) seine Korndampfmühle mit vierstöckigem Speicher, mit Dampfbäckerei, die acht Backöfen hatte, mit Brauerei und Stärkefabrik errichtet. „An dem Ort, wo früher die fünf alten holländischen Windmühlen ihre Flügel gedreht hatten, erhob sich nun ein Komplex moderner industrieller Etablissements" [2]). Außerdem waren 1844 in Elmshorn 2 Korndampfmühlen mit 4 Arbeitern und einer Produktion von 1044 Tonnen Grütze, 1350 Tonnen Mehl und 351 Tonnen Graupen vorhanden [3]).

II. Fabriken mit Apparaten.

1. Mit wichtiger Handarbeit in der Vor- und Schlußphase.

Die Fayance-Fabriken [4]).

Kurz nach der Mitte des 18. Jahrhunderts, der Gründerperiode, entstanden die schleswig-holsteinischen Fayance-Fabriken [5]): in Schleswig 1755; Eckernförde 1763, (von Kriseby dorthin verlegt); Kiel die zweite Fabrik 1759; die vierte Fabrik 1763 [6]); Rendsburg 1765; Stockels-

1) B. L. 1847, S. 174.

2) v. Tiedemann, a. a. O., S. 15.

3) B. L. 1846, Übersicht 1844/45.

4) Sombart teilt in der I. Auflage seines „Modernen Kapitalismus", Bd. I, S. 41, die „Fayancefabriken" den Manufakturen zu, weil hier Individual-Arbeit und gesellschaftliche Arbeit gleichbedeutend nebeneinander stehen. Die Individualarbeit des Formers und des Malers ist nun wirklich auch so ausschlaggebend für das Gedeihen dieser Fabriken, daß man versucht sein könnte, diese Arbeitsphasen als maßgebend für die Eingruppierung zu betrachten. Daß aber auch Sombart diese Zuteilung der „Fayancefabriken" nicht für ganz richtig hielt, zeigt sich in der Einteilung in der III.—V. Auflage, wo die Porzellanindustrie und die (Fayance-) Steingut-Industrie (II, 2, S. 794 f.) unter den „Gemischten Betrieben" aufgezählt sind. Nach dem hier angewandten Einteilungsprinzip müssen die Fayancefabriken bei den Apparatbetrieben angeführt werden, da der Brennprozeß den „zweckerfüllenden Vorgang" ausmacht.

5) Auf die schleswig-holsteinischen Fayancefabriken ist schon Brinckmann (a. a. O., 365 ff.) eingegangen, so daß eine nähere Behandlung sich erübrigt.

6) Über die Kieler Fayancefabriken ist neuerdings in der Zeitschrift „Nordelbingen" I, S. 44 ff., eine Arbeit von Dr. Hüseler-Hamburg erschienen, die viele

dorf[1]) 1771; Kellinghusen die erste 1765, die zweite 1791, die dritte 1797, die vierte 1808, die fünfte 1816[2])[3]).

Über die Arbeiterzahl und Produktionshöhe der einzelnen Betriebe möge zunächst folgende Übersicht folgen:[4])

Jahreszahl	Schleswig		Rendsburg		Eckernförde		Altona	Kiel
	Arb.	Produktionshöhe	Arb.	Produktionshöhe	Arb.	Produktionshöhe	Arb.	Arb.
1766					44			
1767					80			
1774	19 (oft + 6)	5000 Rtlr.	21		16	1—1200 Rtlr.		13
1775							9	
1782					1780 eingegangen		11	
1783	25	„	50					
1787							8	
1791			18				9	
1792	18	2666 Rtlr.						
1795	12			5—7000 Rtlr.			9	
1796							9	
1798							9	
1801	12							
1811	aufgehört		8					
1812/(13)			6—8	(1814) 3—4 Arb.			(27)	

In Schleswig waren (1774) 19 Personen und zuweilen noch 6 mehr tätig. Solche zeitweilige Erhöhung der Arbeiterzahl fand besonders in der Zeit des Lehmgrabens statt. Hier „ist allzeit ein ansehnliches Waren-Lager vorhanden", heißt es 1774.

neue interessante Einzelheiten feststellt, so u. a. daß es sich in Kiel um 4 Fayancefabriken handelt.

[1]) Die Fayance-Fabrik in Stockelsdorf bei Lübeck ist 1771 von Justizrat Lübbers angelegt worden. Vorher waren zwar schon kleinere Fayance-Werkstätten dort gewesen.

Gesuch zur Errichtung der Fabrik vom 2. November 1771, in (1771—72) Kommercedeputationens Journal, Bd. 144, Nr. 67, vgl. Z. Nordelbingen, Bd. 3, S. 278 ff. J. Warncke, die Stockelsdorfer Fayence-Manufaktur.

[2]) Über die Kellinghusener Betriebe ist bei Schröder a. a. O. näheres zu finden.

[3]) Das von Justus Brinckmann u. Schröder bearbeitete Material ist nur z. T. und das von Hüseler benutzte ist überhaupt nicht wieder durchgesehen worden.

[4]) Die Zahlen der Tabelle stammen zum größten Teil aus R. A. Koph.: K. K. T. J. Sager, 632. Div. Sager oder T. F. H.

In Rendsburg waren im selben Jahre 6 Werkstellen und 6 Drehscheiben, wovon 3 zum Drehen und 3 zum Formen gebraucht wurden. Von den 21 Arbeitern waren 8 Former, 3 Brenner, 2 Maler und 5 Erdeschläger oder „Kokenmacher"; eine Vermehrung der Arbeiterzahl wurde damals schon angekündigt. Es war dasselbe Jahr, in dem die Umwandlung der Rendsburger Fabrik in eine Steingutfabrik stattfand, weil die Verluste bei der Fayanceherstellung zu groß gewesen waren. Im ersten Jahr hatte der Apotheker Clar in der Fabrik nur Versuche angestellt, um das echte Porzellan herzustellen. Dies gelang aber nicht, und man begnügte sich mit Fayance, wovon 1772 bis März 1774 für 7400 Rtlr. gebrannt und verkauft wurde. Aber Erfolg hatte Clar in der Herstellung von Steingut nach englischem Muster (Wedgwood). Es wurde daher auch gesagt: Wenn der Absatz des Steinguts nicht fehlschlagen sollte, dann ist man „sehr geneigt, das Werk zu erweitern" [1]). Dies geschah denn auch später (1783: 50 Arbeiter).

1766 waren in der Eckernförder Fayancefabrik der Gebrüder Otto 44 Arbeiter. Die Abhängigkeit der Größe von den künstlerischen Mitarbeitern tritt hier klar zu Tage. In dem ebengenannten Jahre wurde der Entschluß zur Vergrößerung gefaßt; denn „jetzo hätten sie einen geschickten Meister gefunden, von dem sie alle mögliche Hoffnung" hätten. Es war das Jahr, in dem Buchwald und Leihamer ihre Tätigkeit in Eckernförde begannen [2]). Im nächsten Jahre fand eine Erweiterung des Betriebes um das Doppelte statt, und als diese beiden Hauptarbeiter (1768) nach dem Tode Ottes nach Kiel gingen, ging der Betrieb sofort stark zurück.

In Kiel entstanden nacheinander vier verschiedene Fayancefabriken, von denen die vierte Fabrik Staatsbetrieb war und unter der Leitung Tännichs, dem später Buchwald beigegeben wurde, stand. Diese Fabrik von den vier Betrieben Kiels dieser Art wird wohl die größte gewesen sein. 1774 wurde berichtet, daß sie früher 30 bis 40 Arbeiter gehabt habe und daß sie „vor einigen Jahren ganz aufgehört" habe [3]) [4]). Trotz des Verkaufs im Jahre 1766 an eine Aktiengesellschaft wird sie sich nicht haben halten können, welche Annahme

---

[1]) St. A. Kiel: A. II, 186.

[2]) R. A. Koph.: K. K. T. J. 139, Nr. 17.

[3]) Ebenda, K. K. T. J. 146, Nr. 206.

[4]) Wann die Fabrik 30—40 Arbeiter gehabt haben soll, ist nicht klar ersichtlich. In Nordelbingen I, S. 73, werden als höchste Arbeiterzahlen 1767: 13, 1768: 10, 1769: 12 angegeben.

durch den Übergang Buchwalds nach Stockelsdorf im Jahre 1771 bestätigt wird. 1775 fand dann auch ein nochmaliger Verkauf statt[1]), ohne daß dies eine vorteilhafte Wirkung hatte. – Die Übersiedlung Buchwalds nach Stockelsdorf brachte die dortige Fabrik zur Blüte. Die künstlerischen Leistungen Buchwalds erreichten hier ihren Höhepunkt in der Herstellung von Fayance-Öfen. Ob damit auch das Entstehen einer noch größeren Fabrik als in Eckernförde und Kiel verbunden war, konnte nicht festgestellt werden. Es scheint aber nicht so, denn 1786 waren dort außer dem Meister und dem Buchhalter nur zwei Brenner und acht „ordinaire" Arbeiter tätig. Jedoch waren dort anscheinend vier Öfen vorhanden[2]), womit die Fabrik hinsichtlich der Arbeitsmittel die anderen überflügelte, da überall nicht mehr als ein bis zwei Brennöfen waren. Um 1790, nach dem Tode des Justizrats Lübbers, ging dieser Betrieb ein[3]).

Die Kellinghusener Betriebe kamen erst am Anfang des 19. Jahrhunderts zu einer Bedeutung, als die anderen fast alle eingegangen oder Kleinbetriebe geworden waren. 1826 hatte die Fayance- und Ofenfabrik von H. J. Stemann 12 Arbeiter mit einer Produktionshöhe von 9150 Dtz. jährlich. Die Fayancefabrik von Thies Möller hatte im selben Jahre acht Arbeiter und produzierte 3900 Dtz. Fayancestücke jährlich. Aber im Laufe der Zeit sanken sie bald wieder zum Kleinbetrieb herab.

Das Umstellen der Fabriken zu Eckernförde auf Gebrauchsgegenstände, zu Rendsburg und Altona auf Steingut, zu Stockelsdorf auf Fayanceöfen hatte das völlige Eingehen oder das Zurücksinken in den Kleinbetrieb nicht verhindern können. Das Einfuhrverbot für Fayance wurde zwar erst 1803 aufgehoben. Jedoch hatte das Einschmuggeln fremder Fayancewaren am Ende des 18. Jahrhunderts sehr zugenommen, was neben den sonstigen ungünstigen Umständen den Verfall dieses Produktionszweiges beschleunigt haben wird. Das Schicksal der Fayancefabriken war um 1800 besiegelt. Selbst die Aufnahme Buchwalds in die Rendsburger Fabrik nach dem Eingehen des Stockelsdorfer Betriebes[4]) hat dort keine Vergrößerung zur Folge gehabt. Auch diese Fabrik sank immer mehr zum Kleinbetrieb herab.

---

[1]) Nordelbingen I, S. 48 ff.
[2]) Ebenda III, S. 309 und 319 ff.
[3]) Ebenda III, S. 305.
[4]) Nordelbingen III, S. 306.

Innerhalb des Betriebes war einem jeden Arbeiter, wie die verschiedenen Arten von Arbeitern (Maler, Dreher, Former, Brenner, Tagelöhner) zeigen, eine bestimmte Arbeit zugewiesen. Doch in kleineren Betrieben ließ sich eine solche strenge Arbeitsteilung nicht durchführen.

In Kellinghusen war 1826 ein Brenner auch Dreher, zwei Maler konnten auch formen. Aber auch in Rendsburg konnte 1778 (bei 25 Arbeitern) nur alle acht Tage ein Ofen voll gebrannt werden, so daß der Brenner noch eine andere Arbeit verrichten mußte.

2. Mit überwiegender Bedeutung des chemischen Prozesses im zweckerfüllenden Vorgang.

a. Die Ziegeleien.

Großbetriebliche Ziegeleien entstanden nur dann, wenn ein größeres Absatzgebiet für Ziegelsteine, und nur dort, wo genügende Rohstoffe vorhanden waren, um eine Produktion in größerem Maßstabe zu ermöglichen.

Diese beiden Umstände trafen zu bei den Ziegeleien an der Flensburger und der Apenrader Förde. Nähere Gründe für ihre Entstehung und Entwicklung sind oben (im dritten Kapitel) schon angegeben.

Schon 1699 waren an der Flensburger Förde sieben Ziegeleien vorhanden: „Diese Werke kommen aber nur wenigen zu Nutzen und dem publico das wenigste, die Steine werden meistens wieder nach Riga, Königsberg, Dantzig, Wißmar, Lübeck und anderen Ohrten versandt; und verbleibet der Abgang des Holtzes und der Feuerung dem Lande übrig"[1]). Um 1730 waren die Orte Ekensund und Nübel durch Anlegung einer Reihe Ziegelhöfe beieinander entstanden[2]). Dort waren um 1770 12 Ziegeleien[3]). 1779 befanden sich im Amte Flensburg 18 Ziegeleien[4]). „Im Umkreise von 2—3 Meilen" lagen 1787 an der Flensburger Förde 30 Ziegeleien. Nach einem Stillstand und Rückgang in den schwierigen Zeiten nach 1800 (1827 nur 24 Ziegeleien[5]), waren dort um die Mitte des 19. Jahrhunderts 40 Ziegeleien vorhanden[6]).

[1]) St. A. Kiel: C. XII, 1, Nr. 112.
[2]) P. B. 1787, S. 568.
[3]) Ebenda 1827, S. 738.
[4]) R. A. Kopb.: 659, Div. Sager.
[5]) P. B. 1827, S. 758.
[6]) v. Hedemann, Zeitschr. 48, S. 102.

Die tatsächliche Größe dieser Ziegeleien ist erst für die Zeit am Ende des 18. Jahrhunderts feststellbar. Im Jahre 1787 werden Durchschnittszahlen angegeben; es waren mehr als 20 Personen bei einem Ziegelofen beschäftigt; jeder Ofen faßte gewöhnlich 60000 Mauersteine und von Ostern bis Michaelis wurde 10—11 mal gebrannt[1]). Das sind etwa 600000 Mauersteine jährlich. Die erste genauere Liste über die Größenverhältnisse der Ekensunder Ziegeleien stammt aus den Jahren 1811/12 kurz vor der vollkommenen Stillegung infolge des Krieges und wird daher ein nicht ganz genaues Bild ergeben. Die Produktionshöhe ist darin nicht angegeben; die Arbeiterzahl betrug 1811/12 in 11 Ziegeleien in der Ekensunder Gegend[2]): 25, 13, 12, 12, 12, 10, 9, 9, 6, 6, 6. Im Jahre 1835 hatten sich die Betriebe schon stark vergrößert.

Von den Größenverhältnissen von 20 Betrieben geben folgende Zahlen eine Anschauung:

Arbeiterzahl 1835	Produktionshöhe in Tausend Mauersteinen bezw. Dachpfannen	Arbeiterzahl 1835	Produktionshöhe in Tausend Mauersteinen bezw. Dachpfannen
48	1052	18	460
40	1450	17	450
28	1000	16	670
30	900	16	550
28	950	15	520
25	930	16	480
23	1145	12	590
23	720	10	560
22	890	11	400
20	835	10	450

Die Betriebsvergrößerungen waren, wie oben schon gesagt, unter dem Einflusse von H. H. Dithmer, Rennberg, entstanden. 1811/12 war sein Betrieb der zweitgrößte; 1835 stand er aber an erster Stelle. Die herzoglich-gravensteinische Ziegelei zu Fisnis, die lange Zeit mit Defizit (1808: 702 Rtlr. Defizit) gearbeitet hatte, wurde 1829 an seinen Sohn Lorenz Dithmer verpachtet[3]). Unter ihm war sie 1835 an die zweite Stelle gerückt[4]).

[1]) P. B. 1787, S. 568.

[2]) R. A. Koph.: T. F. H.

[3]) St. A. Kiel: C. IV, Nr. 409.

[4]) Zu erwähnen ist hier noch eine Ziegelei vor dem Nordertor in Flensburg, die 1797 14 Arbeiter hatte; 1821—22 ist sie im Besitze von H. Jordt mit 10—17 Arbeitern

Die Ziegeleien an der Apenrader Förde und im Amte Apenrade erreichten nicht die Größe der an der Flensburger Förde gelegenen. Die 1699 angelegte[1]) Brunder Ziegelei (im Norderholz) hatte 1835 10—15 Arbeiter (3—400000 Mauersteine, 40—60000 Dachpfannen und 3—4000 Foustagen Kalk)[2]). Die noch ältere Jürgensgaarder Ziegelei vor Apenrade (lange im Besitze von Justizrat Dr. Koch) brachte es nicht weit über den Kleinbetrieb hinaus. (1835: 7 Personen, 500000 Mauersteine). Die Felsbecker Ziegelei (seit 1778) konnte nicht recht Fortschritte machen, weil die Jürgensgaarder Ziegelei mit dem Privilegium versehen war, daß in der Umgegend von zwei Meilen ihrer Ziegelei keine Mauersteine und Dachpfannen zu Schiff versandt werden dürften (in Felsbeck 1835: 10 Arbeiter und 250000 Mauersteine).

Die Ansiedlung von mitteldeutschen Kolonisten auf dem Hohner Moor gab nach der Mitte des 18. Jahrhunderts Anlaß zur Anlage von größeren Ziegeleien im Amte Gottorp. Es sollten 89 Häuser[3]) (für jeden Bau 8000 Steine) gebaut werden. (1761 wird von 161 Häusern gesprochen.) Dafür wurden von der Regierung drei Ziegeleien angelegt: eine zu Husby (hinter Schloß Gottorp); eine zu Engebrück; eine zu Hohnerholm. In Engebrück waren 1761 sechs Öfen, in Husby fünf und in Hohnerholm zwei Öfen. Eine kleinere war noch in Hohn angelegt worden. Es muß sich hier wirklich um beträchtliche Betriebe gehandelt haben. 1761 forderten „einige 30 Arbeiter" bei der neuen Ziegelei auf Hohnerholm „einen übertriebenen Tagelohn". Das war bei dem kleinsten von den drei Großbetrieben. Als 1762 Mangel an Arbeitern eintrat, verlangten die Ziegeleien im Hohner Moor je 10 Kolonisten zur Arbeit; aber die Betriebe gerieten ins Stocken, da die Ziegelarbeiter bald wegen Ausbleibens des Lohns alle weggingen. Als die Kolonisation der südschleswigschen Moore sich aber zerschlug, sanken die Ziegeleien zur Bedeutungslosigkeit herab. 1775 waren in Husby und Engebrück nur je 5—6 Arbeiter[4]).

---

und einer Produktionshöhe von 250000 Mauersteinen und 50000 Dachpfannen. Damit verbunden war eine Kalkbrennerei (800 To. Kalk). 1845: 20 Arbeiter, 350000 Mauersteine und 1600 To. Kalk. (R. A. Koph.: T. F. H.)

[1]) St. A. Kiel: C. II, 1, Nr. 127.

[2]) St. M. v. F. 1835.

[3]) St. A. Kiel: C. XIII, 1, Nr. 253.

[4]) R. A. Koph.: R. K. T. J. Sager 146. Nur die Husbyer Ziegelei erlangte später infolge der nahen Lage bei Schleswig einige Bedeutung (1835: 16—17 Arbeiter. 60000 Mauersteine). Inzwischen waren aber ebenfalls in der Nähe Schleswigs bei dem Haddebyer Gehölz zwei Ziegeleien, die 1826 Sara Clausen (10—12 Tagelöhner,

In Eiderstedt finden wir verhältnismäßig früh größere Ziegeleien, wozu die großen Massivbauten der Hauberge in dieser Gegend Anlaß gegeben haben werden. 1774 finden wir in Witzwort eine Ziegelei mit 10 Arbeitern (600000 Mauersteine) und eine kleine in Ording mit 2—3 Arbeitern (80—100000 Mauersteine)[1]. Vorübergehend tauchen an einzelnen Stellen größere Betriebe auf, so 1778 in St. Peter eine Ziegelei mit 10—12 Arbeitern (560000 Mauersteine); 1794 ist sie schon nicht mehr in Betrieb[2]. Ebenso ist es in Witzwort: 1801 befinden sich dort vier Ziegeleien mit 9, 8, 8, 6 Arbeitern (500, 320, 350, 250000 Mauersteine). 1826 sind dort sechs Ziegeleien, aber 1838 wieder nur noch drei mit 6, 7 und 2 Arbeitern und 245, 300 und 50000 Mauersteinen[3].

Die große Abhängigkeit von dem geeigneten Lehmvorrat macht sich hier bemerkbar. Nur in Oldenswort hielt sich ein Betrieb auf derselben Höhe; 1801 hatte er 10 Arbeiter (500000 Mauersteine), 1835 noch dieselbe Größe. 1813 wurde bei Tönning von dem unternehmenden Mecklenburger Fr. Lexow eine Ziegelei mit 5—6 Arbeitern (450000 Mauersteine) angelegt.

Am Anfang des 18. Jahrhunderts entstand an der Ober- und Untereider eine Reihe von kleinbetrieblichen Ziegeleien. 1834 hieß es, als eine der größten Ziegeleien, die von Aug. Kühl in Hüttendörpstedt, eine Konzession bekam: „Bei der Concurrenz so vieler, und da bei der örtlichen Lage der Ziegeleien, der Absatz nur zu Lande geschehen kann und sich größtentheils auf die nächstliegende Gegend beschränkt, ist der jährliche Gewinn des Hofbesitzers Kühl in Hüttendörpstedt aus der Ziegelei bei der jetzigen Conjunctur nicht bedeutend"[4]. Überall entstanden in dieser Zeit auf dem Lande, vor allem auf den Gütern, kleinere Ziegeleien. Auf einen größeren Absatz war daher nicht zu rechnen.

In Holstein hat es verhältnismäßig früh einen Großbetrieb gegeben. 1736 hatte Hans Michaelsen zu Glinde auf seinem Hofe zusammen mit zwei Hamburger Bürgern „eine Fabrique von Formen

---

1 Meister, 300000 Mauersteine) und Asmus Jochimsen (2—3 Arbeiter, 1 Ziegelmeister, 125000 Mauersteine) gehörten. 1835 besaß Sara Clausen beide (mit zusammen 24 Arbeitern, 600000 Mauersteine) (1838: je 1 Ziegelstreicher, 9—10 bezw. 7—8 Arbeiter, je 300000 Mauersteine). Bei der Haddebyer Kirche war 1833 noch eine größere hinzugekommen. (1835: 16 Arbeiter, 500000 Mauersteine.)

[1]) R. A. Koph.: K. K. T. J. 146.

[2]) Ebenda, K. K. T. J. Sager 151, Nr. 22.

[3]) St. A. Kiel: A. XXV, 566.

[4]) St. A. Kiel: B. III, 1, Nr. 315.

und Töpfen, deren die Zucker Becker sich bedienen"[1]), angelegt. 1748 machte diese „Fabrique" aber Konkurs, wobei sie in den Besitz des Zuckerbäckers Ladiges aus Altona kam. Er hat zuerst „auf seinem dortigen Bauhof eine Ziegel-Hütte angelegt". Seit dieser Zeit wurden dort Mauersteine hergestellt. Über die Größe war folgendes festzustellen[2]):

1769	30—40 Arbeiter.	1833	24 Arbeiter	(951000 Mauersteine).	
1770	20—30 „				
1774	12—20 „	1835/36	22 „	(1190000 „	)
1778	16 „				
1808	20 „	1838	18 „	(? „	)
1809	6 „				
1822	stillgelegen.	1845	14 „	(700000 „	)

In Holstein nahmen aber die Ziegeleien am Anfang des 19. Jahrhunderts gewaltig zu[3]). Zum größten Teil waren es aber Gutsziegeleien für den eigenen Bedarf der Güter, die fast immer Kleinbetriebe blieben. Aber auch die meisten selbstständigen Erwerbsbetriebe blieben Kleinbetriebe. Am größten waren die Ziegeleien in Dithmarschen um Barkenholm (1826: fünf Ziegeleien mit je 8 Arbeitern und je 240—350000 Mauersteinen). Als einziger Großbetrieb ist hier seit 1840 die Hinschenfelder Ziegelei in Süd-Holstein (15 Arbeiter) zu nennen[4]).

Die Größe der Betriebe hing mit dem im zweckerfüllenden Vorgang vorhandenen Arbeitsmittel, dem Ofen, zusammen. Von der Größe und der Anzahl der Öfen hing die Größe des Gesamtbetriebes ab. Wenn die Anzahl der Öfen und das Fassungsvermögen der einzelnen Öfen größer war, dann mußte auch die Anzahl der Arbeiter und der Arbeitsmittel in der vorbereitenden und der Schlußphase größer bezw. umfangreicher sein. In der bäuerlichen Eigenproduktion in Nordschleswig faßte der Ofen 5000 Steine[5]); eine der größten Gutsziegeleien auf Grünholz (Schwansen) faßte 21000 Mauersteine[6]); die meisten kleinbetrieblichen Ziegeleien werden einen Ofen für 10 bis 20000 Mauersteine gehabt haben.

Die Vergrößerung des Betriebes konnte entweder von einer Vergrößerung der Anzahl der Öfen oder von der Vergrößerung der Öfen selbst ausgehen.

---

[1]) St. A. Kiel: B. XI, 1, Nr. 519 und 523.
[2]) z. T. aus R. A. Koph.: T. F. H.
[3]) v. Hedemann, Z. 48, gibt für damals über 100 an.
[4]) V. L 1846, S. 111 ff.
[5]) G. Hanssen, Statistische Forschungen, Amt Hadersleben II, S. 55 f.
[6]) St. A. Kiel: C. XXI f.

Die Ziegeleien für das Kolonistengebiet auf dem Hohner Moore beschritten den ersten Weg. (1761 : 6, 5 und 2 Öfen.) Die sechs Öfen in Engebrück faßten je 29000 Mauersteine, die fünf in Husby je 41000 Mauersteine. In Glinde war 1778 ein erstes Brandhaus mit einem Ofen für 36000 große Mauersteine und ein zweites Brandhaus mit einem Ofen für 46000 große Mauersteine vorhanden [1]). 1835 waren dort drei Öfen [2]).

Den zweiten Weg schlug man an der Flensburger Förde ein. Die Öfen faßten 1787 gewöhnlich 60000 Mauersteine [3]); 1827 konnten in dem Rennberger Ziegelofen 75—80000 Mauersteine und 15000 Dachpfannen auf einmal gebrannt worden [4]). Die Hinschenfelder Ziegelei hatte einen Ofen, der 50—70000 Steine faßte.

Im allgemeinen wird wohl noch der altdeutsche Ziegelbrennofen in Gebrauch gewesen sein, in dem nur ein periodisches Brennen möglich war. Erst um 1840 wurde (durch Jordt in Flensburg eingeführt) das kontinuierliche Brennen durch den Kanalofen ermöglicht. Aber um die vorbereitende und die Schlußtätigkeiten zu beschleunigen, wurden immer wieder Verbesserungsvorschläge gemacht und auch durchgeführt.

In Dockenhuden war bis 1769 die Zubereitung des Lehms mit Pferden „betrieben" worden; d. h. er war wohl zerstampft worden; „der jetzige Verwalter hält aber die Bearbeitung des Lehms durch Ochsen für besser" [5]). Aber in Glinde, dem Großbetriebe, ging man zur Mechanisierung der Lehmzerkleinerung über. 1768 verpflichtete sich der Tischler Joh. B. Hannemann, den damaligen Besitzern B. und E. A. Thormay aus Hamburg auf dem Gehöft zu Glinde zwei „Werke" zu bauen in einer Zeit von ¾ Jahren. Zu liefern waren [6]):

1. Eine Maschine, die „den Thon, der zum Ziegelsteinmachen gebraucht wird, durch Hülfe von ein oder 2 Pferden, die die Maschinen durch ihren Zug drehen und in Bewegung setzen, so kurtz und klein verarbeitet, auch den Thon in der Maschine kehret und wendet, daß der Thon zum Ziegelsteinmachen tüchtig befunden wird, auch sich viel trockener verarbeiten muß, als wie derselbe bis hieher auf der Ziegelfabrique zum Glinde verarbeitet worden ist, und zwar so trocken als

1) St. A. Kiel: B. XI, 3, Nr. 1190.
2) St. M. v. F. 1835, S. 116.
3) P. B. 1787, S. 568.
4) Ebenda 1827, S. 758.
5) St. A. Kiel: B. XI, 1, Nr. 500.
6) Ebenda, Nr. 253.

die Töpfer-Erde, die die Töpfer auf den Glinde, zum Topfmachen verarbeiten. Ferner soll diese Maschine in Zeit von 12 Stunden alles, wenigstens 72 Fuhren-Erde verarbeiten, die zu Ziegelsteine-machen vollenkommen tüchtig befunden wird".

2. Eine Maschine, die den Ton, der in der ersten Maschine vorbereitet worden ist, „in Ziegel-Forms druckt" und die jede Minute wenigstens 50 „unmangelhafte Ziegelsteine aus ihre Forms liefern soll, die sogestalt seyn müßen, daß man sie gleich in der Trockscheune bringen kann, und ohne weitere Verarbeitung zum Brennen in die Ziegel Ofens gebracht werden können".

Der Vertrag wurde aber nicht erfüllt, obgleich der Tischler „sein Hab und Gut und auch noch das, was er später erwerben" würde, verpfändete. Das maschinelle Formen der Ziegeln gelang ihm nicht; er machte sich daher aus dem Staube. Wohl aber kam die Lehmzubereitungsmaschine zu Stande. 1770 wird die „Thon-Erde mit der neuen mechanischen Mühle bearbeitet". Die mechanische Steinpresse war im Hannöverschen früher als in Schleswig-Holstein vorhanden; die Hinschenfelder Ziegelei hatte 1846 unter den damit hergestellten billigeren Maschinensteinen zu leiden[1]).

In der Schlußphase hatte Dithmer Maschinen eingeführt, allerdings für eine Verbesserung des Produkts, die man bisher nicht für nötig gehalten hatte. Er bemühte sich, den Steinen und Dachziegeln genauere und schärfere Kanten zu geben[2]). „Zu diesem Zwecke hat er auch eine große Schleifmaschine angelegt, die mit Pferden getrieben wird, wo die Fliesen und Steine bis zum allergenausten zusammenpassen abgeschliffen werden können."

Auch bei den Kleinbetrieben war durch den Brennofen ein gewisser Grad von Arbeitsteilung vorhanden; doch mußte in ihnen ein Arbeiter oft mehrere Verrichtungen übernehmen. Erst der Großbetrieb konnte dem einzelnen Arbeiter ein immer mehr beschränktes Gebiet der Gesamtarbeit überlassen. In der Hinschenfelder Ziegelei unterschied man folgende Arbeiterarten: Gräber, Zubereiter, (Mühlenmeister), erster Abstecher (oder Schieber), Ziegelstreicher, Ziegelformer, Absetzer, zweiter Abstecher, Brenner und Tagelöhner, Kinder oder Frauen zum Füllen und Leeren der Öfen, Unterhaltung des Ofens usw. Zunächst kam es bei der Arbeit viel auf den Streicher an. „Es kommt auf die Streicher an, wieviel diese machten, weil der Schieber unmöglich mehrere

---

1) B. L. 1746, S. 111 ff.

2) P. B. 1827, S. 758.

Steine aufschieben konnte, als jene fertig machten", heißt es 1764 [1]). Vom Ziegelstreicher hing die Zahl der anderen Arbeiter ab. Zwei Streicher erforderten 10 ständige Arbeiter, drei Streicher 13 ständige Arbeiter [2]).

Dann aber wurde der Gang der Produktion vor allem durch den Ofen bestimmt, besonders wenn nur ein Ofen vorhanden war; denn das Brennen dauerte auf Rennberg 6—8 Tage, und der Ofen kühlte in 3 Tagen ab. Dadurch kam eine gewisse Unbeständigkeit in den Betrieb hinein, der durch Anlegung mehrerer Öfen wie in Glinde, Husby und Engebrück etwas ausgeglichen werden konnte [3]).

Die vollständige Unterbrechung der Produktionstätigkeit im Winter gab dem Ziegelbrennen bis in die neueste Zeit hinein den Charakter eines Saisongewerbes [4]).

Diese Unterbrechung war vor allem deshalb nötig, weil die schon geformten Steine den Frost nicht vertragen konnten, außerdem vollzog sich ein großer Teil der Tätigkeit mit Ausnahme des Brennens unter freiem Himmel oder in offenen Schuppen: „Große Werke können nicht unter Dach streichen, sondern es muß alles unter freiem Himmel geschehn, eben als in Flensburg und hier auf unsern Werken geschieht" (in Engebrück 1761).

Die technische Leitung lag meistens in der Hand eines Ziegelmeisters. Vor allem war dies der Fall dort, wo der Besitzer nicht das Ziegelbrennen verstand. Auch auf der Rennberger Ziegelei, wo Dithmer ursprünglich der Leiter gewesen war, wurde die Tätigkeit des Besitzers immer mehr eine kaufmännische und erfinderische [5]).

b. Kalkbrennereien.

Unter den Kalkbrennereien muß man drei verschiedene Arten unterscheiden:

1. die Muschelkalkbrennereien an der Westküste,
2. Kalkbrennereien in Verbindung mit Ziegeleien,
3. Kalkbrennereien mit Kalkstein oder Kalkerde als Rohstoff, die selbständige Erwerbswirtschaften waren.

Die unter 1. genannten blieben Kleinbetriebe, deren Größe im Laufe der Zeit noch abnahm. Als eine der größten kann man die

---

1) St. A. Kiel: B. XI, 1, Nr. 523.

2) P. B. 1787, S. 568.

3) Der Kanalofen überwand diese Schwierigkeit durch langsames Hindurchschieben der Ziegel auf einem Wagen durch einen kanalförmigen Ofen, der Ringofen (seit 1858) durch Umleitung der Feuerungsgase.

4) Vgl. Dr. Heinemann a. a. O.

5) P. B. 1827, S. 758.

Muschelkalkbrennerei in St. Margarethen nennen, die 1774 6 Arbeiter hatte und 1000 Tonnen Kalk produzierte [1]).

Die unter 2. genannten waren nur Nebenbetriebe der Ziegeleien und hatten nirgends große Bedeutung. Der Kalk wurde „bei derselben Ofenwärme zwischen den Steinen" gebrannt [2]).) Die Produktionshöhe betrug etwa 1—2000 Tonnen Kalk oder auch weniger (bei Jordt-Flensburg 1845: 1600 Tonnen Kalk).

Solche der unter 3. erwähnten befanden sich zunächst in Breitenburg, wo 1780 ein Kalkerdelager entdeckt wurde, und in Segeberg, wo seit alter Zeit der Kalkbruch als landesherrliches Regal ausgenutzt wurde. In Breitenburg entstand ein gräflich-ranzauischer Betrieb, der nur 1000 Tonnen jährlich an die Zuckersiedereien Hamburgs absetzte [3]).

Von Segeberg schickte man zunächst auf Grund eines Kontraktes von 1765/69, der bis 1785 Gültigkeit hatte, den rohen Kalkstein in einer Menge von 10000 Schiffspfund jährlich nach Hamburg [4]). Aber daneben wurde doch auch Kalk gebrannt; von

1764—74	durchschnittlich	jährlich	6500	Tonnen Kalk.
1775—93	„	„	5663	„ „
1816—21	„ [5])	„	4510	„ „
1822—27	„	„	4830	„ „
1834—39	„	„	5670	„ „

Die Anzahl der Arbeiter zum Ausbrechen der Kalksteine während des ganzen Jahres betrug 1774 24 (sogenannte „Kalk-Bricker"); im Frühjahr, Sommer und Herbst waren dort 30—40 sogenannte Schieber, die „den hinderlichen Schutt und Erde aus den Kalkbrüchen an die Seite schaffen und den rohen Kalkstein auf Schiebkarren an den Ort zusammenbringen müssen, wo der Kalk gebrannt wird". Der Hüttenmeister hält „Jahr aus Jahr ein wenigstens 6 Tagelöhner in der Kalkhütte, die ihm beym Klopfen und Sichten des gebrannten Kalks Dienste leisten". Nur mit diesen letztgenannten Arbeitern haben wir es hier zu tun, wenn wir von dem Betrieb der Kalkbrennerei sprechen. Trotzdem die Arbeiterzahl nicht viel größer war als bei anderen, zeichnete sich die Segeberger Kalkbrennerei doch vor den anderen periodischen Brennereien durch ihren beständigen Betrieb aus, wodurch eine viel größere Produktionshöhe erreicht wurde.

[1]) St. A. Kiel: B. II, 1, Nr. 165.
[2]) Gudme, a. a. O., S. 212 f.
[3]) P. B. 1789, H. 5, S. 129.
[4]) St. A. Kiel: B. VIII, 3, Nr. 320.
[5]) S. M. 1842, S. 162.

In Altona entstanden am Ende des 18. Jahrhunderts größere Kalkbrennereien P. J. Wittgref hatte dort 1792 eine solche mit einem Ofen, zwei Arbeitern, einem Küper und produzierte aus Rüdersdorfer Kalkstein 9908 Tonnen Kalk. 1796 waren dort ein großer und ein kleiner Ofen, ein Brenner, zwei Arbeiter und ein Küper; produziert wurden 8480 Tonnen, 1798 10670 Tonnen Kalk [1]). Ob diese große Produktionshöhe bei einer geringen Arbeiterzahl auf vervollkommnete Arbeitsmittel zurückzuführen ist, konnte nicht genau festgestellt werden. Außerdem waren in Altona noch zwei Kalkbrennereien (Caspar Hinr. Stuhlmann und Lawätz), deren Produktionshöhe trotz einer größeren Arbeiterzahl etwas geringer war. Bei Stuhlmann handelte es sich um eine kleinbetriebliche Organisation. Er arbeitete selbst mit und hatte 1792 bei einem Ofen 9 Arbeiter (4146 Tonnen Kalk), 1798 bei zwei Öfen 9 Arbeiter (6000½ Tonnen Kalk).

Hinsichtlich der Arbeitsorganisation und der Entwicklung der Arbeitsmittel sind wir am Besten über die Zustände in der Segeberger Kalkbrennerei unterrichtet. In diesem Staatsbetriebe wurde von der Regierung auf eine Verbesserung der Technik gehalten. 1799 schreibt die Rentekammer an den Segeberger Amtmann über die „Verbesserungsbedürftigkeit der Ökonomie des Kalkbruchs" [2]). Man hatte hier noch keine Öfen, sondern das sogenannte „Rußenbrennen" war hier noch in Anwendung, wozu jährlich 1000 Faden Holz gebraucht wurden. Beschrieben wird die Art des Brennens 1790 so [3]): „Sie bauen in der Runde einen Holzscheiterhaufen und belegen denselben mit Kalkfelsenstücken, brennen ihn nachher an und die Erfahrung hat ihnen gelehrt, wenn derselbe gut ist". Im Jahre 1800 wurde eine Kommission, bestehend aus Dr. R. Hansen, Prof. Baumester, Renteschreiber, („jetzt Kammerrat"), Dr. Meyer, eingesetzt, die untersuchen sollte, wie der Betrieb verbessert werden könne. Man kam zu dem Ergebnis, daß beim Arbeitslohn und bei der Feuerung gespart werden müsse. Das letztere sollte so geschehen, „daß die Wärme nach Bedarf geleitet werden kann" und der „Gips" sollte so rein wie möglich von Asche gehalten werden. „Das kann nur in geschlossenen Öfen gemacht werden", unter Anwendung der Rumfordschen Ideen und unter Verwendung von Torf als Heizmaterial. — Statt im Tagelohn sollte nun im Akkordlohn gearbeitet werden. Eine Mühle zum Zerkleinern des gebrannten Kalks sollte

---

[1]) Ein Ölgemälde der Wittgref'schen Kalkbrennerei hängt im Altonaer Museum.

[2]) Thaarup, Udf. Bejl. I, S. 313.

[3]) Geographisch-statistische Beschreibung des Herzogt. Holstein 1790, S. 108.

eingeführt werden [1]). — 1806 wurde der Ofen gebaut. Die Unterschiede zwischen den beiden Arten des Brennens zeigten sich bald. In einem Brennofen brannte man 1814 dieselbe Menge, die man früher in vier Rüßen brannte. Der Hauptvorteil lag in der Ersparnis an Holz, da 4000 Tonnen Kalksteine schneller in einem Ofen gar wurden als in vier Rüßen. 1770—89 brauchte man 29124 Faden Holz, durchschnittlich 970 Faden jährlich, 1808—1812: 1932 Faden, durchschnittlich 386 Faden jährlich.

Aber der Ofen brachte es mit sich, daß die Kalkbrennerei Saisongewerbe wurde. Das Ofenbrennen verlangte trockenes Material. Im feuchten Frühling und Frühsommer mußte der Betrieb daher aufhören. Erst im Juli war der Kalk wieder gut ausgetrocknet. Daraus ist auch zunächst die verminderte Produktion zu erklären: 1770—99 durchschnittlich 5068 Tonnen Kalk jährlich, 1808—12 durchschnittlich 3521 Tonnen Kalk jährlich.

Eine ständige Produktionserhöhung konnte erst eintreten, als (1822) ein zweiter Brennofen eingeführt wurde.

1822	4440	Tonnen Kalk,
1825	6090	„ „
1834	6195	„ „ .

Im Jahre 1835 wurde der Ofen vom Kontrolleur Sonne so verbessert, daß nun 28 Tonnen Kalkstein auf einmal gebrannt werden konnten (gegen 18 Tonnen früher), und zwar brachte er über dem Feuer eiserne Stangen an, worauf der Kalk gebrannt wurde [2]).

Die Mühle zum Zerkleinern des Kalks sollte die Zahl der Arbeiter, die beim „Baken" oder Zermalmen tätig waren, verringern.

Die Arbeiterzahl, im ganzen betrachtet, zeigt zunächst keine Abnahme:

1821	5—12	Arbeiter,	20—30	Handlanger [3]),
1826	5—12	„	22—30	„
1838	10—12	„	22—30	„ [4]).

Jedoch wird 1842 im S. M. (1842, S. 162) gesagt, daß früher 70 Menschen beim Kalkbruch tätig waren; aber nun würde dieselbe Arbeitsmenge durch 10 männliche und 5 weibliche Arbeiter getan. 1845 sind dort 2 Arbeiter und 14 Handlanger vorhanden, und die Produktion beträgt 8997 $^{10}/_{18}$ Tonnen Kalk. Die Produktionskosten

[1]) P. B. 1814, S. 217 ff.
[2]) S. M. 1842, S. 162.
[3]) R. A. Koph.: T. F. H.
[4]) St. A. Kiel: A. XXV, 566.

waren durch diese betriebsorganisatorischen Maßnahmen von 14 ß auf 4 ß (1822—38) und später auf 2 3/4 ß pro Tonne gesunken.

c. Zementfabriken.

Die Anfänge der Zementfabriken, die später mit zu den größten Betrieben Schleswig-Holsteins heranwuchsen, fallen noch in die Zeit vor 1845. Sie schlossen sich unmittelbar an die Kalkbrennereien an und waren oft nur Nebenbetriebe von ihnen. Zement besteht aus einer Mischung von Kalk mit eisenhaltigem Ton. Oft, aber nicht in Schleswig-Holstein, kommt diese Mischung so in der Natur vor; die Gewinnung des Zements in Schleswig-Holstein war daher nur durch eine künstliche Mischung der beiden genannten Rohprodukte möglich, die dann dem Brennprozeß unterworfen werden mußten. Die Abfälle der Kalkbrennerei (Mehlkalk) konnten dazu benutzt werden [1]). Die frühere enge Verbindung der Zementherstellung mit den Kalkbrennereien ist so verständlich. Solche Zementfabriken entstanden an der Ostküste. In Kiel: 1845 Möller, 12 Arbeiter, 3000 To. Kalk und 900 To. Zement. In Rendsburg: 1845 Barios, 1 Meister, 4 Tagelöhner, 5 andere Personen, die auch bei der Zementfabrik beschäftigt waren, 880 Tonnen Kalk, 316 Tonnen Zement [2]). In Flensburg war mit der Jordtschen Kalkbrennerei und Ziegelei eine Zementfabrik verbunden. Dann aber kamen an der Südwestküste Schleswig-Holsteins in den Gegenden (um Itzehoe), wo größere Kreidelager vorhanden waren, Zementfabriken auf.

In Blankenese ging 1833 eine Zementfabrik (Krätzemann) ein; in Moorege hatte 1845 eine 2 Arbeiter und 20 Tagelöhner (2290 To. Zement) [3]).

Die Blankeneser Zementfabrik (bei Wittenbergen), die 1833 zum öffentlichen Verkauf angeboten wurde, hatte an Arbeitsmitteln: einen Brennofen, eine komplette Stoßmühle mit 2 Drucksteinen, eine Mühle zum Mahlen des Zements und eine große Kiste mit verschiedenen Sieben [4]) [5]).

d. Salzsaline.

„Mit Vergnügen habe ich dieses weitläufige Werk besehen", konnte 1790 der Verfasser der geographischen-statistischen Beschreibung

[1]) St. A. Kiel: A. XVIII, 822.

[2]) R. A. Koph.: T. F. H. 1845.

[3]) Ebenda, 1833.

[4]) St. A. Kiel: B. XI, 3, Nr. 1188.

[5]) Die Anfänge der Zementfabriken sind auch in der Dissertation von A. Fröbe, Entstehung und Entwicklung der Zementindustrie Schleswig-Holsteins (Göttingen, 1923) dargestellt.

des Herzogtums Holstein[1]) von der Oldesloer Saline sagen. Die Entwicklung der Saline zum Großbetrieb hatte erst 1750 begonnen, als von Vieregg, herzoglich-mecklenburgischer Hofmeister, die alleinige Leitung der Saline übernahm. Früher war nur zur Wahrung der Interessen der Salzparticipanten eine Oberaufsicht vorhanden gewesen; dabei blieben aber mehrere (drei) Kleinbetriebe, die von den Salzparticipanten verpachtet wurden, nebeneinander bestehen[2]). Auch nach 1750 blieben die Siedepfannen noch in verschiedenen Häusern.

Vieregg brach zunächst mit der alten Herstellungsweise, die nur im Sieden der Sole bestand[3]). Er legte Gradirhäuser an, um durch Verdunstung des Wassers bei dem Überleiten über „schichtweis gelegene Gesträuche" vor dem Sieden eine konzentriertere Lösung zu bekommen. (1 ℔ Sole erhielt dadurch eine Konzentration von 9 bis 10 Lot Salz, während vorher 2 ℔ nur 1½ Lot Salz enthielten.) — Aber v. Vieregg setzte sein Vermögen dabei zu; 1770 erwarb der braunschweigische Salinen-Inspektor Schrader beim öffentlichen Verkauf die Saline. Doch sein Geldmangel zwang ihn, die Saline an den Grafen v. Dernath (1776) abzugeben. — Unter Vieregg waren Gradierhäuser in einer Länge von 465 Fuß gebaut worden; unter Schrader erreichten sie 1774 eine Länge von 1000 Fuß und unter Dernath von 2300 Fuß. 1784 waren fünf Gradierhäuser vorhanden. Thaarup nennt 1812 15 Gradierhäuser mit einer Länge von 3136 Fuß.

Vieregg hatte 2 kleine Siedepfannen und 4 Brunnen[4]). Unter Schrader waren dort (1774) 3 Pfannen und 2 Brunnen[5]), unter Dernath 5 große Siedepfannen, 3 Brunnen und 3 Siedehäuser.

Um die Sole auf die Gradierhäuser hinaufzuheben, wurden Pumpen angelegt. 1774 wurde dafür ein Rad von 30 Fuß „teils durch eine Windmühle und Roßkunste in Bewegung gesetzt". 1784 waren, um die Pumpen in Bewegung zu setzen, 2 Windmühlen, 2 Wasserkunsträder, 1 Gestängewerk vorhanden. Aus den unter den Gradierhäusern befindlichen Sammelbecken (großen Kummen), die 1833 5—6000 ℔ Sole enthalten konnten, wurde die konzentrierte Sole in die Pfannen geleitet, wo sie 24 Stunden gesiedet wurde.

---

[1]) a. a. O., S. 111.
[2]) v. Hedemann; Z, 48, S. 82 ff.
[3]) Thaarup, Udf. Bejl., 1. Teil.
[4]) P. B. 1813, S. 673.
[5]) St. A. Kiel: A. II, 186.

Erst als die Saline 1797 Staatsbetrieb geworden war, wurden die Siedepfannen unter den kgl. Administratoren Dr. Eimke und Lorenzen in einem Hause vereinigt[1]). 1835 waren im Siedehause 4 Pfannen; es waren 6 Brunnen vorhanden. Weitere Verbesserungen geschahen durch Anbringung eines Qualmfangs über den Pfannen zur besseren Austrocknung des Salzes. Den Gradierhäusern wurde das Dach abgenommen, wodurch die Sole 1—2 Grad an Gewicht gewann.

Über die Arbeiterzahlen und die Produktionshöhe sei das Folgende mitgeteilt:

	Arbeiter	(davon Sieder)	Handlanger	Produktionshöhe
1774	13—14	(4)	—	4900 To. Salz
1778	8	(6)	—	—
1784	17	(10)	15	10000 „ „
1811	30	—	16—20	10000 „ „
1813	32	—	16—20	12000 „ „
1820	18	—	14—50	8—10000 „ „
1826	24	—	14—40	8000 „ „
1838	22	—	4—30	—
1845	30	—	10	7360 „ „

Die Zusammensetzung der Arbeiterschaft war 1774: 4 Sieder, 4 Schmiede, 1 Zimmermann, der zugleich Windmüller war und einen Gehilfen hatte; zum Gradieren und anderer Arbeit waren 5—6 Mann tätig; zum Torfstechen und dessen Transport wurden 50—60 Männer und Frauen gebraucht. Wie weit in den später angegebenen Zahlen auch Torfarbeiter, die also nicht als eigentliche Arbeiter des Betriebes angesehen werden können, enthalten sind, ist nicht klar ersichtlich. Vielleicht wird die als „Arbeiter" bezeichnete Zahl die Betriebsarbeiter darstellen; (1784: 1 Werkmeister, 2 Schmiede, 3 Gradierer, 10 Sieder, 1 Böttger und 15 andere).

Als am Anfang des 19. Jahrhunderts das Raffinieren des Steinsalzes aufkam, entstand eine Reihe von kleineren Betrieben in den Städten. Am bedeutendsten war die in Friedrichstadt von Suhrs Ww. (1845: 7 Arbeiter und 4 Handlanger, 7500 To. Salz).

e. Zuckersiedereien.

Am frühesten waren Zuckersiedereien in Altona vorhanden (1739)[2]); kurz nach 1760 entstanden sie in Friedrichstadt, Flensburg und Husum[3]). Nach 1780 wurden Zuckersiedereien in Apenrade, in

[1]) P. B. 1813, S. 673.
[2]) St. A. Kiel: A. XVIII, 2286.
[3]) Ebenda, A. XXV, 19b.

Altona (4) und in Neustadt mit Privilegien versehen. Als Maßstab für die Größe können die Angaben von Büsch gelten in „Über die Hamburger Zucker-Fabriken und den vergeblichen Wetteifer der Nordischen Staaten mit denselben". Danach (S. 18) waren unter den 217 „Raffinadören" in Hamburg „vielleicht nur 10, die mit 12 Mann arbeiten. Für die übrigen kann man im Durchschnitt, den Herrn mitgerechnet, 5 Menschen rechnen" [1]).

Die westindisch-guineische Handels-Compagnie hatte bis 1754 ein ausschließliches Privilegium, in Kopenhagen Zuckersiedereien anzulegen und mit dem Zucker in den kgl. Landen zu handeln [2]) (ausgenommen war Altona). Erst nach dieser Zeit war daher überhaupt ihr Entstehen in anderen Städten als Altona möglich. Aber auch in Altona wurde die Anlage von Zuckersiedereien von der westindischen Compagnie erschwert, weil sie ihre Zuckerladungen meistens in Hamburg löschte und nur wenig nach Altona brachte. Es wurde daher 1750 erwogen, ob es den Kaufleuten Altonas nicht empfohlen werden solle, in Hamburg Zuckersiedereien anzulegen [3]).

Am größten war der Betrieb von Koopmann und Comp. in Altona (1775: 2 Pfannen, 6 Gesellen, 2 Lehrlinge, 1—2 Tagelöhner, 1 Küfer: 3—400 000 ℔ Zucker). 1795 befand sich diese Zuckersiederei im Besitze von Kaufmann Limprecht und hatte 3 Pfannen, 1 Meister und 6 Arbeiter und produzierte 500 000 ℔ Zucker.

In Husum bekam vorübergehend der Betrieb des Ratsverwandten Woldsen einen noch größeren Umfang; 1787 waren dort 7 Arbeiter tätig. An Arbeitsmitteln waren drei Kessel (zwei Koch- und ein Klärkessel) und fünf Pfannen vorhanden. Der Betrieb scheint bald wieder zum Kleinbetrieb herabgesunken zu sein; denn 1795 hatte er wieder dieselbe Produktionshöhe wie 1774, als der Betrieb noch Kleinbetrieb war (175 000 ℔ Zucker).

In Flensburg [4]) erreichten die Betriebe zunächst auch nicht die Größe der Altonaer. Von den 1779 vorhandenen 6 Zuckersiedereien (mit zusammen 9 Pfannen, 3 Meistern, 14 Gesellen und 4 Tagelöhnern) war die von Christiansen (1783) mit drei Pfannen, einem Meistergesellen, zwei Gesellen, Handlangern und „Jungens je nach den Umständen" die größte. Sie produzierte ebensoviel wie die anderen fünf zusammen, nämlich für 50 000 Rtlr.; die zweite zu St. Jürgen mit

---

[1]) Auch zitiert von Sombart II, 2, S. 742.

[2]) Gudme, a. a. O., S. 229.

[3]) St. A. Kiel: A. XVIII, 3840.

[4]) R. A. Koph.: K. K. T. J. Sager, 151, Nr. 501.

zwei Pfannen und einer Produktionshöhe von 26 000 Rtlr. wurde von einer „westindischen Kaufmanns-Interessenschaft" betrieben.

Die Kontinentalsperre brachte eine Vergrößerung der Anzahl der Betriebe, aber auch eine Vergrößerung der Betriebe selbst. Allerdings war dieses Aufblühen mit einer Einschränkung der Betriebe in Altona verbunden, eine Folge der strengen Zollbestimmungen, welche die Ausfuhr von Zucker nach dem Süden sperrten[1]).

Schon 1808 klagten die Altonaer Betriebe über Mangel an Rohzucker. Der Kaufmann Stoppel, der 1810 sein Warenmagazin in eine Zuckersiederei verwandelt hatte und dort 20 Menschen bei vier Pfannen beschäftigte, mußte aber „unter dem Druck der Zeit und wegen gehemmtem Handels" seinen Betrieb einstellen[2]). Aber die Verordnungen in der Zeit der Kontinentalsperre veranlaßten „ihn zu der Speculation in Holstein, im Flecken Elmshorn, eine solche Fabrik zu etabliren". Er hatte dort 1811 (Stoppel und von Dudelzen) einen Betrieb mit 8 Arbeitern und 2 Tagelöhnern. Die anderen neuen Zuckersiedereien in Kiel[3]), Ütersen, Elmshorn, Schleswig, Glückstadt, Hadersleben, Itzehoe, Sonderburg[4]), Apenrade, Eckernförde waren Kleinbetriebe und gingen z. T. nach Friedensschluß wieder ein. Am bedeutendsten von diesen neuen war die Glückstädter Zuckersiederei von Hönert mit (1811) 6, 8—10 Arbeitern und einer Produktion von 155 000 ℔ Zucker. Aber schon 1813 hatte sie nur 5 Arbeiter und produzierte 36—40 000 ℔.

In Flensburg wurde diese Zeit zu Betriebsvergrößerungen benutzt (1811: Christiansen 5 Arbeiter, 200000 ℔, Schmidt 5 Arbeiter, 140000 ℔, Christiansen jun., 3—4 Arbeiter, 220000 ℔). Die Betriebe in Flensburg waren bis 1845 in ständigem Wachsen. 1845 waren dort Betriebe mit 17, 10, 8, 7, 6, 6 Arbeitern und einer Produktionshöhe von 724 000, 80 000, 45 000, 520 000, 338 000, 242 000 ℔ Zucker.

Von den Siedereien, die sich nach Aufhebung der Kontinentalsperre noch hielten, hatten die in Itzehoe und Schleswig sich zu Groß-

---

[1]) Nach dem Süden nämlich ging ein großer Teil des Altonaischen Zuckers. So hatte Koopmann u. a. 1775 Absatz nach Deutschland, Sachsen und Böhmen.

[2]) P. B. 1813, S. 542.

[3]) Bll. 1799, H. 4, S. 195. Schon 1799 führte Kaufmann Schulz „ein ansehnliches Gebäude" für eine Zuckersiederei auf. Diese hatte 1801 11 Arbeiter, 1810 7 Arbeiter (und 294 000 Pfd.). Aber 1812 ist sie eingegangen. Gemeint ist hier die von Kuncke: 4 Arbeiter und 140 000 Pfd.

[4]) Schon 1800 errichtet. (Bel. 1800, H. 4, Chr., S. 102.)

betrieben entwickelt. Das Werk in Itzehoe war 1845 sogar das größte Schleswig-Holsteins. (Besitzer Charles de Voß, 24 Arbeiter, 897000 ℔ Zucker.) In Schleswig hatte Tycho Tofft 12—16 Arbeiter, einen Fabrikmeister und eine Produktionshöhe von 790000 ℔.

Auch in Kiel, wo seit 1841 wieder zwei Betriebe waren, hatten sich die Betriebe vergrößert. Jaspersen beschäftigte 11 Arbeiter und Petersen u. Madsen 7 Arbeiter. — Seit 1840 waren in Glückstadt wieder drei Siedereien, die schnell heranwuchsen (Phillips Söhne: 1845 8 Arbeiter und 500000 ℔ und H. C. Hoyer: 3 Arbeiter und 358166 ℔ [1]).

Einen interessanten und kühnen Versuch machten 1838 Joh. Paag u. Comp. in Rendsburg mit der Anlegung einer Runkelrübenzuckerfabrik. Erst 1801 war auf dem Gute Kunern in Niederschlesien die erste Fabrik dieser Art angelegt [2]), und in Frankreich betrieb man seit 1811 in großem Umfange solche Fabriken [3]); aber diese waren z. T. wieder eingegangen. Erst von 1836 ab rechnet man den regelmäßigen Betrieb der Runkelrübenzuckerfabriken und von da ab auch ihre moderne großartige Entwicklung [4]). Fast voreilig erscheint in dem damals noch technisch wenig entwickelten Schleswig-Holstein diese Anlage. Leider ist nichts über die Arbeitsmittel angegeben. Nur die Arbeiterzahl ist mitgeteilt [5]): 1 Fabrikmeister, 1 Siedemeister, 22 Fabrikarbeiter, 4 erwachsene Knaben, 1 Aufseher, 2 Tagelöhner, 25 Frauen zum Reinigen der Rüben, 8—10 Tagelöhner zum Empfange derselben. Produktionshöhe 1838: nur 41500 ℔ Zucker.

Schnell fand dieser Versuch ein Ende; schon 1839 kehrte man zur alten Arbeitsweise zurück. (8 Arbeiter und 82700 ℔ Zucker.) Altona aber erholte sich nicht wieder; 1845 war dort nur noch eine Siederei mit 3 Arbeitern [6]).

---

1) F. A. III, S. 191.

2) Ebenda.

3) Buch der Erfindungen, IV, S. 508.

4) Wichelhaus, Hdw. d. Stw., Artikel „Chemische Industrie“.

5) St. A. Kiel: A. XXV, 566.

6) Die moderne Entwicklung scheint in Schleswig-Holstein um 1850 ihren Anfang genommen zu haben. Der Jahresbericht des Kieler Handels- und Industrie-Vereins für 1854 sagt darüber: „Die großartige, neuangelegte Dampffabrik in Itzehoe und die in Entstehung befindliche in Glückstadt erschweren den hiesigen Etablissements die Concurrenz“.

f. Cichorienfabriken.

Die Cichorienherstellung kam erst um 1800 auf. Sehr schnell wuchsen die Betriebe, die sich ihrer annahmen, zum Großbetrieb heran. Im Jahre 1800 wurde in Altona der erste Betrieb angelegt[1]). 1808 waren dort drei Betriebe: H. N. Knaufft (auch Besitzer einer Baumwollspinnerei) 2 Männer, 3 Kinder, 12000 ℔; Nic. Knaufft 3 Männer, 5 Kinder, 16000 ℔; Fr. Knaufft 9 Männer, 18 Burschen, 150000 ℔[2]).

In Glückstadt war um 1808 eine Reihe von kleinbetrieblichen Kaffeesurrogatherstellern tätig[3]). (1814: 26 Betriebe.) Als es sich aber zeigte, daß die Bevölkerung doch den überseeischen Kaffee vorzog, gingen die Betriebe wieder ein (1833: nur noch 4 Betriebe).

Die größeren von diesen Betrieben wurden nun um 1820 auf Cichorien umgestellt, nach dem Vorbild eines Itzehoer Betriebes, der gerade in dieser Zeit große Erfolge mit der Cichorienherstellung hatte.

Aber die Rohstoffbeschaffung (Cichorienwurzel) war schwierig, da die Landwirtschaft trotz der für sie so schwierigen Lage in dieser Zeit nur langsam der Anregung der Fabriken, Cichorienwurzeln anzubauen, Folge leistete[4]). Daher mußten die Unternehmer meistens selbst den Anbau übernehmen. Dies konnten aber nur die, welche über größeres Kapital verfügten. Daher sind es auch in Glückstadt nur die größeren Kaffeesurrogathersteller, die zur Cichorienherstellung übergingen. Einer der größten, Bielenberg, stellte mit 6 Arbeitern 1821 2000 ℔ Wurzelkaffee her, gleichzeitig aber mit 5 Arbeitern und 5 Taglöhnern 24000 ℔ Cichorie. 1822 stellte er nur Cichorie her (5 Arbeiter und 3 Tagelöhner 30000 ℔ Cichorie).

Daneben wuchsen aber doch ganz neue Betriebe schnell zum Großbetrieb heran:

Stellfeldt u. Comp.:	1820	3	Arbeiter	30000 ℔	Cichorie.
	1822	18	„	100000 „	„
Heitmüller u. Comp.:	1820	20	„	120000 „	„
	1822	18	„	100000 „	„

auf dem Felde zur Erntezeit außerdem noch 10—30 Mann mehr.

---

1) Thaarup, Kort. Vejl., S. 104.

2) R. A. Koph.: T. F. H.

3) St. A. Kiel: A. XVIII, 3409.

4) Angebaut wurden Cichorienwurzeln 1805, nach Sudme, a. a. O., S. 123, in Großflottbek bei Altona: 6 To. Land, wovon 1000 Ztr. Wurzeln geerntet wurden; etwas angebaut auf Rundhof u. Ostergaarde. 1833 schon an verschiedensten Stellen.

Löhmann:	1826	9	Arb.,	8	Knaben,	11	Tagl.,	320000	℔	Cichorie.
	1830	7	„	20	„	—	„	400000	„	„
	1833	7	„	22	„	11	„	590000	„	„

Die Tagelöhner nur 4 Monate lang in der Erntezeit.

In Itzehoe aber war man bahnbrechend auf diesem Gebiete. Nachdem die von J. Kroymann dort angelegte Cichorienfabrik vor 1820 an Ottens und Wulff verkauft war [1]), ging sie zum Großbetrieb über. Auch sie mußten die Wurzeln selbst anbauen. In der Umgegend von Itzehoe wurden 50000 □-Ruthen gepachtetes Land damit angebaut. Dabei waren im Sommer „120 Leute beim Graben, Riolen und Jäten, im Herbst 70 Leute bei der Aufnahme und Einernterung" beschäftigt. (25000 To. Cichorienwurzeln wurden 1835 geerntet.) In der Fabrik selbst aber waren:

1820	2	Arbeiter,	8	Taglöhner,	60000	℔	Cichorie.
1826	20	„	3	„	390000	„	„
1830	25	„	—	„	—	„	„
1835	45	„	60	„	600000	„	„

Die Tagelöhner zum Trocknen der rohen Wurzeln [2]), 3 Monate lang.

1838	18	Arbeiter.
1845	25	„

Nach 1830 entstanden auch in Ütersen, Husum, Tondern, Flensburg, Schleswig, Kiel, Schulau einige Cichorienfabriken, die jedoch nicht die Größe der Itzehoer erreichten. Am größten von diesen waren die in Ütersen (1833 Kruse, 4 Arbeiter und 13 Tagelöhner, 140000 ℔) und die in Kiel (1833 Klemm, 4 Arbeiter und 10 Knaben, 200000 ℔).

An Arbeitsmitteln waren um 1830 in Itzehoe bei Ottens und Wulff 8 Darren zum Trocknen der Wurzeln (1835 waren es 10 große gewölbte Darren, wobei die vorhin genannten 60 Leute 3 Monate lang beschäftigt wurden) vorhanden; außerdem eine Maschine mit 8 Messern zum Zerschneiden der Wurzeln; zwei sehr große Brenner zum Brennen der gedörrten Wurzeln; eine große Roßmühle von 3 oder 4 Pferden gezogen zum Mahlen der Cichorie [3]).

g. „Ahmdamfabriquen".

Die Betriebe zur Stärkemehlherstellung, welche im 18. Jahrhundert „Ahmdamfabriquen" genannt wurden, darf man eigentlich nicht als Fabriken bezeichnen. Der Produktionshöhe nach am größten

[1]) St. M. v. F., 1835, S. 147.

[2]) Ebenda, die übrigen Zahlen sind aus R. A. Koph.: T. F. H.

[3]) St. A. Kiel: B. III, 1, Nr. 305.

war die „Fabrique" in Glückstadt (Göttsche, 1774 2 Arbeiter, 600000—800000 ℔ Amidam). 1778 war sie aber schon eingegangen, da Göttsche bei dem Versuch, Amidam nach Genua zu schicken, große Verluste erlitten hatte. In Altona arbeiteten selbst in den größten Betrieben die Besitzer selbst mit. (Pump, 1795, 13 Küben, 2 Sauerbacken, 25 Formen, 2 Darren. Arbeiter: „Er und 3 Knechte"; 80—100000 ℔)[1]). Nach 1800 ragt in Glückstadt ein Betrieb mit 10—12 Arbeitern (über die Produktionshöhe ist nichts bekannt) hervor, daneben in Kiel ein Betrieb mit 6 Arbeitern und einer Produktion von 200000 ℔ Amidam. Im Jahre 1831 wurde in Steinbeck der erste Betrieb, der Stärkemehl aus Kartoffeln herstellte, angelegt. Es wurde aber daneben Weizen verarbeitet (200 Säcke Kartoffeln und 2—3 Last Weizen); aber von einer erfolgreichen Entwicklung erfahren wir nichts[2]).

---

[1]) Nur in Schleswig ragt 1783 eine „Ahmdamfabrique" hervor mit 6—8 Arbeitern; doch 1784 wieder nur 3 Arbeiter.

[2]) In der Siegellack-, Berlinerblauherstellung, in der Thranbrennerei und in der Leimsiederei lagen die Verhältnisse ähnlich. Großbetriebe entstanden in keinem dieser Produktionszweige. Von den beiden Siegellackfabriken in Kellinghusen wurde (nach 1838) gesagt, daß sie freilich „kein wesentliches Interesse für den Ort" hätten; „es kann für denselben doch auch nie nachtheilig, wohl aber noch vortheilhaft werden" (St. A. Kiel: B. III, 1, Nr. 312). Von der Berlinerblau-„Fabrique" Abraham Schuhmachers in Friedrichstadt wird 1766 berichtet, daß seine „Fabrique" nicht „von besserer Verfassung als der übrigen ihre" sei und daß „keine besonderen Einrichtungen gemacht" seien. Von diesen übrigen Betrieben wird berichtet: „maßen ein jeder mit den Seinigen, ohne Beyhülfe anderer oder fremder Leute, so viel Berliner Blau mache, als er zu bestreiten und abzusetzen im Stande sey" (R. A. Koph.: K. K. T. J. 139, Nr. 1651). Thranbrennereien, die in Glückstadt und Flensburg im Anschluß an die Grönland-Fahrten zum Fang von Walfischen entstanden waren, besaßen als Arbeitsmittel Thranpfannen, die „ohngefehr in Kerlshöhe über der Erden und unter freyem Himmel, und daher Dünste und Gestank unmittelbar um sich her verbreitend, aufgestellt" waren. Es lohnte sich hierfür nicht größere Gebäude zu errichten, da nur einige Wochen im Jahr kurz nach Ankunft des Schiffes mit dem Walfisch Thran gebrannt wurde. Zum eigentlichen Thranbrennen wurde nur eine geringe Anzahl von Arbeitern gebraucht (St. A. Kiel: A. II, 494 u. A. II, 316). Nach 1800 entstanden im Anschluß an die Heringspöckelei (s. dort) in Brunsbüttel zwei größere Thranbrennereien. — Im Anschluß an diese Thranbrennereien entstanden Leimsiedereien zu Altona, Ovelgönne und Neumühlen, die sehr streng zunftmäßig organisiert waren. Die Zunftmitglieder verstanden es mit allen Mitteln durchzusetzen, daß alle Versuche, Großbetriebe dieser Art zu gründen, fehlschlugen (St. A. Kiel: B. IX, 3, Nr. 1184 und B. XI, 1, Nr. 507). Die Leimsiedereien, die nach 1800 die Abfälle der Lederherstellung verwerteten, blieben zunächst Kleinbetriebe.

h. Seifenfabriken.

Eine große Bedeutung erlangten auch die Seifenfabriken nicht. Am Anfang des 18. Jahrhunderts gehörte die von Major v. Eder angelegte zu den größten ihrer Art. An Arbeitsmitteln waren 1724 dort vorhanden: 3 kupferne Kessel, 5 große hölzerne Küben, 2 große Kellen und 1 Mörser; die Fabrik war „fähig, 400 Centner Seife zu verfertigen"[1]). Allerdings wird von den „geringen bey dieser Fabrique arbeitenden Leuten und Bedienten" gesprochen. Kleiner war zunächst auch noch die 1759 von Kaufmann Holst in Flensburg angelegte Seifensiederei, die 1760 „1 Kessel für 300 Vierteln Seife" hatte. Nur in Altona treffen wir am Ende des 18. Jahrhunderts größere Betriebe an:

1775 Gerrit Govers u. Comp., 3—4 Gesellen, 1500 To. grüne Seife.
1783 „ „ „ „ 3500 „ „ „
1783 Jacob Linnich u. Sohn, 4 Gesellen, 11—1200 To. grüne Seife.
1795 „ „ „ „ (1 Kessel), 7 Arb., 3800 „ „ „
1795 Beets u. Willinck, 1 großer Kessel, 6-7 Arb., 4000 To. grüne Seife.

Nach 1800 werden die Betriebe in Altona noch größer.

1808 Beets u. Willinck . . . . 5000 To. grüne Seife.
1808 J. Kähler, 18 Arbeiter und 12 Tagelöhner.

In Flensburg hatten sich die Betriebe, welche von Kaufleuten (oft in Verbindung mit einer Ölmühle) angelegt waren, auch vergrößert, ohne jedoch die Größe der Altonaer Betriebe zu erreichen. (Holst: 1 Meister, 4 Arbeiter. 1822 1500 To., 1826 2150 To., 1845 3707 To. grüne Seife. R. Friedrichsen: 1845 1 Arbeiter, 4—5 Tagelöhner, 1050 To. Seife.)

i. Branntwein- und Essigbrennerei[2]).

Erst als nach 1830 die Branntweinbrennerei aus Kartoffeln anfing, finden wir für damalige Verhältnisse größere Branntweinbrennereien. Die vielen Betriebe Flensburgs, die für den Export nach Norwegen produzierten, blieben anscheinend vorläufig Kleinbetriebe. Kiel hatte 1845: Mordhorst 5 Arbeiter und 833 Oxhoft Branntwein.
Wittrodt 8 „ „ 400 „ „ und 1400 To. Bier.

Jedoch wird das Branntweinbrennen seit dieser Zeit immer mehr zum Nebenbetrieb von großen landwirtschaftlichen Gütern. (So auf

[1]) St. A. Kiel: A. XXII, 342.

[2]) Über die Bierbrauereien, die hier und da in anderem Zusammenhang genannt sind, konnten nähere Größenangaben nicht gemacht werden.

den Gütern Löhrstorf, Holtenklinken, Großnordsee. Am größten war der Betrieb wohl auf Großnordsee, wo 450 Oxhoft Branntwein aus ca. 9000 To. Kartoffeln und 700 To. Korn hergestellt wurden[1]).

In der Essigbrennerei hebt sich der Betrieb von Stoppel in Altona (1813 in Verbindung mit einer Zuckersiederei und Branntweinbrennerei) hervor. Jährlich produzierte er 3000 Oxhoft Essig, von dem „fast alles ohne Aufenthalt" ins Ausland ging[2]). Schon 1835 fanden moderne Erfindungen in Neumünster in der Essigbrennerei von Hinselmann Eingang. Er produzierte in seiner Dampfbrennerei mit Hilfe des „rheinländischen Apparats"[3]) „Essig nach Art der Schnellfabrikation".

Aber eine kräftigere Entwicklung fand in diesen Produktionszweigen erst nach 1845 statt.

i. Bleiweißfabrik.

Kaufmann Limprecht legte im Jahre 1812 eine Bleiweißfabrik in Altona an. Sie gehörte „nicht zu den unbedeutenden Anlagen", und Limprecht hatte „ansehnliche Kosten aufgewandt", „um ihr die möglichste Vollkommenheit zu geben". Er hoffte 30 Arbeiter beschäftigen zu können[4]); aber 1835 sind dort nur 15, 1844 19, 1845 8 Arbeiter tätig[5]). Beschrieben wird der Betrieb etwa folgendermaßen: Die Fabrik enthält sechs sogenannte Stocks; zwei dieser Stocks können je 6000 und die übrigen vier je 4000 Töpfe fassen, und in jedem dieser Töpfe werden zur Zeit 2 ℔ Blei oxidiert. Der Prozeß dauert vier Wochen; 122—150000 ℔ Blei ergeben das doppelte Quantum Bleiweiß (250—300000 ℔). Nebenprodukte sind Bleizucker, Glasur-Asche und Mennigfarbe, die von dem Niederschmelzen des oxidierten Bleis in Gerberlohe durch Bieressig dargestellt werden.

Im Jahre 1835 war die Fabrik im Besitze des Handlungshauses H. F. Lawätz und Koch[6]). Über die tatsächliche Produktionshöhe ist nur bekannt, daß sie am Anfang jährlich 150000 ℔ Bleiweiß herstellte[7]).

---

1) St. A. Kiel: A. XXV, 735 und St. M. v. F. 1835, S. 168.
2) P. B. 1813, S. 542.
3) St. M. v. F. 1835, S. 187.
4) St. A. Kiel: A. XVIII, 3833.
5) B. L. 1847, S. 124.
6) St. M. v. F., 1835, S. 18.
7) Was sonst noch in dieser Zeit chemisch im engeren Sinne hergestellt wurde, geschah in kleinbetrieblichen Laboratorien oder beim Apotheker. In Altona hatten 1818 C. A. Uffhausen Ww. und Syller einen Betrieb, in dem Mineral,

k. Lederfabriken.

Im allgemeinen herrschte bis 1845 in der Lederherstellung der Kleinbetrieb vor (als Hauptbetrieb von Gerbern oder als Nebenbetrieb von Schustern, Sattlern, oder sie war Eigenproduktion der Bauern). Ausnahmen kamen in der Zeit vor 1800 nur in Flensburg, Altona und Wandsbek vor. In Flensburg und Wandsbek waren es von Anfang an fabrikmäßige Betriebe, während es sich in Altona um eine langsame Vergrößerung der Betriebe handelte.

In Flensburg gründete 1774 der Kaufmann Helmer Liebe eine Fabrik für feine Leder nach englischer Art. Im Jahre 1777 wird seine Fabrik als „eine der besten und größten im ganzen Lande" bezeichnet. Aber 1785 starb Liebe. Nachdem die Fabrik mehrere Jahre von seiner Witwe betrieben worden war und schließlich still gestanden hatte, übernahm sie 1794 der Kaufmann Göttig [1]). Schon ein Jahr vor Liebes Tod fand eine Betriebsverkleinerung statt, wie es hieß „wegen Mangel an Fellen". Nachher, unter Göttig, verkleinerte sich der Betrieb immer mehr.

Über die Betriebsgröße lassen sich folgende Zahlen nachweisen:

					Verarbeitet wurde an:	
				Gerbekummen	Kuhleder	Kalbleder
1776		14—16	Arbeiter		2000 St.	4000 St.
1778	1 Meister	9	"			
1783	1 "	22	"	16		
1784	1 "	8	"			
1792	1 "	8	"			
1797	1 "	6	"	18		
1812	1 "	8	"	18	1065 St.	1400 St.
1826	1 "	6	"			
1830	1 "	4	"			

Säuren, chemische Präparate, Kampfer hergestellt und Salpeter raffiniert wurden (mit 3 Arbeitern 5—6000 Pfund verschiedene Fabrikate). Stoltzenberg und Uffhausen und ebenso Lehmann stellten Scheidewasser, Vitriolöl, Salzsäuren, Salpeter, Kampfer und chemische Präparate her. (Der erstere Betrieb dieser beiden hatte 1808 4 Arbeiter und stellte her: 4500 Pfund Scheidewasser, 1500 Pfund Vitriolöl, 1000 Pfund Säure, 1000 Pfund flüchtigen Kampfer; der letztere hatte 2—3 Arbeiter und stellte 4—5000 Pfund verschiedener Fabrikate her.) — 1835 stellten die Gebrüder Sauerland, von denen der eine selbst Chemiker war, alle möglichen Farben her, und gegen Bestellung übernahmen sie die Anfertigung von Säuren, Nelkenöl und allen chemischen Erzeugnissen. 1844 waren in Altona 2 Betriebe für chemische Präparate und Farben mit zusammen 17 Arbeitern. (B. L. 1847, S. 174 und R. A. Koph.: T. F. H.)

[1]) St. A. Kiel: A. II, 314.

In Altona war schon 1752 von Schöps und Köster aus Hamburg (mit dem dahinterstehenden Juden Oppenheimer?) versucht worden, einen Großbetrieb zu errichten. Erwähnt wurde, daß die Zünfte Abwehrmaßregeln dagegen ergriffen. Geplant war, in dieser „Rauchleder- und Corduanfabrique“ 60—80 Menschen zu beschäftigen. Aber sehr umfangreich scheint der Betrieb nicht geworden zu sein; 1756 wird von Köster und Schöps berichtet: „wenn dieselben Geld haben, bearbeiten dieselben Bockfelle zu Rauchschwartz und blank corduan, auch sonsten allerhand Sortenfellen zu Überrauch Sohlleder“ [1]).

Am Ende des 18. Jahrhunderts war es der Weißgerber Le Beau, der 1798 mit 23 Arbeitern und 10 Gruben der Arbeiterzahl nach die anderen überflügelte.

Bei den Lohgerbern kann man nach der Grubenzahl größere Betriebe feststellen, ebenso auch eine allmähliche Vergrößerung der Betriebe, während die Weißgerber im Laufe der Zeit verschwanden oder ihren Betrieb stark verkleinerten.

Die Betriebsgrößen der Lohgerber:

1775	Arbeiter	6	8	3	4	2	3	3	2	
	Gruben	24	20	13	11	10	6	6	8	
Anzahl der verarbeiteten Felle:		3300	2300	1400	1310	1800	1100	581	2690	Stück.

Gesamtanzahl der Lohgerberbetriebe 24.

1791	Arbeiter	6	9	6	6	2	3	2
	Gruben	26	24	24	24	16	6	3
Anzahl der verarbeiteten Felle:		Nicht angegeben.						

Gesamtanzahl der Lohgerberbetriebe 17.

1795	Arbeiter	12	5	7	8	4	2	
	Gruben	38	24	20	16	16	16	
Anzahl der verarbeiteten Felle:		6150	3900	4350	2700	2200	2450	Stück.

1796	Arbeiter	11	7	5	9	2	5	4	
	Gruben	57	26	24	18	16	12	12	
Anzahl der verarbeiteten Felle:		4032	4300	3550	3100	—	2900	—	Stück.

Gesamtanzahl der Lohgerberbetriebe 20.

Daß die kleineren Betriebe eine größere Anzahl von Fellen aufweisen, liegt daran, daß sie mehr Kalb- und Schaffelle verarbeiteten,

[1]) St. A. Kiel: A. XVIII, 3830.

während die größeren Betriebe die mehr Arbeit erfordernden Kuh-, Ochsen- und Roßhäute verarbeiteten. In der Krisenzeit nach 1800 fand eine Verringerung der Arbeiterzahl statt.

1808	Arbeiter	8	6—7	5	5	4	3	3	3	2
	Gruben	Nicht angegeben.								
	Felle Stück:	3699	3500	2200	805	2700	2310	1730	650	2100

Im ganzen waren 1808 13 Lohgerber in Altona vorhanden.

Wie weit nun einzelne der größeren Betriebe als Fabriken zu bezeichnen sind, ist schwer zu sagen, da alle sonstigen Angaben fehlen. Im Jahre 1813 war der größte Lohgerber A. Wahl, dessen Waren den niederländischen auf den Messen nicht nachstanden und der jährlich 3000 Ochsenhäute und 4—5000 Kalbfälle verarbeitete.

Inzwischen waren aber durch Spezialisierung auf bestimmte Lederarten größere Betriebe entstanden, wie es schon vorher in Wandsbek geschehen war.

Im Jahre 1808 hatte Nicolay Smith Wolff in Altona eine Roßleder- und Kalblederfabrik für Stiefelschäfte und Fahlleder. (10 Arbeiter, 4132 Paar Roßschäfte, 3000 Paar kalblederne Schäfte und 1000 Stück Stulpenfelle.) 1813 hatte S. N. T. H. Schmidt eine Zeug- und Glanzlederfabrik mit 12 Arbeitern [1]).

Die damals in Schleswig-Holstein vorhandene größte Lederfabrik von Lucas Lütkens (später u. Sohn) in Wandsbek war ebenfalls auf Spezialisierung aufgebaut, hier auf Sohlleder.

Über die Betriebsgröße:

1797	38	Arbeiter	12700 Felle,
1810	25	„	1500 Stück Sohlleder,
			1300 „ Kuh-, Roß- und Brandsohlleder,
1813	13	„	—
1826	35	„	4000 Felle,
1830	45	„	5000 „
1836	35	„	4500 Stück Sohlleder,
1838	45	„	5000 „ „ .

Verbunden mit der Vergrößerung der Betriebe war die Anwendung der Wasser- und Windkraft zum Treiben der Walkmaschinen, Pumpen, Druck- und Treibmaschinen.

Im allgemeinen fanden nach 1810 Betriebsvergrößerungen statt. So entstanden im Vergleich zu den früheren Zeiten größere Betriebe mit etwa 6—9 Arbeitern in Elmshorn, Schleswig, Kiel, Glückstadt,

---

1) P. B. 1813, S. 549.

Segeberg, Oldesloe, Eckernförde und Christiansfeld. Großbetriebe nach dem Maßstabe der Betriebe in Altona und Wandsbek waren nur in Elmshorn und Schleswig [1]).

In Elmshorn: 1836 13 Arbeiter, 7100 Felle, Issaac Sußmann.

In Schleswig: Wiegreen und Frürjähn:

1838	13 Arbeiter,		
1845	30	"	4025 große Felle,
			9293 kleine Felle.

III. Manufakturen.

1. Einzelmanufakturen mit reiner Handarbeit.

a. Buchdruckereien.

Im 15. und 16. Jahrhundert hatten die Buchdrucker ihr Gewerbe im Herumziehen mit ihrer Offizin ausgeübt. Auch als sie im 17. und 18. Jahrhundert in fast allen größeren Städten Schleswig-Holsteins seßhaft wurden, blieben sie Handwerker. Eine Buchdruckerpresse wird das gewöhnliche Arbeitsmittel gewesen sein [2]). Am größten aber waren die Buchdruckereien am Ende des 18. Jahrhunderts in Altona. (Hier auch mit mehr als einer Presse: 8 Buchdrucker mit 28 Pressen im Jahre 1799.)

Die Schaffung eines Großbetriebes auf diesem Gebiet war der Taubstummenanstalt in Schleswig vorbehalten. Die Veranlassung zur Errichtung einer Druckerei gab die schleswig-holsteinische Bibelgesellschaft, die die Stereotypplatten von der Britischen Bibelgesellschaft geschenkt bekommen hatte. Die Platten (u. 2000 Rtlr.) wurden der Anstalt mit der Verpflichtung überlassen, eine Druckerei zu errichten. Der Vorsteher der Anstalt trug 4% der Errichtungskosten. (1818: 2 Pressen; 1819: 4 Pressen und durch Druck bewegliche Lettern.) Doch die Vergrößerung ging vom Administrator aus; er verband mit der Druckerei auf seine Privatrechnung eine Verlagsbuchhandlung, um die Arbeiter in der Setzerei nicht müßig zu lassen. Der Administrator bekam für die Leitung 20% der Netto-Einnahmen. Feste Arbeit

[1]) In Neumünster, wo später so bedeutende Großbetriebe auf diesem Gebiete entstehen sollten, waren 1811 nur 20 kleine Lohgerber, die keine Gesellen hatten und die zum Teil Schuster waren, welche „in der Zwischenzeit der Schuster Profession“ Leder machten. Mehr als 15—50 Kuhhäute und 50 Kalbfelle wurden von keinem verarbeitet. (R. A. Koph.: T. F. H.)

[2]) Niemann, Miscellaneen, S. 172. (Heinr. Luckander 1759—1793 in Hadersleben hatte einen Betrieb „von mittelmäßiger Beschaffenheit und bloß eine Presse“ [ebd.]).

hatte die Druckerei durch die Arbeiten für die schleswig-holsteinische Regierung, durch den Druck des „Staatsbürgerlichen Magazins", der „Schleswig-Holsteinischen Blätter", außer dem Druck der Bibeln und Gesangbücher. (N. S. M. 1839, S. 348.) Es waren dort 1820 fünf Pressen und 17 Arbeiter (davon 6 Zöglinge des Instituts). Hergestellt wurden 7400 Bibeln und 1000 Neue Testamente „außer den Arbeiten mit beweglichen Lettern". Die Kosten der Einrichtung betrugen 14400 Rtlr. Für die Druckerei mußte ein benachbartes Haus angekauft werden[1]). Über die Betriebsgröße:

1822 1 Faktor, 15 Gesellen, 12 Lehrlinge, 1 Handlanger, 1 Arbeitsmann, 8 taubstumme Zöglinge, zusammen 38 Personen. Produktionshöhe: 7912 Bibeln, 3035 Neue Testamente, 632 Bogen literarische Werke.
Umsatz: 46700 Rtlr., Gewinn 1207 Rtlr. 44 1/5 ß[2]).

1826 32 Personen. Überschuß 2329 Rtlr. 10 ß[3]).

1842 31 Personen, 3 taubstumme Setzer, 4 Drucker.

b. Tapetenmanufakturen und andere Papier weiterverarbeitende Betriebe.

So sehr auch die Altonaer Behörden 1734 wünschten, daß eine Tapetenmanufaktur angelegt werden möchte[4]), entstanden größere Betriebe dieser Art doch nicht in dieser Stadt. In Hamburg waren „sehr viele ansehnliche" Betriebe dieser Art. Mit diesen konnten die Altonaer nicht konkurrieren[5]).

Über die Größe der Stockelsdorfer „Tapeten- und Spielkartenfabrik", die 1781 in den schleswig-holsteinischen Anzeigen (s. o.) ihre Waren anbot, war nichts Näheres zu erfahren. 1810 waren dort keine Arbeiter mehr beschäftigt.

Die Spielkartenmanufaktur in Itzehoe (Kronmann) hatte 1838 10 Arbeiter und fabrizierte 400 Groß Karten. 1845 waren es 10 bis 12 Arbeiter. In diesem Jahre wird das Unternehmen als „Tapetenfabrik" bezeichnet.

Papierfärbereien (z. T. wohl auch Betriebe der Tapetenherstellung) entstanden in Flensburg, Rendsburg und Altona.

---

1) P. B. 1820, S. 83.
2) S. M. 1823, S. 718.
3) Ebenda, 1826, S. 723.
4) St. A. Kiel: A. XVIII, 3885.
5) P. B. 1787, S. 70 ff.

Der Buntpapiermanufaktur von E. F. Liweh in Flensburg war es 1830 „bei mäßiger Arbeit möglich", 20—30 Arbeiter zu beschäftigen [1]).

In Rendsburg wurde die Papierfärberei von H. Holler, Rektor Pahl und Rheindorff (der letztere wurde Inspektor der Manufaktur) gegründet. Ursprünglich war eine Aktiengesellschaft Besitzer, aber später wurde die „Aktienform aufgegeben" [2]).

Beschäftigt waren dort:

1838	1 Werkmeister	20 Arbeiter,	
1844	—	40 feste Arb.,	gefärbt wurden 3000 Ries Papier,
1845	—	30—35 „ „	„ „ 2800 „ „

In Altona war 1845 eine Papierfärberei mit 14 Arbeitern und einer Produktion von 1000 Ries [3]).

c. Kattundruckereien.

Die Kattundruckerei gehörte, so lange das Drucken noch mit Platten vor sich ging, zu den Manufakturen [4]).

Sehr früh, vielleicht schon am Anfang des 18. Jahrhunderts, sind die Kattundruckereien in Altona entstanden. Doch wird Näheres über sie erst 1775 bekannt. In Wandsbek entstand die erste Druckerei 1762 und in Husum in den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts.

Über die Betriebsgröße der Altonaer Kattundruckereien lassen sich folgende Zahlen beibringen [5]):

Jahreszahl	Zimmer u. Ahnsorge Arbeiter	Turritin u. Sohn Arbeiter	Lazarus Samson Popert Arbeiter	E. E. v. Maak Arbeiter	Isaac Jacob Arbeiter	Joh. v. d. Geest Arbeiter
1775		50	60—80	30	72	40—50
1776	200	50 (3000)	80 (4000)	103 (2500)	80 (9000)	63 (10000)
1782			180		14	88
1791			24+24			114
1795			68 (4-5000)			68 (9000)
1796			54 (4-5000)			72 (10-11000)
1797			70 (3000)			86 (14000)
1798			42 (2500)			58 (8000)

(Die Zahlen in den Klammern bedeuten die Anzahl der gedruckten Kattune.)

[1]) Ein Betrieb zur Herstellung der dabei benötigten Farben aus vegatabilischen Stoffen war im Entstehen.

[2]) St. A. Kiel: A. XXV, 735.

[3]) B. L. 1847, S. 174.

[4]) Sombart, a. a. O. II, 2, S. 762.

[5]) R. A. Koph.: 632, Div. Sager.

Die Betriebe druckten z. T. für Hamburger Kaufleute (d. h. im Lohnwerk), z. T. auf eigene Rechnung. Das letztere tat eigentlich nur Popert; er kaufte selbst die bengalischen Kattune und bedruckte sie im eigenen Betriebe. Einen Teil der Verarbeitung, vielleicht die Appretur, ließ er außerhalb seines Betriebes (wahrscheinlich im Verlagssystem) verrichten; denn 1791 hatte er 24 Arbeiter in der Manufaktur und 24 außerhalb des Betriebes.

Daß Joh. v. d. Geest bei geringerer Arbeiterzahl eine so viel größere Produktion hatte, wird z. T. daran gelegen haben, daß er nur für Hamburger Kaufleute arbeitete, die regelmäßig ihre Aufträge schickten.

1781 waren aber schon drei Betriebe eingegangen. Es wird berichtet, daß die Gebrüder Ahnsorge nach Kassel zogen[1]). — In Poperts Betrieb fing man mit der Mechanisierung der vorbereitenden Tätigkeit an. 1791 wurde das Klopfen durch eine Stampf- oder Klopfmühle verrichtet. 1782 hatte der Betrieb noch 100 Klopfer. Die starke Verminderung der Arbeiterzahl in ihm darf wohl darauf zurückzuführen sein. 1797 wurde die Mühle oder die Maschine zum Klopfen, Mangeln und Glätten gebraucht.

In Wandsbek waren anfangs drei, später fünf, dann wieder drei derartige Betriebe vorhanden. Der erste, 1762 von Pichels aus Hamburg gegründet, wurde 1773 „die weitläuftige und vortrefflich eingerichtete Cattun-Fabrique" genannt[2]). Es sind leider keine genauen Zahlen vorhanden; man muß daher aus einigen überlieferten allgemeinen Bemerkungen von Augenzeugen Schlüsse auf die Größe ziehen. So heißt es z. B. 1790: „Die Kattunfabrik ist ein weitläufiges, aus vielen schönen Häusern bestehendes Werk, wovon viele Leute die Lebensmittel ziehen".

Nur in den Berichten aus der Kriegszeit werden Vergleiche mit der Zeit vor 1797 angestellt, wodurch ein ungefährer Anhaltspunkt gegeben ist. Danach überstiegen sie die Größe der Altonaer Betriebe; sie standen bis zur Besetzung Hamburgs durch die Franzosen und bis zur Kontinentalsperre in voller Blüte[3]), worauf jedoch starke Betriebseinschränkungen stattfanden. Wann die einzelnen Betriebe angelegt worden sind, war nirgends ersichtlich; nur von dem Betrieb van Lengerke wissen wir, daß er 1781 errichtet worden ist.

---

1) P. B., 1781, S. 70ff.

2) Nachrichten von der Geschichte und Verfassung des adligen Guts Wandsbeck 1773.

3) P. B., 1813, S. 414.

Die Betriebsgröße der einzelnen Manufakturen in Wandsbek läßt sich aus folgenden Zahlen ersehen:

Jahreszahl	v. Lengerke Arbeiter	Moojer Arbeiter	Fürstenau Arbeiter
1781	2—250		
1797	252 (24604)	230 (20000)	260 (30000)
1810	114 (16074)	70 (8000)	65 (6000)
1826	215 (19500)	96 (4350)	nicht mehr erwähnt
1827	294	77	
1830	353 (36000)	45—50	
1835	2—300		
1836	270 (40470)		
1838	258 (30914)		

(Die Zahlen in den Klammern geben die Anzahl der verarbeiteten Kattune an).

Um 1799 errichtete J. Fr. Fürstenau auf seinem Gute Wulksfelde eine Kattunmanufaktur[1]); 1809 hatte sie aber seit 3 Jahren keine Arbeiter mehr. Früher wurden dort 30—36 Drucker, 30—36 Streicher (Jungens und Mädchen) und 24 Tagelöhner beschäftigt. Es wurden dort für Hamburger Kaufleute 8—10000 Stück Kattune gedruckt. Eine Klopfmaschine wurde durch Pferdekraft getrieben. Ein Teil der Appretur wurde außerhalb des Betriebes verrichtet. In der Kornmühle befanden sich eine Kattunmangel und Stampfe.

Der Betrieb van Lengerkes wurde 1813 etwa so beschrieben[2]): Lengerke versteht die Kunst, mit Kupferplatten zu drucken. Die Platten werden in der Fabrik hergestellt (poliert und gestochen); ebenso werden die Walzen und eisernen Zapfen in der Fabrik abgedreht und völlig fertig gemacht. Seine Produktion ist ebenso gut wie der Patentdruck der Engländer und seine Beize ebenfalls. Bengal Points und englisch Blau (früher aus England importiert) werden hier gemacht. — Ein Zimmer von 120 Fuß Länge, 30 Fuß Breite und 10 Fuß Höhe wird zum Kattuntrocknen durch Dampfheizung geheizt. Der Dampf wird durch einen Kanal hin und her geleitet und heizt das Zimmer so stark, daß nasser Kattun in 1/4 Stunde darin trocknen kann. Plattendruck und Walzendruck bestanden so noch nebeneinander. 1835 waren drei Druckmaschinen mit gravierten kupfernen Walzen vorhanden. Mit der ersten konnte einfarbig, mit der zweiten zweifarbig, mit der dritten dreifarbig gedruckt werden. Daneben gab es aber dort noch 80 bis

[1]) Linvald, S. 351.

[2]) P. B., 1813, S. 414.

90 Drucktische. Zum Antrieb der Maschinen dienten anfangs drei Pferde, seit 1835 aber eine Dampfmaschine von 12 PS. Auch in der vorbereitenden und Schlußphase waren inzwischen immer mehr Maschinen eingeführt worden. Es waren 1835: vier Waschräder, eine Mangel, zwei Auspreßmaschinen, eine Trockenmaschine (mit kupfernem Zylinder), worauf in 12 Stunden 800 Stück Kattun je Stück zu 40 Brabanter Ellen getrocknet werden konnten. Außerdem waren 1835 zwei Dampfkessel (4 und 20 PS.) zur Versorgung der Färberei mit Dampf vorhanden[1]).

Seit 1782 bestand auch in Husum eine Kattundruckerei. Gründer waren die drei Gebrüder Herberg[2]). Im Jahre

1783	wurden			für	7 000	Rtlr.	gedruckt,	
1784	„	mit 27	Arbeitern	„	14 000	„	„	
1787	„	„ 37	„	„	—	„	„	[3])
1792	„	„ 45	„	„	27 000	„	„	
1795	„	„ 59	„	„	30 000	„	„	[4])
1798	„	„ 69	„	„	—	„	„	

1798 wird hinzugefügt[5]): „Diese stark vermehrte Zahl der Arbeiter zeigt hinlänglich, wie glücklich die Herren v. Herberg ihrer Manufaktur eine größere Ausdehnung zu verschaffen gewußt haben, zumal da sie mit so mannigfaltigen Hindernissen kämpfen müssen". Diese Betriebsvergrößerung hatte auch den Bau eines größeren Betriebsgebäudes zur Folge. 1795 bauten die Gebrüder Herberg hinter dem Wohnhause von Jacob Herberg in der Nähe der Aue, in dem bisher die Druckerei betrieben worden war, ein großes Druck-, Färbe- und Trockengebäude, worin nun alle Tätigkeiten verrichtet wurden. Die Wäscherei mußte allerdings aus besonderen lokalen Verhältnissen (wegen Seewasserüberschwemmungen) nach Osterhusum verlegt werden.

In kleinerem Umfange, 1798 in vier Gebäuden betrieben, war in Pinneberg von dem Hamburger Kaufmann Aufmordt eine Kattundruckerei gegründet worden, die aber schon 1801 stillstand[6]). 1799 gingen nur 951 Stück Kattun zum Drucken ein[7]).

---

[1]) St. A. v. F., 1835, S. 279.
[2]) R. P. Koph.: K. K. T. J. Sager, 154, Nr. 477.
[3]) P. B., 1787, H. 2, S. 224.
[4]) R. A. Koph.: K. K. T. J. Sager, 167, Nr. 97.
[5]) P. B., 1798, H. 4, S. 295.
[6]) Bll., 1799, S. 120.
[7]) St. A. Kiel: Bd. XI, 1, Ar. 505.

d. Segeltuchmanufakturen.

Segeltuchmanufakturen waren in Altona und Flensburg entstanden[1]). Der Hanf wurde außerhalb der Manufakturen gesponnen. Nur das Weben wurde im Betrieb besorgt. 1733 entstand eine Segeltuchmanufaktur (Joh. Plump) in Altona, die aber bald nachher einging. Nach 1787 waren in Altona zwei Betriebe (Linnich und Lübbe & West) mit je sechs Stühlen vorhanden, von denen der eine (Linnich) einging, so daß Lübbe & West (später nur West) übrig blieb.

Linnich 1783, 6 Stühle, 2 Meister, 6 Gesellen, 1 Arbeiter, 500 Stück Segeltuch.

West 1788, 6 Stühle, 2 Meister, 6 Weber, 2 Schlichter, 2 Hechler, 2 Spuler, 3 Arbeitsleute, 30 Spinner in Ottensen und Wedel, 324 Rollen Segeltuch.

West fing 1787 mit einem Stuhl an; obgleich er keine eigenen Mittel hatte, gelang es ihm doch, allmählich seinen Betrieb zu vergrößern.

Einen größeren Umfang hatte die kurz vor 1800 entstandene Segeltuchmanufaktur von Lawätz. Allerdings war sie mit einer Leinenmanufaktur verbunden. 1808 hatte die Segeltuch- und Ravenstuchmanufaktur zusammen 1 Meister, 16 Weber, 8 Spuler und 1 bis 2 Tagelöhner (und 150 Spinner in der Umgegend) und stellte 600 bis 800 Rollen Segeltuch her. 1813 hatten die beiden genannten Betriebe zusammen 30 Webstühle[2]).

Im Jahre 1786 gründete der Schiffsbaumeister und Schiffsinteressent Halkier, der aus Kopenhagen gekommen war, eine Manufaktur dieser Art auf Duburg in der Nähe Flensburgs[3]). Diese hatte 1792 16 Webstühle und webte 213 Stück Segeltuch. 91 Stück befanden sich im Lager; 345 Spinner fanden in der Stadt und Umgegend Beschäftigung.

Am Ende des Jahres hatte die Manufaktur nur 11 Webstühle. Früher war sie also größer gewesen. Schuld an dieser Verkleinerung war das Aufkommen einer noch größeren Manufaktur in Flensburg, und zwar des Betriebes von J. Kall. Diese hatte 1792 22 Stühle und 1 Wasserstampfmühle, 1 Meister, 22 Gesellen (und 210 Spinner)[4]).

---

1) Der Betrieb in Glückstadt von Göttsche blieb Kleinbetrieb (2 Webstühle).
2) P. B., 1813, S. 539.
3) St. A. Kiel: A. XVIII, 2154.
4) R. A. Koph.: K. K. T. J. Sager, 164, Nr. 84.

1793	1 Meister,	13 Gesellen	(und 160 Spinner),
1795	1 „	10 „	(„ 180 „),
1797	(12 Stühle)	12 „	(„ 250 „)[1].

Im Jahre 1811 war nur eine Manufaktur mit 4 Stühlen in Flensburg vorhanden, die außerdem noch in diesem Jahre stillstand.

e. Hutmanufakturen.

Solange die groben Filzhüte Mode waren, wurde die Hutherstellung im allgemeinen im Handwerksbetrieb ausgeführt. In größeren Städten jedoch konnten die Filzhutmacher einen größeren Betrieb aufrechterhalten. So hatte der größte Hutmacher in Altona 1782 5 Gesellen und stellte 1500 Hüte her; 1791 waren es 8 Personen (+ 2500 Hüte). 1796 waren 2 Betriebe mit je 6 Gesellen (+ 2500 bzw. 3000 Hüte) vorhanden, 1798 wurden je 7 Gesellen (4500 Hüte) und 10 Personen (3000 Hüte) beschäftigt. Um 1800 entstanden aber in Altona 2 vollkommene Hutmanufakturen, 1808 überflügelte der Filzhutmacher Hültmann alle anderen. Bei ihm waren (1808): 1 Wirkmeister, 8 Gesellen, 5 Zurichter, 1 Ladendiener, 3 Frauen (Hütemädchen), 2 Wollkratzer (auch zum Aussuchen der Wolle gebraucht) und 1 Tagelöhner (zusammen 21 Arbeiter) beschäftigt. 7000 Hüte wurden hergestellt. Eine beabsichtigte Betriebserweiterung durch französische und brabantische Arbeiter wurde durch die Zunft verhindert.

Ebenso arbeitete sich der Hutmacher Denzelmann (der obengenannte zweite Betrieb) zum Großbetrieb empor. 1808 hatte er 10 Gesellen, 6 Tagelöhner, 2 Hasenhaarschneider, 2 Burschen, 2 Staffierer (zusammen 22 Personen); hergestellt wurden 5000 Hüte.

Inzwischen kamen aber die Seidenhüte auf, damit auch vergrößerte Betriebe. 1835 war in Altona ein Betrieb mit neuen technischen Arbeitsmitteln (Dampfkessel und Dampfapparaten zum Warmmachen des Wassers und zum Walken der Filzhüte) vorhanden, der 1816 von N. H. Dubbers errichtet worden war und 1835 60—70 Personen männlichen und weiblichen Geschlechts beschäftigte. Die Seidenhüte bildeten den Hauptbestandteil der Produktion: 8—10000 Stück, daneben 3—5000 Stück feine Filzhüte[2]).

Durch Heereslieferungen hielt sich in Kiel der Hutmacher Klotz auf einer gewissen Höhe. (1791 8 Arbeiter, 7000 Hüte[3]), 1801 12 Ar-

[1]) P. B., 1797, H. 7, S. 211 ff.
[2]) St. M. v. F., 1835, S. 18.
[3]) P. B., 1792, S. 257.

beiter.) Doch kam auch in Kiel ein Hutmacher für Seidenhüte auf. (1845 Jungjohann: 13 Arbeiter, 1154 Seidenhüte, 578 Kastorfilzhüte, 223 Kaninchenfilzhüte.) Alle anderen Hutmacher Kiels mußten ihre Betriebe stark einschränken[1]).

f. Haartuchmanufakturen.

In den Haartuchmanufakturen wurden aus Pferde- und Krollhaaren Gewebe hergestellt. Früher wurden diese Produkte in Handwerksbetrieben angefertigt. Einen größeren Betrieb dieser Art hatte J. J. Vivié in Altona. Im Jahre 1808 waren dort 12 Arbeiter, die 6—7000 Ellen Gewebe herstellten. 1835 hatte diese Manufaktur 13 Arbeiter (sechs Weber und sieben Tagelöhner). Hinzugefügt wird aber, daß sie früher die doppelte Anzahl von Arbeitern gehabt habe[2]). Das muß vor 1800 gewesen sein[3]).

In Flensburg hatte eine Haartuchmanufaktur 1844 42 Arbeiter (1845: 63 Arbeiter); sie stellte 156 Stück Haartuch und 7400 ℔ Krollhaare (1845: 187 bezw. 11000 ℔) her.

g. Knopf- und Posamentierwarenherstellung.

Bis ans Ende des 18. Jahrhunderts waren Posamentierwaren um Altona im Verlagssystem hergestellt worden. Die Knopfherstellung in Neumünster war städtisches Handwerk[4]) und in Nordschleswig, südlich Tondern, reine Hausindustrie. Erst 1845 war in Pinneberg ein Großbetrieb vorhanden, der beide Produktionsarten zusammenfaßte. Die Firma des Betriebes hieß: „Fabrik für Knöpfe und Posamentierwaaren und Zwirn-silber-Courant". 52 Arbeiter wurden dort beschäftigt[5]).

In Altona waren 1844 4 Betriebe mit 131 Arbeitern[6]),
1845 5 „ „ 99 „ .

[1]) Selbst in Nordschleswig wirkte diese neue Mode der Seidenhüte auf die Betriebe ein. Der Hutmacher N. C. Nielsen in Lügumkloster mußte seinen Betrieb von 6—8 Gesellen und 4 Lehrlingen auf 4 Gesellen und 2 Lehrlinge einschränken. Seinen Sohn schickte er auf Reisen, damit er sich die nötigen Kenntnisse für eine Betriebserweiterung verschaffte. (St. M. v. F., 1835, S. 168.)

[2]) St. M. v. F., S. 19f.

[3]) Diese Manufaktur war die älteste dieser Art in Deutschland, und sie war die einzige, die „in den Ländern Dänemarks" Bedeutung hatte. Der Rückgang ist darauf zurückzuführen, daß die jüngeren Betriebe in Hamburg große Konkurrenz machten. Diese stellten nur „leichte Ware" her, während Vivié auch fernerhin auf Qualitätsware Wert legte.

[4]) Schriften d. patr. Ges., Bd. 5, H. II u. III, S. 74/75.

[5]) St. A. Kiel: Bd. XI, 3, 1192.

[6]) B. L. 1847, S. 174.

Die Geschlossenheit des Betriebes kommt gut zum Ausdruck, als (1858) der Besitzer der Pinneberger Firma, Joh. Mohr, in Konkurs geriet und die „Localitäten" der Manufaktur öffentlich zum Verkauf aufgeboten wurden[1]). Es handelte sich um:

a. Kontor mit zwei Zimmern,
b. ein Zimmer zum Aufbewahren von Rohmaterialien,
c. eine Stube mit Webstühlen und Maschinen,
d. eine Stube für die Handarbeiter,
e. einen Saal (im 2. Stock) zum Drehen von Litzen usw. (die sogenannte Drehbahn).

h. Goldwarenherstellung.

Eine Manufaktur zur Herstellung von Goldwaren („Goldprägeanstalt") war 1845 in Oldesloe im Besitze von C. E. Hahn. In Arbeit waren 12—15 Personen: 1 Graveur, 6—8 Arbeiter, 3 Lehrlinge, 2—3 Poliermädchen. Hergestellt wurden 1845 Waren im Werte von 13 886 Rtlr.[2]). — In Altona war 1845 ein noch größerer Betrieb vorhanden (mit 24 Arbeitern)[3]).

i. Reepschlägerei.

In Altona gelang es einigen Reepschlägern, sich über das gewöhnliche Handwerk zu erheben und z. T. einen Großbetrieb zu errichten. Es waren dies die Reepschläger Dultz, Rode und Gerrit Beets, die sich „selbständig" gemacht hatten, das heißt, sie waren nicht wie die 14—15 anderen kleineren Reepschläger von dem „Handlungsinstitut" oder „Heringscomtoir", „Canal-Compagnie", wie es später hieß, abhängig. Sie machten nur großes Tauwerk (nicht kleines und großes wie die anderen) und verkauften es „auf eigene Rechnung". Von diesen drei wurde 1791 gesagt, daß sie beträchtliche Reepschlägereien hätten; diese waren „größere Anlagen, die die Reifschläger-Arbeit mit mehreren Leuten im Großen treiben, Schiffs- und Ankertaue verfertigen, sich über die gewöhnlichen Handwerks-Stellen erheben, und sich Fabriken nähern. In diesen Anlagen stecken ansehnliche Capitalien"[4]).

[1]) St. A. Kiel: Bd. XI, 3, 1192.

[2]) B. L., 1846. Übs. 1844/45. Jedoch war die ausländische Konkurrenz groß, besonders seit dem Bau der Eisenbahn.

[3]) B. L., 1847, S. 174.

[4]) St. A. Kiel: A. XXV, 19 d. 1791 hatten in Altona 15 Reepschläger (Reeper und Seilermeister) zusammen 72 Gesellen, Jungen und Arbeiter. Aber „der Größe ihres Betriebes halber" konnten höchstens Beets, Dultz und J. Rode zu den „Fabrikanten" gezählt werden.

Die Betriebsgröße dieser Reepschlägereien gestaltete sich, gemessen an der Arbeiterzahl, folgendermaßen:

Jahreszahl	Dultz Arbeiter	Rode Arbeiter	Beets Arbeiter
1775	—	8 (1-200)	10
1787	31 (212)	15 (320)	10 (200)
1791	27 (400)	19 (310)	9 (230)
1795	50 (1200)	32 (600)	10 (220)
1797	?	?	10 (280)
1798	36 (730)	22 (365)	—
1808	4—12 (60)	10 (40)	—

Die Zahlen in den Klammern geben an, wieviel Sch.-# (Schiffspfund)[1]) Hanf in dem betreffenden Jahre verarbeitet worden ist. Infolge der „schlechten Schiffahrt" zur Zeit der Kontinentalsperre mußte der Betrieb von Dultz um ²/₃ eingeschränkt werden; nach Friedensschluß sollten wieder mehr Arbeiter eingestellt werden.

k. Flachsreinigungsanstalt.

Was unter Flachsreinigungsanstalten zu verstehen ist (auch „Flachsfabrik" genannt), ist nirgends klar gesagt. Wahrscheinlich geschah in ihnen die Ausführung der vielen Vorarbeiten bei der Flachsgewinnung (wie Behandlung des Samens, Flachsröste, Trocknen, Braken des Flachses, Flachsdörren, Ribben, Schwingen und Hecheln), die früher Hausfleiß gewesen waren, in einem Großbetrieb[2]).

[1]) Ein dänisches Schiffspfund (Sch.-#) war gleich 400 Pfund.

[2]) Wenn man folgende Kritik über die Zubereitung des Flachses in den P. B. 1826 (S. 42) liest, dann kann man es vielleicht verstehen, daß jemand auf den Gedanken kommen konnte, einen solchen Betrieb zu errichten: „Soll nämlich dieser Bau ein wesentlicher Theil unserer Wirtschaft werden, so steht allerdings zu wünschen, daß die zur Zubereitung bisher angewandten Werkzeuge so eingerichtet werden, daß dabei weniger Hände erforderlich, die Handgriffe von wenigeren Kräften und Fertigkeiten abhängig werden, sie weniger Zeitaufwand kosten, und ihre Wirkungen besser und vollkommener vollenden. Wer unsere bisherigen Bracken und Schwingbretter kennt, und wer es angesehen hat, wie langsam und unvollkommen man damit seinen Zweck erreicht und welcher Kraftaufwand erforderlich ist, ehe der Bast sich von dem harten Theil ablöst; wer die Reihen Weiber bei dem Schwingholze sitzen gesehen, die Butterbröte und Pfannkuchen gezählt hat, womit der Bauer sie spicken muß, wie lange sie mit ihren Schwingbrettern an einer Rost herunterklappern müssen, ehe sie von dem Scheven frei wird, der muß und wird längst schon den Wunsch nach vollkommenerem Gerät oder Maschinen haben."

Durch königliche Resolution vom 19. Dezember 1804 wurde in Apenrade ein „Institut für den Flachsbau" errichtet. Eine „Flachsfabrik" war dort 1812 im Besitze von P. Lorenzens Wwe.

1812	18	Arbeiter,	4060 ℔	Flachs verarbeitet,
1813	17	„	4000 „	„ „
1820	12	„	2500 „	„ „

In Sonderburg war 1845 im Besitze von Chr. Karberg eine „Flachsreinigungsfabrik", die 22 Arbeiter hatte und 18000 ℔ Flachs, 10000 ℔ Hede, 16000 Bund Flachsstroh verarbeitet hatte. Es hieß damals von diesem Betriebe: „diese Fabrik geht nicht das ganze Jahr hindurch". Von noch größerem Umfang müssen 1845 zwei „Flachsreinigungsfabriken" in Mummark a. Alsen und in Broacker gewesen sein, die zusammen 52 Arbeiter hatten (Produktion von 48000 ℔ Flachs und 20000 ℔ Hede).

l. Wollkratzerei.

Größere Betriebe, die nur das Anfangsstadium der Tuchherstellung verrichteten, entstanden im Süden Holsteins und im Norden Schleswigs. 1844 war ein Betrieb vor Wandsbek mit 15 Arbeitern, der 12000 ℔ Wolle gekratzt hatte, eingegangen. (In der Hamburger Zollenklave Wohldorf war ein Betrieb mit 38 Arbeitern und 25000 ℔ Kratzwolle und 7400 ℔ Shoddy)[1]).

In Hadersleben besaß H. Jürgen Wolff eine Wollkratzerei mit 30 Arbeitern (und 25000 ℔ Kratzwolle und 40000 ℔ wollenen Lumpen = Shoddy). Wahrscheinlich wird aber hierzu schon in weitem Maße eine Maschine, der Reißwolf, benutzt worden sein.

m. „Kratzen"herstellung.

Die „Kratzenfabrik" in Stockelsdorf (seit 1815) von P. F. Bruhns ist als Einzelmanufaktur anzusehen. Wollkratzen und Maschinenkratzen für Tuchmanufakturen wurden hergestellt. Zur vorbereitenden Arbeit, nämlich zum Schneiden des Drahts, hatte man eine Maschine. 1835 wurden 3000 Dutzend Kratzen hergestellt, 1838 4050 Dutzend Kratzen[2]).

Zum Vergleich sei hier die Kratzenmanufaktur D. Beyers in Flensburg herangezogen:

---

1) B. L., 1846. Übersicht 1844/45.

2) St. M. v. F., 1835, S. 248.

1821	10 Kinder,	150 Dutzend Kratzen,	
1826	16 „	1 Tgl.,	300 Dutzend Kratzen,
1835	20 „		
1838	16—20 „	1 „	
1845	16—20 „	1 „	200 „ „

Die Kinder wurden „zum Einstecken der Zähne" verwandt[1]).

n. Spahnreißerei und Stabschlägerei.

Die in Stockelsdorf mit der Kratzenmanufaktur unter derselben Leitung (Bruhns) stehende Spahnreißerei (für Buchbinder, Zuckersiedereien und Schuster) und Stabholzschlägerei (für Seifensieder) gehört auch hierher. Allerdings war für das Reißen der Spähne eine Maschine vorhanden. Wir haben es demnach vielleicht mit einer „Fabrik mit Maschinen" zu tun. Über die sonstige Verarbeitung wird nichts angegeben. Des Zusammenhangs wegen wird dieser Betrieb aber hier angeführt. 1835 waren bei Bruhn fünf Arbeiter und 90 Kinder oder Handlanger beschäftigt. Hergestellt wurden 2000 Schock Spähne[2]). 1838 waren dort in allen drei Betrieben: 22 Arbeiter, 16 männliche Handlanger, 20 Frauen, 50—60 Kinder. Hergestellt wurden 400 Schock Spähne und 200 Ring Stabholz[3]).

o. Tabaksmanufakturen.

Größere Tabaksmanufakturen bestanden am Ende des 18. Jahrhunderts nur in Altona. In den folgenden Angaben sind die Größen der bedeutenderen Betriebe angegeben:

1775	Arbeiter	13	14	15—17	6	5	3	
	Produktionshöhe	85	60	40—50	9	10—14	8	Tausend ℔ Tabak.
1782	Arbeiter	20	10	23—24				
	Produktionshöhe nicht angegeben.							
1795	Arbeiter	42	11	20—25	11	4		
	Produktionshöhe	360	115	250	41	10		Tausend ℔ Tabak.
1796	Arbeiter	54						
	Produktionshöhe	370						Tausend ℔ Tabak.
1808	Arbeiter	32	14	11	5			
	Produktionshöhe	280	103	69	20			Tausend ℔ Tabak.

---

1) St. A. Kiel: A. XXV, 566.

2) St. M. v. F. 1835, S. 248.

3) St. A. Kiel: A. XXV, 566.

Die Kontinentalsperre machte Betriebseinschränkungen nötig. Aber kurz nachher wuchsen die Betriebe wieder. Zunächst ist die Tabaksmanufaktur Mehlhops zu nennen, die später von seinem Schwiegersohn H. L. Rehder übernommen wurde, der sich mit Knauer verband. (Sie besaßen gemeinsam auch eine Wattenmanufaktur; die beiden Betriebe beschäftigten zusammen 170 Personen.)

Inzwischen war der Betrieb Linnichs, der 1808 an dritter Stelle stand, auf 58 Arbeiter (26 Arbeiter bei der Anfertigung von Zigarren und Preßtabak; die übrigen bei der Rauch- und Schnupftabakherstellung) angewachsen. Diese Manufaktur wird 1835 als die größte dieser Art im Lande bezeichnet[1]).

Größer gewesen war früher die sogenannte „Karottenfabrik" des Agenten Donner in Altona. Er hatte 100 Arbeiter beschäftigt. 1813 waren in der Karotten-[2]) und in der Schnupftabakmanufaktur 50 Arbeiter tätig. Es wird bei der Erwähnung dieses Betriebes gesagt, daß sie ein großes Kapital erfordere, da die Karotten mehrere Jahre in der Fermentation lagern müßten.

Die Betriebe der anderen Städte erreichten vor 1800 nicht solchen Umfang. In Flensburg, wo lange Zeit 40 Betriebe mit zusammen 116 Arbeitern (so 1792 und 1811) waren, hatte der größte Betrieb 11 Arbeiter (Produktion 80000 ℔ Tabak), der zweite 8 Arbeiter (Produktion 10000 ℔ Tabak). In Kiel hatte 1774 der größte Betrieb 5—6 Arbeiter und stellte 4—5000 ℔ Schnupftabak und 8000 ℔ Rauchtabak her.

Erst als seit den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts das Zigarrenrauchen allgemeiner wurde, vergrößerten sich die Betriebe überall, oft mit Hilfe einer reichlicheren Verwendung der Kinderarbeit. In Flensburg beschäftigten die größten Betriebe[3]):

1826	14	12	5	6	4	3			Personen,
1838	29	20	6						"
1845	56	47	16	15	7	5	4	4	"

[1]) St. M. v. F., 1835, S. 18.

[2]) P. B., 1813, S. 543: „Eine Karotte ist bekanntlich dasjenige Fabrikat, woraus nachher der Schnupftabak gemacht wird. Nachdem die Blätter sorgfältig sortiert, von den Rippen getrennt und durch eine künstliche Beize eingeweicht worden, werden 3—4 Pfund solcher Blätter mit einer fingerdicken hanfenen Leine so fest als möglich von oben bis unten in länglicher Form umwunden, und dann zur Fermentation hingelegt. Bei dem ganzen Verfahren ist die größte Genauigkeit und Vorsicht erforderlich."

[3]) Die Produktionshöhe soll nicht angegeben werden, da ihre Berechnung in den Listen oft nach Kistenanzahl der Zigarren erfolgt, oft in Pfund angegeben wird, oft verschiedenes in einer Zahl zusammengefaßt ist, so daß eine Vergleichsmöglichkeit doch nicht mehr vorhanden ist.

Ebenso waren nun in Kiel die Betriebe beträchtlich gewachsen:

1820	44—49							Personen,
1822	44	14						"
1826	44	40	9	5				"
1838	45—	56	10	8	5			"
1845	69	14	14	11	7	4		"

Außerdem beschäftigten 1845 in Kiel folgende Betriebe, die sich auf die Zigarrenherstellung spezialisiert hatten:

1845 13 9 7 4 Personen.

An verschiedenen Orten (so in Rendsburg, Eckernförde, Ütersen, Apenrade, Wandsbek u. a.) waren größere Betriebe entstanden.

1845	in	Rendsburg	1	Betrieb	mit 18	Personen,
1845	"	Eckernförde	1	"	" 49	"
1845	"	Apenrade	1	"	" 14	"
1848	"	Wandsbek	1	"	" 10	"

In Ütersen war schon 1813 ein Betrieb mit 30 Arbeitern.

Für die kleineren Betriebe wird wohl meistens folgende Bemerkung zutreffend sein, die 1838 im Hinblick auf sechs Kleinbetriebe dieser Art in Tondern gemacht wurde[1]): „Alles wird mit Menschenhänden betrieben. Dazu werden 2 Tabaks-Kisten mit den dazu gehörigen Schneidemessern" verwendet.

Auch in den Tabaksmanufakturen wurde zunächst das Schneiden des Tabaks in derselben Art durch Schneideinstrumente verrichtet. Der größte Betrieb in Altona hatte 1795 fünf derartige Instrumente, während die anderen vier, drei und zwei Instrumente hatten. Die Kleinbetriebe hatten gewöhnlich nur ein Instrument (in Altona zehn mit je einem Instrument). Doch auch dieses Schneiden wurde im 19. Jahrhundert mechanisiert. So hatte Linnich in Altona 1835 eine Roßmühle, die drei Schneideinstrumente trieb[2]). Beim Herstellen des Schnupftabaks mußte eine Reibtätigkeit vollführt werden. Die größeren Betriebe schafften sich zu diesem Zweck eine sogenannte „Rappemühle" an, die den Tabak zermalmte, so auch der größte in Altona 1795.

Die Zigarrenherstellung aber brachte wieder die Handarbeit im zweckerfüllenden Vorgang zur Geltung.

p. Wurstmacherei.

Als eine Ausnahme ist es anzusehen, wenn wir in Kappeln 1835 eine „große Wurstfabrik"[3]) finden. Zwar hatten Arnis und Kappeln

[1]) St. A. Kiel: A. XXV, 566.
[2]) St. M. v. F., 1835, S. 18.
[3]) Ebenda, S. 28 u. 42.

sich schon seit längerer Zeit auf diesem Gebiete einen Ruf erworben. Doch nur der Betrieb von Joh. Ricklessen (seit 1820) erreichte für damalige Verhältnisse einen größeren Umfang. 1835 arbeiteten beinahe das ganze Jahr hindurch bei ihm 8—10 Leute; er besaß 10 Räucherhäuser, jedes für 1000 ℔ Würste[1]) eingerichtet.

Auch hier sehen wir, wie die Betriebsvergrößerung zu Betriebsänderungen Anlaß gab. „Ein Schmiedemeister in Angeln hat für ihn eine Hackmaschine mit großem Kostenaufwande gemacht, jedoch noch ohne Erfolg. Doch hatte der Unternehmer den Plan, eine ähnliches Instrument von anderer Einrichtung anfertigen zu lassen". „Wenn dieses der Erwartung entspricht, so ist damit ein großer Fortschritt bei der Wurst-Fabrikation gemacht".

q. Heringspökelei.

Auf dem Gebiete der Heringspökelei waren schon um 1813 bei Blankenese und Brunsbüttel Großbetriebe entstanden. Als Nebenbetrieb war damit die Heringstranbrennerei verbunden. Aber diese war doch von untergeordneter Bedeutung. Zum Teil war auch schon die Heringsräucherei mit diesen Betrieben vereinigt.

1813 hatte Lucas Willinck aus Altona im Brunsbütteler Hafen einen Betrieb mit 1 Meister, 70 Arbeitern (234 To.); 1814: 1 Meister, 30 Arbeiter (150 To.)[2]). In diesem Jahre war ein zweiter Betrieb hinzugekommen: P. Kohlsaat, 1 Meister, 30 Arbeiter (und 150 To.).

2. Einzelmanufakturen mit Apparaten in der vorbereitenden Phase.

a. Wachsbleichen.

Auch die Verarbeitung des Bienenwachses der Imker zu Wachslichtern wurde an einigen Stellen in größeren Betrieben ausgeführt. Vor allem war dies in der Nähe Hamburgs der Fall, wo sich viel Wachs als Handelsartikel sammelte und von wo der Absatz der Lichter nach den katholischen Ländern zu kirchlichen Zwecken vor sich ging. Zunächst entstanden Wachsbleichen der hamburgischen Kaufleute auf hamburgischem Territorium. Auf schleswig-holsteinischem Boden waren es Kaufleute aus Altona, die durch Ankauf von Kleinbetrieben größere

---

[1]) Absatz nach Kopenhagen, Norwegen, Hamburg und Westindien.

[2]) Die damit verbundene Tranbrennerei hatte 1813: 1 Meister; 12 Tagelöhner (20 To. Tran).

Wachsbleichen zu schaffen versuchten. (Hermann de Vohs kaufte in Othmarschen die Wachsbleiche von Rohlfuos 1778)[1]).

Jedoch blieb der Erfolg hier aus, da sich die Konkurrenz mit dem Betriebe zu Klein-Flottbek, der aus kleinbetrieblichen Verhältnissen unter dem Mennoniten Abraham Koopmann zum Großbetrieb herangewachsen war, erdrückend auswirkte. Noch 1769 wird diese Wachsbleiche als Kleinbetrieb geschildert: „Diese wird blos durch wenige dazu erforderliche Leute betrieben, die theils die gehörige Bleichung des gelben Wachses und hiernächst die Formung und Abdrehung derer Lichter von gantz unterschiedenen Gewichten obwarten". 1769 wurden dort 16—17000 ℔ Wachs jährlich gebleicht. Aber 1774 hatte Koopmann 10–12 und „auch mehr Arbeiter"[2]). Die Produktionshöhe war „ziemlich ansehnlich". 1809 beschäftigte Koopmann 20 Tagelöhner und er selbst „führte die Direction"; produziert wurden 46000 ℔ Wachs oder Lichter. 1813 waren es nur 10 Arbeiter, die 7000 ℔ Wachs herstellten. 1827 sollte die Wachsbleiche öffentlich verkauft werden.

Aber eine noch größere Wachsbleiche war in Wandsbek entstanden (Besitzer Senator Jaenisch aus Hamburg). Vor 1800 hatte sie 100000 ℔ hergestellt und „in guten Zeiten" 24 Menschen in Arbeit gehabt. Aber die Zeit nach 1800 erzwang eine Stillegung, vor allem auch deshalb, weil die Wachsbänke 1813 zur Feuerung für die französischen und russischen Truppen gedient hatten[3]). 1815 konnte wieder angefangen werden. 1826 waren dort 4 Familien mit 3 Frauen und 15 Kindern, sowie 14 Tagelöhner beschäftigt. Die Produktionshöhe von 40000 ℔ ist somit als sehr gering zu bezeichnen.

Nachdem 1830 W. Rücker aus Hamburg den Betrieb übernommen hatte, wurden 60000 ℔ hergestellt, 1836: 80000 ℔.

Über die Arbeitsmittel einer Wachsbleiche wird uns 1827, als die Koopmannsche zu Klein-Flottbek mit Gebäuden, Ländereien und Torfmoor, jedoch ohne Geräte der Wachsbleiche, verkauft werden sollte, Auskunft[4]) gegeben:

---

[1]) St. A. Kiel: B. XI, s. Nr. 520.

[2]) St. A. Kiel: B. XI, Nr. 500. Den Wachs bekam K. in großen Quantitäten aus Hamburg und in kleinen Mengen von Imkern des Landes.

[3]) P. B., 1813, S. 416.

[4]) Kleinbetrieb blieb eine Wachsbleiche in Ober-Schleem (S. J. Westphal). 1784 hatte sie 1—2 Arbeiter, vorher aber 8—10 gehabt; es wurde auf Bestellung gearbeitet und daher je nachdem viel oder wenig Lichter hergestellt. 1795 waren 10—12 Mann, aber oft auch nur 1—2 Mann dort tätig. Produktionshöhe 20—30000 ℔. 1810: 1 Meister, 2 Tagelöhner, 5—6000 ℔. (R. A. Koph.: K. K. T J. Sager 157.)

[5]) St. A. Kiel: B. XI, 3, Nr. 977.

Geräte der Wachsbleiche: 11 eingemauerte Kessel, 3 eingemauerte Becken zum Lichtgießen, 3 marmorne und 2 Holz-Tische; 2 Scheren zum Dochtscheren; 3 Kisten zu Wachs; 1 eiserner Grapen; 1 eiserner Ascheimer; 1 eiserne Torfkiste; 70 alte und neue Laken, die auf die Wachstische gelegt werden mußten; 60 hölzerne Formen für Wachsblöcke und mehrere Scheibenformen; verschiedene Rollhölzer und Blech-Kellen; 1 steinerne Walze; 1 große Wachspresse mit eisernem Baum; 2 eiserne Öfen; eine Vorrichtung, um „Spat"-Licht aufzuziehen.

b. Glasmanufakturen.

Bis ins 18. Jahrhundert hinein waren in Holstein Glashütten vorhanden gewesen, die nach allem, was darüber zu erfahren war, Kleinbetriebe waren [1]). Die hohen Preise des Holzes infolge der Abnahme der Wälder hatten im 18. Jahrhundert das Eingehen bewirkt [2]). Am Anfang des 19. Jahrhunderts wurden unter Benutzung der Torffeuerung Großbetriebe, Glasmanufakturen, in Südschleswig errichtet.

1810 fing der Aktuar Pederstamme-Petersen an, im Prinzenmoor an der Untereider nördlich von Hohn einen solchen Betrieb zu bauen. 1811 war der Bau fertig, und am 11. März 1811 konnte die feierliche Eröffnung stattfinden. 190 To. eigenes Moor gehörten zu der Manufaktur.

Diesem Beispiel folgten zwei andere Unternehmer: 1822 Heinze, 1824 Plöhn in Friedrichsberg. Am größten blieb aber die erste, die aus einem großen Gebäude von 100 Fuß Länge und 40 Fuß Breite bestand.

In den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts taucht auf dem Gut Wulksfelde eine Glashütte in Verbindung mit Bierbrauerei und Branntweinbrennerei auf, für die zuerst nur große Korbflaschen hergestellt wurden. Später erfolgte eine Erweiterung durch Ausdehnung der Produktion auf alle möglichen Glassorten.

Über die Betriebsgröße gibt die folgende Tabelle Auskunft:

---

[1]) Diese Glashütten hatten eine große Verbreitung. „Um das Jahr 1686 heißt es, daß die Glashütten im Lande Holstein fast zu gemein sind und zuviel werden, daß das Land mehr dadurch verschlimmert als zu vermeintlicher Verbesserung gebracht wird." (Jessen u. Kock, a. a. O., S. 53.) Hier wird wohl an den umfangreichen Verbrauch von Holz gedacht sein. Als sie im 18. Jahrhundert eingingen, war das zum „Glück für unsere Wälder". (Bll. 1799.)

[2]) vergl. Großmann, a. a. O., S. 10.

Jahreszahl	I. Pederstamme-Petersen: Arbeiter	I. Handlanger	I. Flaschen	I. Medizin-Gläser	I. Weiße Gläser	I. Milchsetten	II. Plöhn: Arbeiter	II. Handlanger	II. Flaschen	II. Medizin-Gläser	II. Weiße Gläser	III. Heintze: Arbeiter	III. Handlanger	III. Flaschen	III. Medizin-Gläser	IV. Uhrlaub auf Wulksfelde: Arbeiter	IV. Handlanger
			Tausend	Stroh [5]	Tausend	Hundert			Tausend	Stroh	Tausend			Tausend	Stroh		
[1]) 1815	über 20																
[2]) 1821	14	2 u. einige Kind.															
1826	12	16 ohne Torfarb.	850	527	40												
1827	18	12 ohne Torfarb.					9	24 mit Torfarb.	140	1000	1	14	30 mit Torfarb.	35	25 000	10	22
1830	17	17 ohne Torfarb.	400		80	4	8	9 ohne Torfarb.	80	800	2			60	59 800		
1833	16	23 ohne Torfarb.	[4]) 300	105000	85		11	8 ohne Torfarb.	140	860	8½	Liegt still: Feuerungsmangel					
[3]) 1835	17	25 ohne Torfarb.	400	3 950	125		10	10 ohne Torfarb.									
1836	22	37 ohne Torfarb.	406	50 830	112	4	10	10 ohne Torfarb.	165	1700	4½	7—8	5—6				
1837	24	31 ohne Torfarb.	360	56 680	90	12	10	10 ohne Torfarb.	160	1400	20	Besitzer ist weggezogen				10	12
1838	14	27 ohne Torfarb.	325	75 686	68	8½	11	10 ohne Torfarb.	150	1600	3						

[1]) P. B., 1815, S. 204. [2]) P. B., 1821, H. 6, S. 67.
[3]) St. M. v. F., 1835, S. 207/210. Die Produktionshöhe bei Petersen unter 1833 ist aus dem Jahre 1834. [4]) Ebenda.
[5]) 1 Stroh (je nach der Größe der Gläser) = 2—6 Gläser, 5 im Durchschnitt.

Die Hauptwerkzeuge waren „hohle eiserne Röhren, wodurch die flüssige Masse aus Tiegeln, die in den Schmelzofen gestellt sind, geholt und aufgeblasen wird"[1]). Die Formung der Trinkgläser geschah aus freier Hand, hauptsächlich unter Zuhilfenahme einer eisernen Schere. Bei Petersen wurden 1835 Flaschen und Medizingläser „in metallene oder thönerne Formen geblasen". Die zu einem rundlichen Körper aufgeblasene Glasmasse wurde in eine Hohlform von der Gestalt der Flasche gesenkt. Durch Hineinblasen wurde die Glasmasse gegen die Wand der Form gepreßt, so daß sie die Gestalt der Flasche bekam[2]). Die Flaschenherstellung war also schon Formarbeit und hatte die Herstellung aus freier Hand verdrängt.

Von Wichtigkeit war auch das Arbeitsmittel in der vorbereitenden Phase, der Schmelzofen. Von der Fähigkeit des Ofens, eine bestimmte Temperatur zu erreichen, hing die Glasart, die hergestellt werden konnte, ab. Petersen mußte aus diesem Grunde die Herstellung von Fenster- und Tafelglas aufgeben, weil dazu eine andere Temperatur nötig war als zur Flaschenherstellung und weil diese nur in dem sogenannten „Streckofen" erreicht werden konnte[3]). Anscheinend war man schon zum Boehus-Ofen übergegangen, der „durch Zuführung von Luft zur Flamme eine höhere Temperatur" erzeugte[4]). Bei Petersen wurden „in einen eng vermauerten Ofen einzelne Soden geworfen, so daß ein eigner Arbeiter unaufhörlich allein damit beschäftigt ist, Torf sodenweise durch das enge Zugloch, möglichst tief nach hinten hinein zu werfen"[5]).

1) St. M. v. F., 1835, S. 208.

2) Großmann, a. a. O., S. 39. Maschinenarbeit ist bis heute nur in geringem Maße in der eigentlichen Glaserzeugung eingeführt; dies ist nur bei Bearbeitung der Rohmaterialien und beim Transport der Waren im Betrieb geschehen. „Sehen wir aber von diesen Nebenarbeiten ab, so waren bis vor kurzem alle Versuche vergebens, durch Maschinen die menschliche Tätigkeit zu ersetzen." (Großmann, a. a. O., S. 49.) (Ausnahme bildeten die Flaschenblasmaschinen.) In allerneuester Zeit haben auch in dieser Hinsicht umwälzende Erfindungen stattgefunden.

3) P. B., 1821, H. 6, S. 67.

4) Großmann, a. a. O., S. 18.

5) Die Ofentechnik bekam in späterer Zeit für diese Glasmanufakturen insofern eine große Bedeutung, als ihr Eingehen um 1860 darauf zurückzuführen sein wird, daß um diese Zeit das sogen. Regenerativ-Gassystem von Siemens in den Glasmanufakturen eingeführt wurde. Diese neue Art der Feuerung [Kohle in engen Behältern, den sogen. Generatoren, einer unvollkommenen Verbrennung zu unterwerfen und das so erzeugte Kohlenoxydgas durch Kanäle in den eigentlichen Ofen zu leiten, wo es unter Luftzutritt verbrennt] war ganz auf die Steinkohle aufgebaut, was ein Abwandern der Großbetriebe, vor allem der für die Massenfabrikation, in die Kohlengegenden zur Folge hatte. (Großmann, a. a. O., S. 11.)

Von der Größe des Ofens oder von der Anzahl der Öfen hing die Anzahl der Glasbläser ab. Bei Petersen waren 1821 14 eigentliche Glasmacher, „die auch allen Platz an diesem einen Ofen brauchen“ [1]). 1835 waren aber dort zwei Öfen (bei Plöhn und Heintze je ein). Vielleicht darf man die vergrößerte Arbeiterzahl in den folgenden Jahren auf diesen Umstand zurückführen. 1835 allerdings wurde nur an einem Ofen gearbeitet, was die niedrige Zahl der in diesem Jahre hergestellten Medizingläser erklären dürfte.

Über die Arbeitsorganisation bei Petersen gibt folgende Bemerkung Aufschluß [2]): Am Ofen waren 14 Glasmacher tätig; das Wegbringen der fertigen heißen Stücke zum Kühlofen besorgten mehrere Knaben und Mädchen; zwei Leute setzten die Glaswaren dort hinein. In der vorbereitenden Tätigkeit waren einige Kinder mit Sortieren und Reinigen der Glasscherben beschäftigt. 1835/36 waren dort zwei Schürer und drei Gehilfen ständig (Tag und Nacht) in Arbeit. Außerdem: 10 Bouteillenmacher, 5 Medizinglasmacher, 21 Weißglasmacher und 24 Nebenarbeiter. In Wulksfelde konnten die Glasbläser für Flaschen nur gewisse Stunden am Tage, besonders abends, arbeiten, da die zum Flaschenblasen nötige größere Glasmasse längere Zeit zum Schmelzen brauchte [3]).

3. Einzelmanufaktur mit Kraft- und einfachen Arbeitsmaschinen in der vorbereitenden Tätigkeit.

Papiermühlen.

Bei Papiermühlen war zunächst nur die vorbereitende Phase mechanisiert, später auch die Schlußphase. Vor allem war es die Zerkleinerung der Lumpen, die durch das Stampfgeschirr (nach deutscher oder holländischer Art) geschah. Die effektive Phase, die Verfilzung der Fäserchen, ging mittelst eines Werkzeuges, „der Form“, deren Boden ein Sieb war, vor sich. Das „Zeug“ wurde aus der Bütte

---

[1]) P. B., 1821, H. 6, S. 67.

[2]) Ebenda.

[3]) B. L. 1846, S. 83. Die Existenzfähigkeit dieser Glasmanufakturen war schon mit dem Aufkommen der verbesserten Verkehrsmittel in Frage gestellt. 1846 schon war der Absatz der Medizingläser für Wulksfelde schwierig, „da aus Hamburg billigere Waren von Thüringen kamen, wo der Arbeitslohn geringer und der Betrieb großartiger“ war.

In den 40er Jahren wurden Glasmanufakturen in Schleswig und in Schormoor in Dithmarschen angelegt. Über ihre Größe ist nichts bekannt.

in die „Form“ geschöpft, worauf sie solange geschüttelt wurde, bis das Wasser abgelaufen war. Die darauf folgende Pressung konnte entweder maschinell oder mit der Hand verrichtet werden. — Die primitivste Art, Papier herzustellen, wird uns 1774 aus Fischbek (bei Bargteheide) geschildert[1]), wo Papier nicht aus Lumpen, sondern aus alten Papierüberresten hergestellt wurde. Der Papiermacher Joh. Fr. Grothusen „sucht sich nebst den Seinigen kümmerlich zu ernähren“. „Das maculatur- und Buchbinder-Schnittpapier (in Hamburg und anderweitig zusammengesammelt) werde in Ermangelung anderer dazu erforderlichen Mühlen- und sonstigen Werke, von ihm und seinen Kindern, unter Blutsaurem Schweiße, mit ihren s[it] v[enia] Füßen zertreten, woraus er, wie leichtlich zu erachten stünde, äußerst mühsam und beschwerlich Löschpapier verfertige, um sich und den Seinigen den unentbehrlichsten Unterhalt zu verschaffen.“ 1799 wird darüber noch gesagt:[2]) „Es ist keine Mühle da, wenigstens kein Rad; alles ist im Kleinen; zu großen Kufen und anderen Verrichtungen, welche die Verarbeitung der Lumpen erfordert, gehöret Raum, an dem es hier ganz fehlet.“ Die Produktion aus Lumpen erforderte ein Stampfwerk. Dies war zuerst die deutsche Stampfe. Eine Verbesserung stellte die Einführung des holländischen Stampfgeschirrs, des „Holländers“, dar. In Ascheffel (VIII. der Tabelle auf S. 209/10) waren 1771 fünf Stampfkummen. 1787 wurde ein „holländisches Werk zum Mahlen der Lumpen“ angelegt[3]). 1799 werden als Maschinen und Werkzeug genannt: 1 Bütte und zum „Kleinmachen der Lumpen 1 Geschirr und 1 Holländer“[4]). Wahrscheinlich sind deutsche und holländische Stampfen lange Zeit nebeneinander benutzt worden.

Die Einführung dieser Hilfsmaschinen brachte jedoch noch keine bedeutende Erweiterung des Betriebes. Dies geschah erst durch Anschaffung einer zweiten Bütte. So hatte man in Hornsmühlen (V.) bis 1830 nur an einer Bütte gearbeitet, seit der Zeit aber an zwei Bütten, wodurch zunächst eine Steigerung der Produktion und dann auch der Arbeiterzahl erfolgte[5]) (siehe Tabelle auf S. 210). Eine zweite Bütte hatte Flensburg[6]) (II.) schon 1797 (vgl. die hohe Arbeiterzahl = 16).

---

[1]) St. A. Kiel: A. XXII, 293.
[2]) Bll. 1799, H. 5, Chr. S. 62.
[3]) St. A. Kiel: C. XIII, 15, Nr. 1624 a.
[4]) Bll. 1799, H. 2, S. 37.
[5]) St. M. v. F., 1835, S. 133.
[6]) P. B. 1797, H. 7., S. 211 ff.

Zwei Bütten hatte auch die größte Papiermühle des Landes (Sonder, Oldesloe)[1]) im Jahre 1835.

Wenn in Rastorf (III.) im Vergleich zu 1826 die Produktion 1838 größer ist, dann wird dies auf die zwei dort vorhandenen Bütten zurückzuführen sein, und wenn die Arbeiterzahl etwas vermindert ist, dann wird das in den zwei neuen Pressen, die mit Wasser betrieben wurden und neben den fünf mit Menschenkraft betriebenen eingeführt wurden, begründet sein[2]).

Die Betriebsvergrößerungen im 19. Jahrhundert waren mit der Mechanisierung der Schlußphase verbunden. In Flensburg waren 1835: 1 Lumpenschneider, 2 Holländer, 2 Bütten, 2 Wasserpressen, 3 Trockenpressen, 1 Glättmaschine[3])[4]).

Wenn die meisten Papiermühlen auch zum Teil sehr alt waren (Flensburg 1699, Ascheffel 1681, Gadeland-Neumünster 1730, Sarlhusen 1738, Rastorff 1757 angelegt), so blieben sie fast alle vorläufig Handwerksbetriebe. So war der Zustand im Jahre 1774, wo die genaueren Angaben über die Großbetriebe anfangen. Im allgemeinen scheinen die alten Betriebe noch von so geringer Bedeutung zu sein, daß sie nicht erwähnt werden (mit Ausnahme von II. und X.)[5]).

---

[1]) St. M. v. F., 1855, S. 133.

[2]) St. A. Kiel: A. XXV, 566.

[3]) St. M. v. F., 1835, S. 106.

[4]) Die Flensburger Papiermühle ging 1847 zur Maschinenfabrikation über, d. h. durch eine mechanische Schüttelvorrichtung wurde die Verfilzung der Fäserchen mechanisiert, so daß nun auch im zweckerfüllenden Vorgang Maschinen vorhanden waren (Meyer, a. a. O., S. 75).

[5]) Wie schwer es diesen Handwerkern wurde, den Betrieb zu erweitern und zu verbessern, zeigt sich in Ascheffel. Solange der Besitzer jedoch die Landesherrschaft war, bestand wenigstens mit ihrer Hilfe oder mit Hilfe von Hand- und Spanndiensten der Bauern (in Ascheffel erst 1837 aufgehoben), wie es im Pachtkontrakt vorgeschrieben war, die Sicherheit, daß die baufällige Mühle verbessert wurde. Dies tat die zuständige Herrschaft oft schon aus dem Grunde, um die Pachtsumme vergrößern zu können. Nachdem in Ascheffel die Pachtsumme von 150 Rtlr. (1765—71) auf 130 Rtlr. (1783—88) gefallen war, befürchtete man bei der Verpachtung für die nächste 6jährige Pachtperiode ein weiteres Fallen der Pacht, wenn nicht „bei der zunehmenden Verringerung des Werks“ „durch einen neuen Bau“ die Mühle in guten Zustand gesetzt werde. Aber 1800 wurde sie für 1250 Rtlr. an den ehemaligen Pächter Walter verkauft. Doch er hatte nicht das „Vermögen“, die baufällige Mühle zu erneuern. Auch das geringe „Vermögen“ seines Sohnes, der 1833 viel zur Verbesserung tat, genügte nicht. 1836 war die Mühle ganz verfallen; 1838 machte Walter Konkurs. Ein neuer Besitzer führte einen Neubau auf und nahm Erweiterungen vor (St. A. Kiel: C. XIII, 15, Nr. 1624 a).

Übersicht über die Papiermühlen Schleswig-Holsteins im Jahre 1838.

Nr.	Lage	Pächter oder Besitzer	Gründungsjahr oder Privilegium-erteilungsjahr
I	Oldesloe	Joh. Dan. Sonder	1814 (früher Kupfermühle)
II	Flensburg	Walters Ww.	1699
III	bei Gut Rastorf	D. A. Günthers Ww. (Erbpächter)	1757
IV	Gut Wulksfelde	G. Uhrlaub	
V	Gut Hornsmühlen (2 Meilen v. Plön)	J. G. Tegtmeier	1685
VI	Schulendorf	Fr. C. Otte	
VII	Trittau	Schultz	
VIII	Ascheffel	W. Kolbert (früher Walter)	(1681 schon baufällig)
IX	Steinfurth	Bes. Landr. v. Brockdorff (1808) Pächter Möller	
X	Ranzau (zwischen Lütjenburg u. Plön)	Erbpächter Freytag	
XI	Gadeland bei Neumünster	Möller	1730
XII	Ütersen	Kedenburg u. Bleecker	
XIII	Grönwohld Trittau	Gerdau	1821 (früher Kupfermühle)
XIV	Sarlhusen NO. v. Kellingh.	Schmidt	1738
XV	Oberschleem	Pächter Meyer Besitzer Senator J. F. Westphal aus Hamburg	
XVI	Winseldorf zwischen Itzehoe u. Kellinghusen	Besitzer Graf Ranzau Erbpächter Müller	
XVII	Ohe	Ww. Wohlers	

Arbeiterzahlen und Produktionshöhe in den einzelnen Papiermühlen.

Jahreszahl	I. Arb.	II. Arb.	III. Arb.	IV. Arb.	V. Arb.	VI. Arb.	VII. Arb.	VIII. Arb.	IX. Arb.	X. Arb.	XI. Arb.	XII. Arb.	XIII. Arb.	XIV. Arb.	XV. Arb.	XVI. Arb.	XVII. Arb.	Jahreszahl	Gesamtzahl der Betriebe
1845	40 (17 462)	18 (8000)										5 (2564)						1845	19
1838	22	18 (9000)	14—18 (8 bis 900 B)	13	13	10 (2600 B)	9	8 (4000)	8 (200 B)	7—8	6	5 (300)	5	5	5 (250 B)	5		1838	
1836							5				6		5 (1090)			4 (1200)		1836	
1835	25 (6000)	22	16—18		20 (625 B)						6 (350 B)		5—6 (1400)	6	3 (190 B)	4		1835	16
1834						6				8 (3 bis 400 B)	4							1834	
1833		10 (6000)						5 (2936)		7 (3600)		4						1833	
1830					11 (320 B)			6 (423 B)	10 (267 B)								2 (112 B)	1830	
1827					11													1827	
1826		8 (6050)	20 (550 B)		11 (296 B)			6 (500 B)								5 (1450)		1826	
1825							10 (2000)						4 (1845)					1825	
1821		13 (7000)									6							1821	
1820																		1820	
1819		12 (7000)																1819	
1813		(3400)																1813	15
1812		9 (4000)																1812	

Jahres-zahl	I. Arb.	II. Arb.	III. Arb.	IV. Arb.	V. Arb.	VI. Arb.	VII. Arb.	VIII. Arb.	IX. Arb.	X. Arb.	IX. Arb.	XII. Arb.	XIII. Arb.	XIV. Arb.	XV. Arb.	XVI. Arb.	XVII. Arb.	Jahres-zahl	Gesamt-zahl der Betriebe
1811		10																1811	
1810		8 (3400)									4 (170 B)		3 (50)	2 (1000)				1810	
1809																6 (2100)	1 (6 bis 800)	1809	
1803				8 (3000)				5 (230 B)										1803	
vor 1803				18 (8000)														vor 1803	
1799										4								1799	
1797		16									4 (170 B)							1797	
1795		15												5			1 (8 bis 900)	1795	
1794											4 (135 B)							1794	
1792		17									6 (166 B)		4					1792	
1788											4 (260 B)		3					1788	
1784		4													4—5			1784	
1783		4													(auch 8—10)			1783	
1779		5																1779	
1774		5																1774	

Anmerkung. Die Zahlen in den Klammern geben an, wieviel Ries Papier hergestellt wurden. Wenn ein B dabei steht, dann gibt die Zahl an, wieviel Ballen Papier produziert wurden.

4. Zusammengesetzte Manufakturen.

a. Tuchmanufakturen.

Die Tuch herstellenden Betriebe sind als Manufakturen zu bezeichnen, weil eine größere Anzahl von Webstühlen, wie sie auch bei Handwerksbetrieben in ein bis zwei Exemplaren vorhanden waren, in einem Raum aufgestellt wurde. Andererseits gehören sie aber zu den zusammengesetzten Manufakturen deshalb, weil Wollkämmerei, mitunter auch die Spinnerei, Weberei, Appretur mit der Färberei in einem Betriebe zusammengefaßt waren.

In Neumünster stand seit alter Zeit das Tuchmacherhandwerk in hoher Blüte. Aber, wie oben gezeigt, suchten diese Handwerker mit allen Mitteln das Aufkommen von Großbetrieben zu verhindern. Infolge eines besonderen fürstlichen Schutzes konnte jedoch der schon genannte Claus Fröhlich[1]), Amtsmeister in Neumünster, um 1740 im Flensburger Waisenhause so viele Jungen und Gesellen halten, wie er wollte. Das Verbot der Zunft, mehr als ein Tau zu benutzen[2]), hatte nichts genützt. Nach einigen Jahren hatte Fröhlich vier Taue und zwölf Gesellen. Er zog jedoch das Spinnen und Wollkämmen noch nicht in den Betrieb mit herein. Diese vorbereitenden Tätigkeiten konnte er infolge seines Verbleibens im neumünsterschen Tuchmacheramte in der Umgegend von Neumünster, wo es sich besonders lohnte, im Verlagssystem ausführen lassen. Er hatte dort 30 Wollspinner.

Versucht wurde 1739, in Altona eine Tuchmanufaktur (mit zwölf Webstühlen) zu errichten (siehe bei Seidenweberei), jedoch blieb der Erfolg hier aus.

Etwa zur gleichen Zeit entstanden die beiden Tuchmanufakturen zu Schleswig und auf Gut Bienebek bei Eckernförde. Über die erstere („Französische Kammertuchs-Fabrik" genannt) war sehr wenig zu erfahren. Sie bestand schon 1757 unter dem Direktor Paulier und dem Buchhalter Rose[3]). Sehr bald ist sie mit einer Zwirnfabrik verbunden worden. 1760 waren dort sechs Webstühle und eine Zwirn-

---

[1]) St. A. Kiel: B. IV, 2, Nr. 160. § 36 der Amtsrolle des neumünsterschen Tuchmacheramtes lautete: „Damit auch der arme Meister bey dem Wohlhabenden subsistieren könne, so soll kein Meister auf zwey Taue zugleich Frensen machen. Wird hierauf jemand betreten, der soll obrigkeitlich und des Amts Strafe verfallen seyn."

[2]) Ebenda.

[3]) St. A. Kiel: C. XIII, 1. Nr. 258.

fabrik vorhanden [1]). Kurz darauf ist dieser Betrieb von Otte-Eckernförde angekauft worden und als Zwirnfabrik und Leinenmanufaktur betrieben worden.

Der Bienebeker Tuchmanufaktur („Fabrik für Göttinger Zeuge") wurde am 28. September 1759 ein Privilegium erteilt [2]). Über die Größe dieses Betriebes hören wir zunächst nichts. 1760 hatte er jedoch guten Fortgang. Es bestand in diesem Jahr bereits Mangel an Gerätschaften. Der Buchhalter Koes bittet daher um Überlassung der Webstühle und Geräte aus der Kammertuchsmanufaktur zu Schleswig, die dort durch Entweichen eines Arbeiters (Poiret) frei geworden waren [3]). 1761 fand die Verlegung der Manufaktur nach Eckernförde statt [4]). Hier wird nun auch über die Größe berichtet [5]):

1763 30 Webstühle,
1764 32 „
1765 31 „ und 169 Arbeiter und Spinner [6]).

Die Färberei scheint anfangs in Eckernförde außerhalb der Manufaktur von dem selbständigen Färber Retmeyer besorgt worden zu sein, der zwar in einem sehr engen Verhältnis zur Manufaktur stand [7]). Nach 1766 hatte man „keinen geschickten Appreteur für ein billiges gefunden". Ein solcher verlangte 400 Rtlr., und sie könnten „solche Belohnungen nicht aushalten", da sie schon jährlich 2000 Rtlr. an die Meister und Aufseher bezahlen müßten.

Für das Spinnen hatte man (außer dem Verlagssystem) eine Spinnstube. Der bisherige Buchhalter Koes [8]) wurde 1763 entlassen, weil er die Spinnerei nicht ordentlich betrieben hatte. Die Ehefrau des „l'Empereur" wurde als Spinnmeisterin engagiert. Der Wunsch, daß das Waisenhaus durch Gestellung von armen Kindern zur Arbeit die Manufaktur unterstützen möge, ging nicht in Erfüllung. Kein einziges Kind war in der Spinnstube erschienen.

Der Tod des Kanzleirats Fr. W. Otte im Jahre 1766 machte aber der Blütezeit dieses Betriebes ein Ende. Er wurde zunächst wohl weitergeführt, doch 1768 wurde die Manufaktur zusammen mit

---

1) Pontoppidan, Ökonomische Balance, S. 220.
2) R. A. Koph.: K. K. T. J., 131, Nr. 838.
3) Ebenda, 132, Nr. 856.
4) v. Wobeser, a. a. O., S. 23 f.
5) R. A. Koph.: K. K. T. J., 137, Nr. 390, 1456, 17.
6) Außerdem hatte Otte aber in Rendsburg 1766 noch 153 Spinner im Verlagssystem in Arbeit. R. A. Koph.: K. K. T. J., 139, Nr. 17.
7) v. Wobeser, a. a. O., S. 23 u. 25.
8) R. A. Koph.: K. K. T. J., 137, Nr. 390.

der Fayancefabrik in Eckernförde und der Zwirnfabrik in Schleswig zum Verkauf angeboten[1]). Die Eckernförder Betriebe kamen in den Besitz des Bruders (Joh. Nikol. Otte), der 1773 nach Eckernförde in das „große Fayance-Fabrik-Haus" übersiedelte, aber kurz darauf ebenfalls starb. Unter ihm und dem Buchhalter Friesicke sank die Tuchmanufaktur zum Kleinbetrieb herab[2]). Sie hatte 1774 2 Stühle, 2 Gesellen, 1 Wollkämmer, 2 Spuler (und 10 Spinner). Kurz vor dem Tode Fr. W. Ottes waren dort 21 Gesellen, 7 Lehrlinge, 8 Wollkämmer, 20 Spuler und 500 Spinner gewesen. — Nach Joh. Nic. Otte's Tode setzte der Werkmeister Musick den Betrieb fort und erhielt ihn in dem Umfange, wie er etwa 1774 war, bis 1784 das Manufakturgebäude in ein Militärpflege-Haus umgewandelt wurde. Darauf führte Musick den Betrieb an anderer Stelle als Kleinbetrieb weiter[3]).

In Neumünster führten die Streitigkeiten der Zuchthausverwaltung mit den Amtsmeistern (s. o.) im Jahre 1759 zur Anlage einer Tuchmanufaktur („Zuchthausfabrik" genannt). Mit den zur Verfügung stehenden 460 Rtlr. schaffte der Zuchthausverwalter Carstens Webstühle, Färbekessel, Zwirnmühle, Convoye Waner (?), die nötigen Spinn- und Spulräder und Haspeln an[4]).

Das Weben wurde durch den Sohn des Werkmeisters Lehmann und durch drei fremde Gesellen, die „als zufällig reisende Fremde aufgenommen" wurden, eingeführt. — 1759 fing schon die Produktion an. Es wurden 2550 ℔ oder 255 Stein Wolle angeschafft. Da „aber die Sache immer ein größeren Fortgang gewinnt", mußte ein Vorrat von mindestens 4—500 Stein Wolle angeschafft werden. 1760 sollte eine Färberei mit dem Betriebe verbunden und die Züchtlinge auf 24 Personen vermehrt werden; 1761 bestand die Manufaktur aus folgenden Abteilungen und besaß folgende Arbeitsmittel:

1. Wollkämmerei mit 2 Wollscheren und 3 Kämmerbänken.
2. Spinnerei mit 24 Stück kleinen Spinnrädern,
   13 Haspeln,
   1 Schweizer-Rad (bisher noch nicht gebraucht),

---

1) L. Anz., 1768.

2) St. A. Kiel: A. II, 186. Wie sie behaupteten, bestand der Grund darin, daß der Vorschuß mit dem Tode des Kanzleirats Fr. W. Otte aufgehört hatte; aber nach Meinung des Magistrats, weil „die Bonité der Waren nicht besonders" sei.

3) R. A. Koph.: K. K. T. J., S. 154, Nr. 475, 157, 258. Musick starb 1795, worauf sein Sohn den Betrieb übernahm. Er machte, jedoch ohne Erfolg, den Versuch, den Betrieb zu vergrößern. (St. A. Kiel: A. XXIII, 2947.)

4) R. A. Kiel: A. XXII, 79.

3 großen Spinnrädern für das Kratzgarn,
(1763: 18 großen Spinnrädern).
3. „Fabrik" mit 4 Duppelier oder Spulrädern,
4 Winden-Stöcken,
1 Zwirnmühle und dazu gehörigen Cobiers (120 Stück),
80 Stück Spulen oder Treibepfeifen,
5 gangbaren Stühlen.
(1763: 1 eisernen Presse).
4. Ein Raum mit einem Holz-Wage-Balken.
5. Färberei mit 3 Kesseln,
1762 waren 8 Webstühle aufgestellt [1]).

Im Jahre 1764 fand der Verkauf an den Zuchthausverwalter Carstens statt. In dem Kaufbrief vom 23. Oktober 1764 wurde der Bau eines neuen „Fabrikhauses" angekündigt. Zehn Jahre später hatte der „Commertz-Assessor" Carstens auf seiner „Zeug-Fabrique" 6, auch 7 Stühle in Gang; 6—7 Gesellen, 1 Wollkämmer, 1 Spuler, 2 Duppelier, 1 Müller (und 84 Spinner) [2]) arbeiteten dort. Wie weit die Spinner in der Manufaktur beschäftigt waren, ist nicht ganz klar. Im Kaufvertrag wurde der Käufer verpflichtet, „die Sträflinge des Zuchthauses im Spinnen, Dubliren und Kratzen unterweisen zu lassen"; aber darüber hinaus sollten die Bettler Neumünsters gezwungen werden, für das Zuchthaus zu spinnen. Zum Teil werden diese Bettler wohl in ihren Wohnungen gesponnen haben, wie es in dieser Zeit allgemein üblich war. —

Die Zuchthaus-Manufaktur scheint schon 1776 in der Hand des Tuchmachermeisters Bartram Engel gewesen zu sein, der 1774 unter den Handwerkern den größten Betrieb hatte (5 Gesellen und 16 Spinner) [3]). Welche Größe die Manufaktur unter Bartram hatte, ist nicht bekannt. Später ist sie dann an Hinstorff verkauft worden, der sie 1788 schon in seinem Besitz hatte [4]). Unter ihm sank sie zum Kleinbetrieb herab. 1787 hatte er noch 5 Gesellen, 1 Streicher, 3 Spuler und 21 Spinner (Produktion: 89 Stück Tuch); 1797 waren es aber nur 2 Gesellen, 1 Lehrling, 2 Spuler und 20 Spinner (und 68 Stück Tuch) [5]).

---

[1]) St. A. Kiel: A. XXII, 85 u. 87.

[2]) Ebenda, 293.

[3]) Ebenda.

[4]) P. B. 1788, S. 319.

[5]) Die 68 Stück waren 20 Stück Freesen, 40 Stück Multum und 8 Laken. P. B., 1797, H. 8, S. 340. Über die Produktionshöhe der Handwerksbetriebe

Die Großbetriebe, die nach 1800 aufkamen, stellen so einen vollkommenen Neuaufbau dar. Die Gebrüder Renck, Söhne von H. Lor. Renck, der 1774 einen Stuhl und 2 Gesellen (und 18 Spinner) hatte, legten 1813 ihre Tuchmanufaktur in Neumünster im Werte von 20000 Rtlr. an[1]), („für feinere Tuchwaren"). Über die Entstehung wird in P. B. 1823 (H. 2, S. 57) berichtet: „Hier faßten nun wieder zuerst die Gebrüder Renck den Entschluß, ihren Wirkungskreis zu erweitern, führten zu dem Ende ein ordentliches Fabrikgebäude auf, und schafften sich die, nun schon in mehreren Ländern bekannt gewordenen Kratz- und Spinnmaschinen an, wobei sie zugleich eine Färberei und Scheererei anlegten." Diese Maschinen bekamen sie zunächst aus Fridericia, wo sie nach englischem Muster hergestellt wurden. Die Manufaktur bestand 1823 aus einem geräumigen Gebäude, worin sich 5 Kratzmaschinen und 1 Walkmühle befanden, die bisher mit 2 Pferden mittelst eines großen Rades getrieben wurden. Es sollte aber bald eine Dampfmaschine als Triebkraft eingeführt werden. Im oberen Stockwerk des Fabrikgebäudes waren 12 Webstühle, an denen täglich 70 Arbeiter beschäftigt waren. In der Färberei arbeiteten außerdem 6 und in der Schererei 8 Arbeiter. (Produktionshöhe: 872 Stück verschiedene Zeuge, 12 Dutzend feiner Bettdecken jährlich)[2]).

Über die Entwicklung der Manufaktur heißt es 1827[3]): „Einen solchen Gang, wie die Neumünsterschen, müssen die Fabrikanlagen nehmen, wenn sie empor kommen und bestehen sollen. Man muß dabei vom Kleineren bis zum Größeren emporarbeiten und jeden unfruchtbaren Aufwand vermeiden". Im Jahre 1827, als das Manufakturgebäude einer Feuersbrunst zum Opfer fiel, waren die Maschinen schon sehr vermehrt. Es gingen in den Flammen außer der Dampfmaschine und der Walkmühle zwei Rauhmaschinen, 15 Spinnmaschinen, drei Schlupmaschinen, ein Wolf und eine Anzahl kleiner Handmaschinen zu Grunde. Zwei Schermaschinen wurden gerettet (ca. 150 Arbeiter wurden dadurch brotlos). Ein neues Gebäude sollte errichtet werden. Es „steht zu erwarten, daß der unermüdete Geist

bekommen wir 1750 Aufschluß. In diesem Jahre hatten von den 50 Meistern einige 150 Stück Freesen jährlich hergestellt. Möglich war dies nur dadurch, daß sie von Johannis an Tag und Nacht webten, und zwar hatten sie 2 Leute des Tags und 2 Leute des Nachts, so daß alle 24 Stunden 1 Freese fertig wurde. (St. A. Kiel: A. XXII, 85). Gewissermaßen war dies schon eine Umgehung der Zunftbestimmungen.

[1]) P. B., 1813, S. 332.

[2]) Ebenda, 1823, H. 2, S. 57.

[3]) Ebenda, 1827. S. 416.

für Industrie und Fabrikwesen bei den Herrn Rencks nicht erschlaffen wird, und sie aus den Ruinen ein neues und schöneres Gebäude gleich einem Phönix aus der Asche hervorgehen lassen werden ..." [1]). Mit dem Neubau war eine Betriebsvergrößerung verbunden.

Über die Betriebsgröße und Produktionshöhe des Renckschen Betriebes sei folgende Übersicht zusammengestellt:

		Produktionshöhe		
Jahreszahl	Arbeiter	Stück Tuch	Decken	Stück Boy
1819	50	460	—	—
[1]) 1820	76	1430	—	—
1822	76	562	—	—
1830	180	1417	14 Dtz.	17
[2]) 1833	220	1488	157 "	63
				rauhe Waren
[3]) 1835	284	1200	—	800—1000 Stück
1836	260—300	11—1200	—	10—1300 "
1838	250	—	—	—
1845	171	—	—	—

Übersicht über die hauptsächlichsten Arbeitsmittel:

			Spinnmaschinen		
Jahreszahl	Antriebskraft	Kratzmasch.	Vor-	Fein-	Webstühle
[4]) 1820	4 Pferde	5	11		14
1822	4 "	5	3	14	12
1827	Dampfmaschine		15		?
[5]) 1833	" (8 PS.)	6	3	14	29
[6]) 1835	" (8 PS.)	6	3	12	30—33
[7]) 1836	" (10 PS.)		3	14	34
1838	" (10 PS.)	7	3	14	33
1841	" (33 PS.)		?		?

Zwar hatten die Gebrüder Renck schon am Anfang ihrer Produktionstätigkeit (1814) sich die modernen Maschinen angeschafft [8]). Aber erst um 1830 scheinen sie zur vollen Auswirkung gekommen zu sein, wie die starke Vermehrung der Webstühle seit dieser Zeit zeigt.

---

[1]) Schriften der patriotischen Gesellschaft, 5. Bd. II u. III, S. 71.
[2]) Gudme, a. a. O., S. 239 ff.
[3]) St. M. v. F., 1835, S. 185.
[4]) Schriften der patriotischen Gesellschaft, 5. Bd., II u. III, S. 71.
[5]) Gudme, a. a. O., S. 239 ff.
[6]) St. M. v. F. 1835, S. 135.
[7]) N. S. M., 1836, S. 637.
[8]) St. M. v. F. 1835, S. 185.

Ausgegangen war die Entwicklung von der Mechanisierung des Wollkratzens und des Spinnprozesses. Im Laufe der Zeit wurde dann auch die Appretur immer mehr mit Maschinen ausgeführt. Die Weberei blieb dabei jedoch eine Vereinigung mehrerer Webstühle, wenn auch neusten Modells, in einem Raume, ohne daß zunächst eine mechanische Antriebskraft dabei mitwirkte.

Die Maschinen wurden zum Teil in eigner Maschinenwerkstatt (ähnlich wie Holler-Rendsburg) hergestellt. Ein Exemplar kaufte man gewöhnlich bei einer großen Maschinenbauanstalt in England, Belgien oder in Berlin. Wenn von derselben Art mehr gebraucht wurden, dann verfertigte man sie nach diesem Muster[1]) selber. So wurden von den sechs Kratzmaschinen zwei von Cockerill und James in Berlin geliefert. Die anderen vier waren nach diesem Modell in der eigenen Werkstatt gebaut worden. Von den drei Walkmaschinen war die erste, die nach dem neuen System von Englerth, Rouleau und Dolb in Eschweiler gebaut war, von auswärts bezogen worden. Die zwei anderen wurden selbst hergestellt. Es waren ferner drei Rauhmaschinen vorhanden, von denen wieder die erste als neuestes Muster bei Busse und Sohn in Berlin gekauft worden war, während man die übrigen in der Werkstatt verfertigt hatte. An weiteren Maschinen waren vorhanden: vier Transversal-Schermaschinen nach Cockerills Prinzip mit den neuesten Verbesserungen, davon drei selbst hergestellt, die vierte Maschine in Berlin gebaut (von Hummel). Die selbst gebauten verarbeiteten 600 Brabanter Ellen Tuch, die Hummelschen nur 4—450 Ellen und nur grobes Tuch. Ferner drei Schlupmaschinen, eine von Cockerill in Berlin, zwei nach diesem Modell selbst gebaut; zwölf mit Regulatoren versehene Spinnmaschinen, vier und ein Sortiment von Cockerill, acht in der Werkstatt ausgeführt; vier Haspeln, eine von Cockerill, drei in der Werkstatt gebaut; 31 Webstühle teils älterer, teils neuerer Konstruktion, und zwar die neusten nach dem Muster, welches in den „Schriften der preußischen Handtierungsdeputation" mitgeteilt wird, mit Quevas Regulator versehen. Alle Stühle waren in der Werkstatt gebaut worden, ebenso zwei doppelwirkende hydraulische Pressen: die eine mit einer Kraft von 250000 ℔, die andere von 400000 ℔.

Die Maschinenwerkstatt hatte sieben Arbeiter, zwei Drehbänke, drei Schraubstöcke, eine Bohrmaschine, eine Schmiede, eine kleine Messinggießerei und eine Tischlerwerkstatt. Aber die Kräfte

[1]) N. S. M. 1832, S. 219 f.

konnten für den eigenen Bedarf nicht voll ausgenutzt werden. So baute man auch Maschinen für andere, worauf es wohl zurückzuführen ist, daß die meisten Tuchmachermeister zur Maschinenbenutzung übergingen [1]).

Auch die Maschinen in der Tuchmanufaktur konnten für die eigene Produktion nicht voll ausgenutzt werden. Lohnwerk für die anderen war der Ausweg. Die drei Walkmaschinen bei Renck verarbeiteten auch Zeug für andere Färber und Felle für Gerber. Ebenso waren die Maschinen bei Meßstorf (über diesen Betrieb siehe unten) dem Betriebe nicht entsprechend. Es mußte daher nebenbei noch für die Tuchmacher und für die Landleute gekratzt, gesponnen und gewalkt werden.

Die Wirkung der Maschinen zeigte sich auch darin, daß die Renckſche Manufaktur kaum halb so viel Spinnlohn zu zahlen hatte als früher, wie noch die Nordbergschen Spinnräder in Gebrauch waren [2]).

Die drei Walkmaschinen verarbeiteten mehr als fünf Stampfen mit Löchern nach der alten Konstruktion. In der Färberei waren drei große Kessel und drei große Küpen vorhanden.

Nur ein Großbetrieb kam in dieser Zeit neben dem von Rencks auf; es war der von J. D. Mestorf. Jedoch erreichte dieser Betrieb nicht die Größe des ersteren. Das lag zunächst daran, daß der Antrieb vorläufig durch Pferde besorgt wurde (1838: vier Pferde, 1841: Dampfmaschine mit 8 PS. [3]).

Aber immerhin hatte dieser Betrieb seit 1818 die neuen Maschinen. 1830 waren dort [4]): 1 Wolf, 3 Kratzmaschinen, 1 Schlupmaschine, 1 Vorspinn- und 5 Feinspinnmaschinen; 1 Walkmühle mit 3 Kummen, welche von einem großen Kranrad, worin zwei Pferde arbeiteten, getrieben wurde. (28 Fuß im Durchmesser, 6 Fuß Breite).

---

[1]) Von 48 Meistern hatten 1838 47 Maschinen, davon nur 5 Pferdekraft zum Antrieb. Die übrigen verwandten dazu Menschenkraft. Dies erkennt man auch an den Gesamtarbeiterzahlen dieses Jahres: 48 Meister, 50 Gesellen, 22 verheiratete Ges., 45 Lehrl., 60 Masch.-Spinner, 40 Masch.-Dreher, 40 Vorleger, 116 Aufleger, 40 Kinder zum Spulen, 20 Hdl. Aber die Maschinen der meisten waren in diesem Jahre schon veraltet. Es waren noch die Nordbergschen Kratz- und Spinnmaschinen in Gebrauch.

[2]) N. S. M., 1832, S. 131.

[3]) Ipsen, a. a. O., S. 10f.

[4]) N. S. M., 1832, S. 131.

Übersicht über die Betriebsgröße:

	Arbeiter	Produktionshöhe	Für andere gekratzt	Für andere gewalkt
1830	23	106 Stück Tuch	14 720 ℔ Wolle	56 Kum Tuch 10 360 Ellen Zeug
1833	24	Nicht angegeben	9 880 ℔ Wolle	4 Kum Tuch 12 270 Ellen Zeug
1838	38	?	?	
[1]) 1843	77	?	?	

Erwähnt werden muß hier noch die „Parchen- und Wollen-fabrique" in Rendsburg (Parchen = Barchend), die 1768 angelegt wurde. Nachdem die Manufaktur in Eckernförde stark zurückgegangen war, konnte der Statthalter 1775 mit Recht sagen, daß „diese Fabrique annoch die einzige beträchtliche in dieser Art in den Herzogthümern" sei. 1771 waren dort 6 Stühle vorhanden[2]), 1776 8 Stühle. Aber nur 36 Stück Barchend wurden in diesem Jahre verlangt und versandt. 1773 hatte der Betrieb 3 Stühle. Nach 1774 verbesserte sich der Absatz wieder bis 1779 (352 Stück abgesetzt), dann nahm er wieder ab. 1778 wurden 40 Personen beschäftigt. Wahrscheinlich aber sind die außerhalb der Manufaktur arbeitenden Spinner in dieser Zahl mit einbegriffen. 1783 waren dort nur 2 Webstühle im Gange und ein paar Gesellen und 30 Spinner. Es wurden 150 Stück Barchend abgesetzt[3]) [4]).

In allen anderen Städten hatten die größten Betriebe in der Tuchherstellung vor 1800 nicht mehr als 4 Webstühle (z. B. in Flensburg Praesilius und Hinzdorff 1784).

Eine Ausnahme bildete auch hier Altona. Bis ans Ende des 18. Jahrhunderts waren in der Textilienherstellung keine Großbetriebe vorhanden gewesen; es herrschte hier das Verlagssystem vor.

---

[1]) B. L., 1846, S. 82.

[2]) R. A. Koph.: 632. Div. Sager.

[3]) R. A. Koph.: K. K. T. J. Sager, 154, Nr. 471.

[4]) Es arbeiteten sich in dieser Zeit zwei Handwerksbetriebe in Rendsburg über den Kleinbetrieb hinaus, ohne jedoch dauernd die erreichte Größe zu halten. 1. Heeschen (ebenso groß wie die „Parchen-Fabrique" 1783), 1783: 2 Stühle, 4 Ges., 8 Wollkratzer, 1 Wollkämmer (30—40 Spinner). 2. Witzel überflügelte die „Parchenfabrique" 1783: 5 Stühle, 2 Ges., 3 Lehr-Burschen, 1 Wollkämmer, 2 Wollkratzer, 1 Zwirner, 3 Spuler (und 30 Spinner). Nur Witzel hielt sich. 1791 kaufte er von dem verstorbenen Strumpfwirker Thirol 6 Webstühle an. Aber noch 1820 arbeitete er selbst mit 3 Gesellen im Betriebe (6 Stühle) und 1833 ging auch er zum Maschinenbetrieb über. Er hatte 12 Stühle unter Anwendung von einer Spinnmaschine, Schlag- und Kratzmaschine mit Wolf in Gang. Aber 1845 arbeitete er wieder selbst mit, mit 3 Arbeitern im Betrieb. (Ebenda und T. F. H.)

Die Tuchherstellung wurde jedoch handwerksmäßig betrieben; die Rasch- und Sarsenmacher in Altona kämmten die Wolle im eigenen Betriebe, ließen sie im Verlagssystem spinnen, webten dann wieder (mitunter walkten sie auch selbst) im eigenen Betriebe. Das Färben und die Appretur wurden außerhalb des Betriebes von anderen verrichtet. — Aus diesen Verhältnissen heraus, ohne Änderung des Produktionsganges, gelang es dem Rasch- und Sarsenmacher Peter Stoppel 1781, einen Großbetrieb zu schaffen. Wir haben es hier nur in ganz geringem Maße mit einer zusammengesetzten Manufaktur zu tun. Kämmen, Weben und Walken fanden im Betrieb statt, wie es bei vielen Handwerkern auch der Fall war, Spinnen im Verlagssystem, Färben (bei Privatfärbern) und Appretur außerhalb des Hauses.

Gegen Ende des Jahres 1781 schaffte Stoppel sich neun Webstühle an (9 Gesellen, 2 Lehrlinge, 20 Kämmer, 9 Spuler, auf dem Lande 2000 Wollspinner). 1782 war schon eine Vergrößerung eingetreten: 1 Meister, 1 Untermeister, 51 Gesellen, 29 Lehrlinge, 40 Kämmer, 3 Scherer, 40 Spuler, zwei Kafalters (5000 Spinner auf dem Lande); eine Walkmühle mit einem Meister, einem Knecht und einem Jungen war damit verbunden. Einen zweiten Betrieb zum Kämmen der Wolle besaß Stoppel in Elmshorn mit 6 Kämmern.

Produktionshöhe des Altonaer Betriebes 1782: 2511 Stück Rasch, 413 Stück Chalong, 504 Stück anderer Art[1]).

Ein zweiter größerer Betrieb entstand vor 1800 in Neumühlen bei Altona. Lawätz (Stifter und Vizepräsident der Patriotischen Gesellschaft) hatte hier seinen „Tempel der Thätigkeit"[2]), wie die Inschrift über dem Eingangstor zur großen Werkstätte lautete, innerhalb großer Parkanlagen errichtet. Für 1000 Menschen hatte er dabei Wohnungen gebaut. „In der Nähe der Wohnungen begegnet den ankommenden das Getös der freudig arbeitenden Menge". Zwei Betriebe waren dort, eine für Wollenzeuge und eine für Leinen- und Segeltuch (letztere ist oben schon erwähnt). Hergestellt wurden vor 1800 900 Stück breite Tücher und 530 Stück schmale Tücher verschiedener Sorte. Schon 1808 lag (seit Ausbruch des Krieges) alles still. Färberei und Bleiche waren in diesen Betrieb mit hereingezogen[3]).

[1]) R. A. Koph.: K. K. T. J. Sager, 154, Nr. 497.

[2]) P. B. 1813, S. 539.

[3]) Hier taucht zum ersten Mal die Werkstatt zum Bau der Arbeitsmittel für den eignen Bedarf auf (hier noch als Gerätebauwerkstatt). Es war nämlich mit dieser Manufaktur eine besondere Abteilung zur Herstellung der Geräte für das Kratzen, Spinnen, Weben, Färben, Walken und Scheren verbunden (P. B. 1813, S. 539).

Die Kontinentalsperre gab den Anlaß zur Errichtung einiger Großbetriebe (außerhalb Altonas) im übrigen Schleswig-Holstein. Zur Hauptsache waren diese wohl auf die Verarbeitung der Baumwolle eingestellt. Auf dem Gut Hanerau entstand eine Baumwollenspinnerei und -weberei mit Färberei und Bleiche (und Strumpfweberei). Zuerst waren 28 Webstühle vorhanden[1]), doch 1822 nur acht Stühle, und 1826 waren in der „Ellenwaren-Abteilung" (also nur in der Weberei) 1 Meister, 7 Gesellen, 1 Lehrling und 7 Kinder beschäftigt und 2250 Ellen Baumwollenzeug wurden hergestellt. Diese Manufaktur hielt sich verhältnismäßig lange. Erst 1830 wurde sie stark eingeschränkt, während die anderen fast alle ein oder zwei Jahre nach Friedensschluß eingingen.

Das gilt z. B. für zwei Betriebe in Husum, die jedoch nicht die Größe des vorhin genannten hatten: 1812: ein Betrieb mit acht Stühlen und sonstigen Maschinen für Wolle und Baumwolle, 1814 eingegangen. Ebenso ging die Baumwollspinnerei und -weberei, die seit August 1812 in Gang war und 12 Arbeiter und 30 Spinner beschäftigte (180 Stück Barchende und 30 Stück Kattune), früh (schon 1813) ein.

Die Knauft'sche Baumwollspinnerei in Altona hatte zwar 1813 15 Webstühle und wäre demnach hier zu behandeln. Doch nach dem, was man von diesem Betriebe hört, ist er mehr als Spinnerei anzusehen, weshalb er oben unter „Fabriken mit Maschinen" behandelt worden ist. Die Weberei war im Verhältnis zur Spinnerei von untergeordneter Bedeutung.

Aber außerdem entstanden in Altona in dieser Zeit zwei Webereien:

1. Schiffils hatte 30 Webstühle, 1822 nur 4—5 Stühle (gewöhnliche Waren und Barchend),
2. Brandt stellte Bettzeug und Futterstoffe aus Baumwolle her[2]). Über die Größe wird nichts angegeben.

Die Zeit von etwa 1830 oder 1835 an zeigt nun deutlich eine starke Vermehrung der Großbetriebe. Jedoch kamen die verschiedensten Kombinationen vor: bald Baumwollspinnerei z. T. für den Verkauf und z. T. für eine damit verbundene Weberei; bald Baumwoll- und Leinenmanufaktur zusammen; bald Betriebe für Wollen und halb-

[1]) Thaarup, Kort. Vejl., S. 81. Die Baumwollspinnerei ist schon oben als selbständiger Betrieb unter „Fabriken mit Maschinen" behandelt, weil anzunehmen ist, daß sie über den Bedarf der Weberei hinaus Baumwollengarn herstellte. Soweit sie die Weberei mit Garn versorgte, ist sie hier zu berücksichtigen.

[2]) Thaarup; Kort. Vejl., S. 51.

wollene Stoffe. Doch auch Tuchmanufakturen für Wollstoffe entstanden. Hier möge eine kleine Übersicht über die nächsten Gründungen folgen:

In Itzehoe	1845:	Baumwollmanufaktur, Feldmann, 50 Arbeiter.
In Plön	1845:	Baumwollspinnerei und -Weberei, 30 Arbeiter (2 Spinner und 1 Kratzer, 3 Färber, 24 Weber), 24000 Ellen Zeug, 24000 ℔ Twist.
In Glückstadt	1845:	Baumwoll- und Leinenmanufaktur, 25 Personen (1 Werkmeister, 14 Arbeiter, 8 Burschen, 1 Hausknecht, 1 Mädchen).
In Kiel	1845:	Manufaktur für Woll- und halbwollene Stoffe, Schuhmacher, 31 Arbeiter und 7 in der Färberei. Ein zweiter Betrieb mit 25 Arbeitern.

In Flensburg waren 1845 4 (5) Tuchmanufakturen:

Arbeiterzahl:	26,	16,	8,	7,	(3).	
Produktionshöhe:	3033		2300			Ellen Tuch.

In Pinneberg war 1845 eine „Maschinenweberei" mit 26 Stühlen und 22 Arbeitern inkl. Aufseher und Heizer. Wenn „Maschinenweberei" heißen soll, daß hier schon die Webstühle mit mechanischer Kraft in Gang gesetzt wurden, dann haben wir hier eine „Fabrik mit Maschinen" [1]).

b. Leinenmanufakturen.

Wie weit die Leinenmanufakturen als zusammengesetzte Manufakturen zu betrachten sind, konnte nicht immer festgestellt werden. Jedoch waren in einigen Betrieben bestimmt Spinnerei, Leinenweberei und Schererei vereinigt und mitunter auch das Bleichen.

Einen Versuch mit einer größeren Leinenmanufaktur machte 1766 der Kriegsrat Camerer in Hadersleben im Erziehungshause für die Kinder des Leib-Dragoner-Regiments. Er legte darin eine Spinnerei und Leinweberei mit sechs Webstühlen an. Neun Kinder des Erziehungshauses spannen im Betriebe. Daneben aber wurde auch in der Stadt verlagsmäßig gesponnen [2]).

1767 wurde von den

	Kindern gesponnen	in der Stadt	daraus hergestellt
Flachs	28 ℔	273 ℔	1700 Ellen Flachsleinen,
Heede	3 „	455 „	200 Ellen Hedeleinen.

---

[1]) In Hadersleben hatte 1845 J. A. C. Christiansen 16 Arb.; 100 Stück Tuch wurden hergestellt; nach der Produktionshöhe beurteilt, wird es sich hier nur um einen Kleinbetrieb gehandelt haben.

[2]) St. A. Kiel: A. XVIII, 1626 a.

1774 waren nur noch drei Stühle vorhanden. Außerdem hatte man schon seit einiger Zeit aufgehört zu arbeiten.

In Schleswig war 1791 eine „combinirte Laken- und Leinenmanufaktur" mit drei Webstühlen für Laken und sechs für Leinen. 1795 waren es drei bezw. zwölf Webstühle. Beschäftigt waren 1791 1 Spinnmeister, 5 Lakenweber, 1 Tuchscherer (und 200 Spinner wohl zum Teil verlagsmäßig). Hergestellt wurden 1791 2000 Ellen „Mondierungs-Laken".

Das, was von der Leinenweberei des Etatsrats Lawätz zu Altona-Neumühlen berichtet wird, deutet darauf hin, daß es sich hier zum größten Teil um das Verlagssystem handelte. Allerdings war die eine seiner großen Werkstätten in Neumühlen für Leinen- und Segeltuch bestimmt, worin für beide Zwecke 1813 30 Stühle vorhanden waren[1]). Aber 1795 wird berichtet, daß er für Leinwandweben allein 50 Webstühle „hier und im Lande umher" hatte und daß dadurch 647 Personen (Spinner, Spuler, Weber und Bleicher) beschäftigt wurden. Die hergestellten 6000 Ellen Leinen wurden „hier und im Lande gewebt". Es war demnach eine Mischung von Verlagssystem und Manufaktur[2]).

c. Seidenmanufaktur.

In der Seidenweberei bestanden in Altona Handwerk und Verlagssystem nebeneinander; die Vorherrschaft hatte aber das Verlagssystem[3]). Es wurde 1734 in Altona versucht, eine Seidenmanufaktur anzulegen. Der Seiden-„fabriquant" Borcholt aus Leipzig, der dort einen Betrieb von 200 Personen gehabt hatte, wurde mit der Errichtung betraut. Er ließ 12 Arbeiter und 180—200 Ztr. Maschinen kommen; 10—20 Kinder aus dem Waisenhause sollten in der Manufaktur arbeiten; der Seidenweber Saigné sollte seinen Betrieb von 10 Webstühlen niederlegen, um Werkmeister bei Borcholt zu werden[4]). Die Erwartungen, die man an diesen Betrieb gestellt hatte, erfüllten sich aber nicht. Zwar waren 1739 7 Stühle in Gang, aber 1740 waren nur 4 Taue vorhanden[5]).

1) P. B. 1813, S. 221.

2) R. A. Koph.: 632, Div. Sager.

3) Daß ein solcher verlagsmäßig arbeitender Betrieb auch einen bedeutenden Umfang annehmen konnte, zeigte sich 1782 bei Daniel Vivié, der für Samuel Warburg arbeitete. Er hatte: 11 Stühle, 8 Ges., 2 Lehrl., 25 Seidenwinder, 9 Spuljungen. K. K. T. Extraktprotokoller (R. A. Koph.: K. K. T. J. Sager, 154, Nr. 497).

4) St. A. Kiel: A. XVIII, 3838.

5) R. A. Koph.: (1736—65) K. K. T. Extraktprotokoller, Bd. A, S. 402.

1738 machte der aus dem Kanton Bern stammende Besitzer einer Seidenmanufaktur von 16 Stühlen in Hamburg, namens Daniel Nüsperlin, den Vorschlag, ihm die Gebäude der Borchholtschen Manufaktur für seinen Betrieb zu überlassen, weil dieser die Seidenweberei nicht zustande gebracht habe. Aber 1739 hatte Nüsperlin den Plan, darin eine Baumwollenmanufaktur und Seidenfärberei anzulegen. Dies wurde ihm auch gestattet unter der Bedingung, daß er wenigstens 12 gehende Stühle für Zeugherstellung in Tätigkeit hielte. Auf keinem der Stühle dürften Strümpfe und Bänder gemacht werden. Wie groß diese Manufaktur (hier nun als Tuchmanufaktur unter a gehörend) wurde, ist nicht angegeben. 1746 mußte Nüsperlin sie infolge Mangels an Mitteln aufgeben.

d. Spiegel- und Möbelmanufakturen.

Die Spiegelherstellung wurde häufig zusammen mit dem Herstellen der Spiegelrahmen und anderen Möbelherstellungszweigen in einem Betriebe zusammengefaßt. Im scharfen Kampfe mit der Zunft der Tischler mußten sich Joh. Jac. und Joh. Fr. Köster in Altona 1787 durchsetzen. Sie hatten früher je eine „Spiegel- und Mobilienhandlung" gehabt. Joh. Fr. Köster war selbst Meister der Tischlerzunft. Es heißt aber, daß einige der Tischler lange Zeit vorher für die Gebrüder Köster gearbeitet hätten [1]). Sie hatten demnach die Tischlermeister verlegt. Wenn sie nun eine Spiegelbelegmanufaktur errichteten, so war das ein Übergang vom Verlagssystem zum Großbetrieb. Angeregt dazu wurden die Gebr. Köster anscheinend von den Hamburger Mobilienhändlern, welche die „sogenannten heimlichen Tischler, deren dort zum Mindesten 1200 leben, in ihren Werkstätten für Tagelohn" arbeiten ließen. Auch die Gebr. Köster ließen durch „unzünftige Pfuscher aus Hamburg" in ihren Häusern Möbelarbeiten verfertigen. Die Tischlermeister versuchten, die Arbeiten Kösters möglichst schlecht zu machen: „Die Künstler sind aber von besonderem Schlage"; es sind „Soldaten, entlaufene Meister, Böhnhasen, die in Hamburg wohnen, des Morgens heraus nach Altona kommen und des Abends wieder nach ihren Schlafstellen gehen".

Der Betrieb Kösters war allerdings auch anfangs „unwichtig" gewesen, bis die Besitzer nach und nach „zu der itzigen ansehnlichen Lage" gekommen waren, „um als Fabrikanten betrachtet zu werden". Zur Erhaltung und Vergrößerung ihrer „Fabrik" wünschten

[1]) St. A. Kiel: A. XVIII, 3840.

sie „außer aller Verbindung mit dem Tischler Amte zu kommen“ [1]). Ihre Werkstätten hatten sie vorläufig in ihrer Wohnung, aber wenn sie zu klein werden würden, wollten sie sich an anderen Stellen der Stadt etablieren.

Ein Betrieb derselben Art entstand im selben Jahre in Glückstadt (Lösekann), der sich aber dort nicht halten konnte und deshalb 1794 nach Altona übersiedelte [2]).

Ein gemeinsamer Betrieb der Gebr. Köster kam nicht zustande. 1795 war nur noch einer der Brüder dort.

Übersicht über die Betriebsgröße dieser Manufakturen:

	Joh. Fr. Köster		Joh. Jac. Köster		Lösekann	
	Pers.	Prod.-Wert	Pers.	Prod.-Wert	Pers.	Prod.-Wert
1787	22	23000	15	14500	—	—
1788	20	?	?	?	—	—
1789	?	?	14	?	—	—
1795	20	20000	—	—	5—6	3000 Rtlr.
1796	18	20000	—	—	6	12000 ℳ

1808 Joh. Fr. Köster: 2 Personen, „alles übrige macht Köster jun. selbst“. Lösekann: 1798 15—18000 Rtlr.; seit der Zollverordnung von 1803 lag der Betrieb still.

Nach dem Weggang Lösekanns aus Glückstadt war dort ein neuer Betrieb (Glaser Albers) entstanden, der aber trotz der gestellten Erwartungen nicht über den Kleinbetrieb hinauskam (1794: 3 Gesellen, Produktion: 6000 ℳ). 1801 ging der Betrieb ein.

Doch nach dieser Zeit muß ein neuer Betrieb dieser Art dort angelegt worden sein [3]). 1843 hatte Kaufmann Dütsch einen Betrieb mit 6 Tischlern, Vergoldern und Polierern und stellte 168 Spiegel her. Er beabsichtigte aber, 14 Arbeiter zu beschäftigen [4]). 1845 hatte er jedoch nur 4 Arbeiter. — In Flensburg konnte die Spiegelbelegmanufaktur von W. Lange auch nicht recht vorwärtskommen (infolge der ausländischen Konkurrenz). Sie war 1805 entstanden und hatte 1819: 9 Arbeiter, 1821: 8 Arbeiter (und 1448 Rtlr. Produktionswert), 1826: 6 Arbeiter, 1838: 8 Arbeiter.

---

[1]) Die Amtsmeister waren der Ansicht, daß die Gebr. Köster durch die vermehrte Zahl der Arbeiter sie zwingen wollten, sich ihnen zu unterwerfen. Zur Abwehr wollten sie daher „eine Niederlage von Mobilien“ errichten, weil sie glaubten, „auch selbst schöne Meubeln verfertigen“ zu können.

[2]) St. A. Kiel: A. XVIII, 3409.

[3]) R. A. Koph.: K. K. T. J. Sager, 167, Nr. 93.

[4]) St. A. Kiel: A. XVIII, 3409.

In Schleswig entstand eine Spiegelbelegmanufaktur aus einem Möbelmagazin, das die Tischlerzunft zum Absatze ihrer Waren angelegt hatte. Aber 1814 hatte der Tischler Peter Wichmann es in seiner Hand. Er beschäftigte dabei 6 Personen täglich. Außerdem wurden „dadurch 30 Handwerker in Arbeit gehalten", wahrscheinlich verlegt. 1826 hatte Wichmann 11 Arbeiter. Im Jahre 1835 wird der Betrieb als Spiegelbelegmanufaktur unter dem Deputierten und Tischlermeister Keck erwähnt; er hatte damals 10—12 Arbeiter.

Altona hatte 1845 wieder einen mittleren Betrieb, der 1801 Stück Spiegelglas, 2200 Stück Spiegel und 180 Spiegelrahmen herstellte[1])[2]).

Das Zusammengesetzte der Manufaktur kam zum Ausdruck in den verschiedenen Betriebsabteilungen, die hier unter einer Leitung standen. Bei Köster waren Vergolder- und Tischlerwerkstätte im Hause, eine Bildhauerwerkstatt außer dem Hause. Die 20 Arbeiter setzten sich z. T. aus Tischlern, Vergoldern und Bildhauern zusammen. Außerdem muß aber eine Spiegelbelegwerkstatt mit den entsprechenden Arbeitern vorhanden gewesen sein. Das sieht man aus den vorhandenen Arbeitsmitteln[3]): 2 große Belegtische, 1 kleiner Belegtisch mit Gewichten und kompleter Einrichtung zum Spiegelbelegen nebst Abzieh- und Poliertischen. In Flensburg wurden 1835 die Spiegel neben dem Belegen und Polieren auch geschliffen.

e. Wagenmanufakturen.

In einem größeren Maßstabe zusammengesetzt als die vorhergehenden waren die Wagenmanufakturen. Hier waren Stellmacher, Schmiede, Schlosser, Sattler, Korbmacher und Maler vereinigt. Es wurde deshalb auch als etwas Außergewöhnliches betrachtet, als 1826 der Amtsschmiedemeister Hammerich in Schleswig die Erlaubnis bekam, „Leute von allen Gewerben, die bei der Verfertigung von Wagen notwendig sind, selbst zu halten"[4]).

---

[1]) B. L. 1847, S. 174.

[2]) 1854 wurde die Möbelherstellung in Altona als „fabrikmäßig" bezeichnet, während die Kieler Tischler noch für ein Hamburger Möbelgeschäft arbeiteten (Kieler Handels- u. Ind.-Verein, a. a. O., S. 16).

[3]) R. A. Koph.: 632, Div. Sager.

[4]) So ausgedehnt waren die Privilegien dieser Art früher nie gewesen; man hatte bisher nur Befreiung von den Bestimmungen einer bestimmten Zunft gewährt. Dieses eine Beispiel gab u. a. nicht nur die Anregung zur Anlage von weiteren Wagenmanufakturen, sondern auch zu Betriebserweiterungen

Betriebsgröße:

Jahreszahl	Arbeiter	Handlanger
1827	17	1
1830	14	6
1834	25	—
1835	27	—
1838	16	—

1835 wird der Betrieb „ein in unserem Lande neues und in seiner Art großartiges Etablissement" genannt. Jedoch konnten alle Arbeiten noch nicht im eigenen Betriebe hergestellt werden. Mehreren Meistern in der Stadt wurden einzelne Aufträge überwiesen. Es wurde damals gesagt, daß die Wagen durch Handwerker nie so billig hergestellt werden könnten, da der eine Handwerker leicht das verderbe, was der andere gutmache. Der Vorteil eines solchen Betriebes liege darin, daß die Arbeiter hier unter Aufsicht ständen. In Preetz und Kiel war 1838 je eine Wagenmanufaktur vorhanden. Im ersteren Ort hatte J. Caspar H. Heine in Firma Chr. Heine und Sohn 13 Arbeiter (3 Sattler, 4 Stell- und Radmacher, 3 Schmiede, 1 Schlosser, 2 Lakierer). In Kiel hatte Lorenz Höpfner 12 Arbeiter und machte Kutschen-, Wagen- und Tapezierarbeiten. 1845 nennt sich der Betrieb „Wagen- und Sattelfabrik"; in ihm waren 14 Arbeiter beschäftigt.

f. Schiffsbauereien.

Eine Zusammenfassung von mehreren Handwerkern war ebenfalls beim Schiffsbau nötig. Sie fand in größerem Maßstabe aber nur zu den Zeiten statt, wenn ein neues Schiff gebaut wurde. Zur Ausbesserung von alten Schiffen war nicht eine so große Zahl von Arbeitern notwendig. Daraus mögen auch die schwankenden Arbeiterzahlen zu erklären sein, die wir überall im Schiffsbaugewerbe finden.

Aber weshalb hier keine größeren Betriebe im Vergleich zu anderen Städten entstanden, lag daran, daß der Schiffsbedarf in Schleswig-Holstein nicht solchen Umfang hatte. Das kam auch in der Größe der Schiffe zum Ausdruck. In Lübeck waren die Schiffe zum Teil über 100 Last groß [1]), während die vier größten Schiffe der

in der Schiffsbauerei und zur Anlage von Eisengießereien u. Maschinenbauanstalten. Immer wieder wird in den Gesuchen Hammerich in Schleswig als Beispiel angeführt.

[1]) 1 preußische Commerzlast = 2000 kg = 40 Zentner.

Familie Otte in Eckernförde, die auch mit Westindien Handel trieben, 1768 nur je 50 Last hatten [1]) [2]).

Aber auch deswegen konnten zunächst keine Großbetriebe entstehen, weil im Schiffsbau eine besondere Arbeitsorganisation vorlag. Die Arbeiten an den Schiffen wurden nicht von fest angestellten Arbeitern verrichtet, sondern von selbständigen Handwerkern des betreffenden Ortes. Teilarbeiten am Gesamtbau wurden den einzelnen Handwerkern übertragen. Die Leitung der Gesamtarbeit lag mitunter beim Schiffsreeder oder wurde von ihm besonderen Personen übertragen, aus denen sich im Laufe der Zeit die Schiffsbaumeister entwickelten. Dieses ältere System wird z. B. 1747 in Altona bestanden haben, wo drei Schiffswerften waren, „von denen einige 100 Familien leben" [3]). Ebenso war es bei Lexow in Tönning, der um 1800 nach zweijährigem „Sollicitieren und vielfältigem Bemühen ein Plätzchen zur Vergrößerung des nur zu knappen Schiffbauplatzes" erhielt. „Und sofort ward von dem thätigen Mann diesen Sommer ein neues Schiff auf den Stapel gelegt". Außerdem hatte er „wenigstens 40 Fahrzeuge ausbessern lassen". Im Jahre vorher hatte Dühr „das erste, das seit Menschengedenken in Tönning gezimmert ist", vom Stapel gelassen [4]).

In Elmshorn, wo J. Fink 1835 Schiffsbaumeister war und 3 Hellinge hatte und „abwechselnd" 6—34 Mann beschäftigte, mußten die Schmiede- und Tischlerarbeiten im Flecken von den Meistern der Zünfte gemacht werden. — Als während der Elbblokade viele amerikanische Schiffe in Tönning einliefen, beschäftigte Jones (2 Hellinge) bei der Reparatur dieser Schiffe 40 Leute [5]). In Apenrade wurden bei einer Schiffsbauerei 1826 50—60 Zimmerleute beschäftigt, die Schiffe von zusammen 143 Kommerzlasten auf Bestellung herstellten. 1827 waren 100 Arbeiter dort tätig, aber ausdrücklich wurde gesagt, daß keine festen Arbeiter vorhanden wären. Anzunehmen ist aber, daß trotzdem eine kleine Anzahl von Arbeitern und Tagelöhnern bei jedem Betriebe festangestellt war. Der großen Anzahl der Handwerker aber wurde nur nach Bedarf eine Arbeit übertragen. Dies bestätigt auch eine Auskunft, die Frahm (Schiffsbaumeister) und

---

[1]) 1 dänische Commerzlast = 2600 kg = 52 Zentner.

[2]) Wenn bei den lübeckischen Schiffen preußische Kommerzlast gemeint ist, dann verschiebt sich das Bild etwas zu Gunsten der Otteschen Schiffe.

[3]) Schmid, a. a. O., S. 287.

[4]) Niemann, Schleswig-Holst. Vaterlandskunde, 1 St., S. 177.

[5]) St. M. v. F., 1835, S. 277.

Schweffel (Schiffsreeder und Kaufmann) 1827 in den „Fabrik-Listen" gaben: „Bestimmte Anzahl fester Arbeiter nicht vorhanden, da Schiffsbauherr gerade so viel Arbeiter anstellt, als ihm nötig erscheint. Zur groben Arbeit, Behauen des Holzes, Tagelöhner. Arbeiter direkt für den Schiffsbau sind 40—50 vorhanden." „Einen sogenannten Constructeur gibt es hier nicht; wohl aber drei Schiffsbauer, die sowohl nach eigner Erfindung als auch nach Zeichnungen Schiffe bauen können".

Im Laufe der Zeit werden aber hier und da Betriebe mit beiden Arbeiterarten (festangestellten und selbständigen) aufgekommen sein. In Nübel an der Eider hatte A. C. Jäger eine Werft, auf der er 20 Leute beschäftigte. Außerdem fanden die Tischler und Schmiede im Dorfe dabei Beschäftigung. Bei der Schiffsbauerei von J. Paap u. Comp. in Rendsburg waren 1837 zwar noch keine festen Arbeiter, vor allem keine festen Zimmerleute. Aber einige der Leute, die die nötigen Kenntnisse hatten und „die sonst bei den übrigen Handelsgeschäften" von Paap u. Comp. gebraucht wurden, wurden, wenn sonst keine Arbeit für sie da war, beim Schiffsbau verwandt. Einer von ihnen konnte auch Zeichnungen verfertigen. Er hatte die Aufsicht über die Schiffsbauerei. Es war aber kein eigentlicher Konstrukteur angestellt.

Schiffsbauereien dieser Art waren über das ganze Land verstreut. Aus diesen Verhältnissen heraus kann man die Widerstände der Zünfte verstehen, die sich nach 1830 regten, als das Nichtgebundensein an die Zunftbestimmungen (zuerst 1833 von Frahm in Kiel) auch für die Schiffsbauereien durchgesetzt wurde. Von dieser Zeit ab war es möglich, Betriebe mit festangestellten Arbeitern zu errichten. Wie weit dieses Prinzip sich bei den einzelnen Schiffsbauereien durchsetzte, konnte nicht festgestellt werden. Betriebe mit etwa 20—25 Arbeitern kommen an verschiedenen Stellen vor.

Als das Eisen- und Dampfschiff aufkam, sind diese Holzschiffbauereien immer mehr verschwunden. In Kiel übernahm die Eisengießerei und Maschinenbauanstalt von Schweffel und Howaldt nach 1845 auch Schiffsbauten.

IV. Gemischte Betriebe.

1. Kupfer-, Messing- und Drahtmühlen.

Wenn auch die holsteinischen Kupfer-, Messing- und Drahtmühlen fast alle in Händen von Hamburger und Lübecker Kaufleuten

(meistens in Erbpacht) waren, so gelang es doch nur 6—7, von im ganzen etwa 17—18, Großbetriebe zu werden. Alle anderen waren und blieben Kleinbetriebe.

Die Kaufleute hielten sich auf den Mühlen einen oder mehrere Meister und Gesellen für die technische Ausführung der Arbeit und oft einen Schreiber oder Rechnungsführer zur Kontrolle. Die geschäftliche Leitung, Einkauf der Rohstoffe und Absatz der Produkte, besorgten sie selbst von Hamburg oder Lübeck aus, von wo aus sie das Rohmaterial mit Ausführungsaufträgen zu den Mühlen schickten [1]).

Großbetriebe waren folgende Mühlen in Holstein:

		Gegründet	Zum ersten Mal erwähnt
I.	Hoherdamm (Gut Borstel) westlich Oldesloe an der Beste.	?	
II.	Poppenbüttel an der Alster	?	
III.	Nütschau (Sühlen) an der Trave	?	
IV.	Lütjensee-Grönwohld an der Bille (Kaufmann Amsinck)	1634	
V.	Oldesloe	1515	
VI.	Hamfelde (nur kurze Lebensdauer) (Amt Trittau)	1681	
VII.	Gronenberg, Amt Ahrensbök (südwestl. Neustadt.)	?	1834
VIII.	Rethwisch an der Trave (südöstl. Oldesloe)	?	1736

Über die drei ersten Kupfer- und Messingmühlen waren nur ganz vereinzelt (über Poppenbüttel überhaupt keine) Größenzahlen zu finden. Was wir aber sonst darüber wissen, läßt vermuten, daß sie die größten von allen waren.

Die Hoherdammer Mühle (I.) hatte

1778	1809	1813	1841	
90	20	?	?	Arbeiter
150	?	160—180	160—180	Tausend ℔

Kupfer und Messing wurden hergestellt.

[1]) Daneben kam aber auch Lohnwerk für städtische Kaufleute vor, wenn ausnahmsweise eine Mühle nicht in ihrer Pacht stand, sondern von dem gutsherrschaftlichen Besitzer selbst betrieben wurde. So war es z. B. in Poppenbüttel. Der Eigentümer „beschafft die Arbeit teils für eigne, teils für Rechnung Hamburger Kaufleute“. (P. B. 1789, H. 5, S. 317.) So war es eine Zeit lang auch auf der Hamfelder Mühle. Der Kaufmann Thielpap aus Hamburg, „der diese Mühle mit Arbeit versehen, in so schlechte Umstände geraten ist, daß er bonis cediren müßen“. Der Betrieb wurde daher seit 1772 nicht viel gebraucht, weil der Eigner für sich und seine beiden Gesellen von niemand anders Arbeit bekommen konnte. (St. A. Kiel: B. X, f. Nr. 471.) Es handelte sich hier um einen Handwerksbetrieb, während sonst die übrigen kleinen Kupfermühlen zwar Kleinbetriebe jedoch nicht „Geschäftsbetriebe von Handwerkern“ waren.

Über die Poppenbütteler Mühle (II.) hören wir nur, daß sie ein „bedeutendes Werk“ war; das zeigt auch die hohe Unterstützung, die der Staat am Ende des 18. Jahrhunderts diesem Werk gewährte (s. o.).

Die Kupfermühle zu Nütschau (III.) hatte

1778	1809	
38	2	Arbeiter.

Die Mühle auf Hoherdamm (I.) wurde im Jahre 1792 Staatsbesitz und hielt sich auf einer gewissen Größe. Wahrscheinlich wird diese Mühle nach Aufhebung der Kontinentalsperre wieder einen größeren Umfang angenommen haben. Die Produktionshöhe (1841 160 bis 180000 ℔) übersteigt jedenfalls die, welche in der Crusauer Kupfermühle 1842 (150000 ℔) bei 40—50 Arbeitern (s. unten über diesen Betrieb) erreicht wurde.

Seit 1677 werden die Kaufleute Amsinck aus Hamburg als Pächter der zwischen Lütjensee und Grönwohld belegenen (IV.) Mühle (Kupfer-, Messing- und Drahtmühle) genannt, und seit dieser Zeit hört man von einem Großbetrieb. Sie hatte

1692	1744	1784	1792	1795	1810	
17	31	39	40	38	38	Arbeiter;
					150	Tausend ℔

verschiedener Produkte wurden hergestellt.

Die drei Betriebsabteilungen waren räumlich von einander getrennt. Die Drahtmühle lag unten am Strome, die Messingmühle in der Mitte, die Kupfermühle oben. Bei der Drahtmühle (1750) lagen der Brennofen, die Mühlenhütte, das Schmiedehaus, der Gallmey-Schauer und das Beizhaus. (Dabei 5 Wohnhäuser inklusive der sogenannten „langen Reihe“).

Bei der Messingmühle lag nur die Mühlenhütte (und ein Gebäude mit 3 Wohnungen).

Bei der Kupfermühle: Hütte und Schmiede (Wohnhaus und Stall).

Die Verteilung der Arbeiter auf diese 3 Abteilungen war 1744 folgende:

1. Bei der Drahtmühle: 1 Brennmeister, 1 Brennerknecht, 3 Mühlenschläger, 2 Drahtmeister, 7 Drahtzieher, 4 Drahtschneider (inkl. Zimmermann, der auch zum Schneiden benutzt wurde), 4 Messingschaber, 1 Stahlmeister, 1 Schmied; die Witwe des Kuhhirts stempelte und sichtete die Gefäße.

2. Bei der Messingmühle: 3 Messingschläger.

---

[1]) St. A. Kiel: B. X, 1, N. 470, 468 u. 467.

3. Bei der Kupfermühle: 1 Kupferschmied und 2 Gesellen. Im Jahre 1784 wird auch ein Schreiber genannt.

Sehr viel kleiner war schon die Oldesloer Kupfermühle. (V.) Sie hatte

1774	1778	1783	1784	1791	1792	1795	1801	1811	
9	7	7	5	6	6	6	7	10	Arbeiter

1778 wurden 178 bis 180, 1811 60 bis 80 Schiffs-℔ Kupfer hergestellt.

Diese Mühle muß aber früher größer gewesen sein. Sie hatte aus 4 Kupfer- und Messingmühlen bestanden. 1795 hatte sie nur 2 Kupfer- und Messingmühlen mit einem großen Hammer, acht kleinen Hämmern, einem Gießofen und drei Hütten[1]). Im Jahre 1814 wurde sie in eine Papiermühle umgewandelt.

Die Hamfelder Mühle (VI), die früher im Lohnwerk gearbeitet hatte, hatte im Jahre 1792, als sie von dem Kaufmann Willinck gepachtet wurde, 9 Arbeiter und im Jahre 1795 (unter Kaufmann Poppe) nur 4 Arbeiter.

Die Mühle zu Gronenberg (VII) scheint sehr spät entstanden zu sein. Es war eine Messingschlägerei und Drahtzieherei. 1834 hatte sie 8 und 1838 nur 4 Arbeiter.

Von der Rethwischer[2]) Mühle (VIII) ist nur bekannt, daß sie 1782 5 Meister, 1786 6 Meister hatte. 1794 wurde sie Staatsbesitz und ging 1795 ein. Den einzelnen Betriebsabteilungen nach zu urteilen, muß sie zu den größten Mühlen gehört haben. Im Jahre 1736 waren dort 5 Mühlengänge, (3 für die Messingmühle, je 1 für die Kupfer- und Drahtmühle), 1 Gallmey-Mühle und 1 Brennofen. 1782, als inzwischen die Drahtmühle eingegangen und dafür eine Messingmühle hinzugekommen war, bestand das Werk aus 4 Messinghütten (Gießhütte, Kesselhütte, 2 Latunhütten), 1 Kupferhütte, 1 Bereite- und 1 Schabhaus. Auch die 1782 vorhandenen Arbeitsmittel deuten auf einen großen Umfang:

In der 1. Messinghütte (unter Meister Ruß): 5 Beckenhämmer, 6 Düpfhämmer, 1 Mackhammer, 7 Ambosse von gegossenem Eisen, 5 von geschmiedetem Eisen.

In der 2. Messinghütte (unter Meister Oldenberg): 3 Beckenhämmer, 6 Düpfhämmer, 1 Mackhammer, 1 Schürhammer, 13 Ambosse.

In der 3. Messinghütte (unter Meister Moßen): 6 Beckenhämmer.

---

1) P. B. 1795, H. 6, S. 315 ff.

2) St. A. Kiel: B. VIII, 1, Nr. 142.

In der 4. (Messing) „Draht — itzt Latun"-Hütte (unter Meister Hering): 10 Beckenhämmer, 11 Ambosse.

In der Kupferhütte (unter Meister Sager): 2 Kupferhämmer, 6 Ambosse, 1 Gießkessel.

Im Messingbereitehaus (unter Meister Fischer, der zugleich Schreiber war): 1 Drehbank, 5 Ambosse.

Im Schabhaus: 6 Schabblöcke.

Außerdem war noch das „Schreiberhaus" mit Brennhaus und Kupferkammer dort.

Ob einige der anderen Mühlen in der Zeit, aus der keine Zahlen vorliegen (aus dem 16. und 17. Jahrhundert), Großbetriebe waren, läßt sich nicht sagen. Von den größeren Mühlen war 1845 nur noch die zu Nütschau vorhanden.

Am Ende des 18. Jahrhunderts ging es mit den holsteinischen Kupfer-, Messing- und Drahtmühlen immer mehr bergab. Es waren in Frankreich und am Harz neue Großbetriebe dieser Art entstanden, die nun die Absatzgebiete Frankreich und Spanien versorgten und mit denen die holsteinischen Mühlen nicht konkurrieren konnten. Schon 1772 stand es für die Betriebe in Holstein sehr schlecht. Bei der Frage, ob den Kupfermühlen zu Borstel, Nütschau und Höltenklinken eine Konzession erteilt werden solle, hieß es[1]): „Dazu ist umso mehr anzuraten, als eines theils die Gewerke an sich betrachtet den Besitzern keinen großen Gewinn verschaffen, wenn man die Zinsen und das Capital, welches zur Anlegung der Mühle erforderlich gewesen, und die jährlichen Unterhaltungskosten berechnet"; und „der Fortgang dieser Fabrike ist so mißlich, daß bei irgend einiger Beschwerung deren Stillstand fast gewis zu besorgen" ist. 1794 rät der Amtmann ab, von dem Vorkaufsrecht gegenüber der Kupfermühle zu Reinfeld[2]) Gebrauch zu machen, da er überzeugt ist, „daß von dem glücklichen Bestande dieses Werkes wenig zu hoffen sei". Diese Überzeugung war durch eingezogene Erkundigungen von anderen Werken noch mehr bestärkt worden.

Anders war aber die Entwicklung der Kupfermühle zu Crusau bei Flensburg im Herzogtum Schleswig. Sie war nicht eine landes- oder gutsherrschaftliche Gründung, sondern schon 1632 von dem Flensburger Bürgermeister Karsten Beyer an Stelle der ruinierten und verwüsteten „Hammermühle" projektiert worden. Nachdem sie inzwischen zweimal abgebrannt war, wurde sie 1682 mit Privilegien versehen, zu

[1]) St. A. Kiel: A. XXII, 272.
[2]) Ebenda, B. VIII, 1, Nr. 142.

denen im Laufe der Zeit noch mehrere hinzukamen. Nach 1700 begann unter dem bald verstorbenen Hans Dencknar ein Neubau. Fortgesetzt wurde er von dem Bürgermeister Hilmer v. Lütten[1]). So war dieses Werk schon von Anfang an auf anderer Grundlage errichtet worden.

Die Crusauer Kupfermühle hatte

	1737	1799	1813	1826	1833	1835	1838	1842	
mehr als	20	23	60	56	46	45	44	40—50	Arbeiter,
			600	498	486	Schiffs-℔		150000 ℔	Produkte.

Zwar war die Mühle schon 1740 „wegen Unvermögens der Besitzer solchergestalt in Abnahme gerathen, daß woferner sich nicht andere wohlhabende Leute derselben annehmen, solches schöne Werk in kurzer Zeit gar zu Grunde gehen würde". Die Schulden des Werks waren schließlich so groß geworden, daß der Leiter der Mühle, Joh. Caspar Schwartz, 1740 nach dem Tode des bisherigen Besitzers Nicolai Thor Straten einen Prozeß gegen die Erben des letzteren führen mußte, weil diese „von den Schulden nichts tragen wollen". Aber trotzdem hieß es 1783, daß die Mühle unter Justizrat Josias Thor Straten „durch Raffinement und unablässige Bemühungen" ständig zugenommen habe[2]). Diese Betriebsvergrößerungen fanden statt durch Angliederung von neuen Betriebsabteilungen. Das zeigt ein Vergleich der Abteilungen 1737 mit denen 1799.

1737 waren in Crusau[3]):

1. 1 Kupferhütte (mit 3 Personen): 1 großer Hammer mit sogenanntem Tiefhammer, 2 Schmiedeessen, 4 Blasebälge vom Wasser getrieben, 3 Wellen und 3 Räder.
2. 1 Kupferbrennerei und -bereiterei (mit 3 Personen): 1 Esse und Blasebalg.
3. 1 Messingschmelzhütte: 2 Brennöfen (1 in Betrieb), 2 große Steine für das Messinggießen, 1 Wägekammer mit großer starker „Bilance".
4. 2 Kesselschlägerhütten (die 3. liegt still), in jeder Hütte 3 Personen: 1 kleiner Hammer vom Wasser getrieben und 3 „mäßige Hämmer".
5. 1 Messingbereitehaus (5—6 Personen): 1 Wechselhammer, 1 Esse, 1 Blasebalg.
6. 1 Gallmey-Mühle und Gallmeyschauer.

[1]) P. B. 1833, S. 158.
[2]) R. A. Koph.: K. K. T. J. Sager, 154, Nr. 484.
[3]) St. A. Kiel: C. XII, 1, Nr. 350.

7. 1 Eisenschmiede: 1 Amboß, 2 Essen, 2 Blasebälge vom Wasser betrieben, 1 Handblasebalg.

1799 waren dort[1]):

1. Die Kupferkammer.
2. Der Brennofen zum Schmelzen.
3. Die alte Kupferhütte.
4. Die neue Kupferhütte.
5. Die große kupferne Werkstätte unter Meister Fischer.
6. Die Kupferwerkstätte unter Meister Koch.
7. Die Kupferwerkstätte unter Meister Grandt.
8. Die Messingbereiterei (für alle feinere Messingarbeit).
9. 4 Kesselschlägerhütten.
10. Die Drahtzieherei.
11. Die Beckenschlägerei unter Meister Witte.
12. Das Bleiwalzwerk.
13. Das Gelbgießerwerk unter Meister Liliendahl.
14. Das Kupferwalzwerk.

Schon 1774 war der Entschluß gefaßt worden, die Kupfermühle „ansehnlich zu vergrößern". Bis 1774 war bereits „über eine Tonne Goldes" zur Erweiterung des Betriebes verwandt worden. Im Jahre 1792 war das Bleiwalzwerk fertig, „aber noch kein Fortgang, da die gesuchten Freiheiten nicht bewilligt worden sind"[2]). Es scheint, daß man diese Neuanlagen zunächst noch nicht hat ausnutzen können, da unter dem Einfluß von Absatzkrisen der Produktionswert 1792 auf 50945 Rtlr. 32 ß (1783: Produktionswert 100000 Rtlr.) sank. Hinzu kam etwas später die Abnahme des Absatzes infolge der Zollverordnungen 1797 und 1803.

Erst die Heereslieferungen nach 1800 brachten neues Leben in den Betrieb. Gleichzeitig tauchten (1813) neue Erweiterungspläne auf[3]). Thor Straten wollte den Niehuser See und den Aalkistenteich ankaufen, „um den Flensburger Kupfer- und Messing-Werken, die unterhalb dieser Teiche am Mühlenteiche liegen, vor welchem 16 Werke arbeiten, eine Erweiterung zu verschaffen, vermittelst gedoppelter Benutzung der für dieselben dargebothenen Wasserkräfte". Die Kupferwalzwerke, die ausschließlich für den königlichen Flottendienst arbeiteten, sollten außerhalb aller Verbindung mit den übrigen Werken gesetzt werden und an die oben genannten Teiche verlegt werden, „um un-

[1]) St. A. Kiel: A. XVIII, 2286.
[2]) R. A. Kopb.: K. K. T. J. Sager, 164.
[3]) St. A. Kiel: C. XII, 1, Nr. 350.

unterbrochen in Gang gehalten zu werden, weil dieses der königliche Dienst erfordert". Außerdem sollte dort ein „Plattaufschläger- und Drahtzieher Werk" angelegt werden.

Aber trotz dieses Aufschwungs, trotz dieser Pläne und trotz der vom Staate gewährten Unterstützungen (Anleihen, Erneuerung der Privilegien) gelang es Thor Straten nicht, die Kupfermühle zu behalten. Er machte 1841 Konkurs[1]). 1843 war sie im Besitze von Danielsen und Gorriser jun. Über den Zustand der Abteilungen der Kupfermühle erfahren wir 1842 folgendes:

Alle waren in zwei großen, teils hölzernen, teils brandmauernen Gebäuden untergebracht. In dem großen, links der Crusau, waren zwei Kesselhütten (eine mit drei, eine mit vier Hämmern), eine Hammerhütte (mit Wurf- und Platthammer, Reverberirofen und Bälgen), die Krätzwäscherei und das Walzwerk untergebracht, letzteres ganz von Eisen, ferner fünf Wasserräder (Wasser von oben aus einer 100 Fuß langen Kumme).

In dem kleineren Gebäude rechts der Crusau befanden sich drei Kupferhämmer (ein Wurf-, ein Schanz-, ein Platthammer) und ein Reverberirofen mit Bälgen und drei Wasserräder (mit Kummen).

Messingbrennerei und Kupferlager waren in der Nähe. Zur Kupfermühle gehörten ein Wirtshausgebäude, eine Ziegelei, das Landgut Crusau und 34 Arbeiterwohnungen.

Die Verteilung der 40—50 Arbeiter auf die Abteilungen war 1842 so: 15 bei den Wasserwerken, 2 bei der Messingbrennerei, die übrigen bei den folgenden fünf verschiedenen Werkstätten:

1. der großen Werkstatt für die großen Branntweinkessel und dgl.,
2. der großen Werkstatt für die Teekessel,
3. der Messingbereiterei für alle Art feiner Messingarbeit,
4. der Beckenschlägerei,
5. der Rotgießerei.

Außerdem befand sich dort eine Eisenschmiede mit 12 Mann. Der große Reverberirofen konnte 4—5000 ℔ Kupfer auf einmal fassen.

Der Wert der Mühle wurde 1737 auf	14000 ℳ	Lübsch
des Messingwerks auf	39108 „	„
das ganze Werk also auf	53108 ℳ	„ geschätzt[2]).

[1]) P. B., 1833, S. 158 ff.

[2]) St. A. Kiel: C. XII, 1, Nr. 350.

1811 wurden folgende Werte angegeben[1]):

Wert der Gebäude des Betriebes	30660 Rtlr.		
Wert des Wasserwerks und der hölzernen Maschinen	7652	„	16 ß
Wert des Eisengeräts und des Walzwerks . .	14291	„	12 ß
	52603 Rtlr.		28 ß
Wert des Land- und Waldbesitzes und Moores (800 To. Land)	69882	„	4 ß
Wert der Gebäude des Landguts	5705	„	
Alles zusammen	128190 Rtlr.		32 ß

Die Aufzählung der verschiedenen Betriebsabteilungen zeigt schon, daß mehrere zweckerfüllende Vorgänge in Frage kamen, die mit verschiedenen Arbeitsmitteln ausgeführt wurden: Platten und Böden wurden mit mechanisch betriebenen Hämmern hergestellt, daneben gab es aber handwerkliche Kupfer- und Messingschmiedearbeit (Kessel aller Art) und Gießereiarbeit (allgemeine Hausgegenstände). Später brachte die Herstellung von gewalzten Platten eine Mechanisierung einer Produktionsabteilung.

Bei den holsteinischen Mühlen herrschte mehr die Plattenarbeit vor; doch auch hier gab es Kupfer- und Messingschmiedereien. In Flensburg-Crusau war die handwerkliche Arbeit sehr umfangreich. Zuweilen wurde hier, der Not gehorchend, das Plattenmachen ganz zurückgestellt, und so konnte es dann auch vorkommen, daß ein Unterschied dieses Betriebes von Handwerksbetrieben angezweifelt wurde. Dies geschah 1841 in einer Beschwerde der Kupferschmiede darüber, daß in Crusau die so sehr von ihnen benötigten Kupferbleche nicht zu haben seien. Es heißt darin[2]): „Der Betrieb dieser Fabrik ist eigentlich kein Fabrikbetrieb zu nennen. Sie beschäftigt sich im wesentlichen nur mit den gewöhnlichen kleineren Kupferschmiede-, Roth- und Gelbgießerarbeiten. Die eigentlichen Fabrikarbeiten, die Anfertigung der kupfernen Bleche und Böden, werden gänzlich zurückgestellt. Einen Vorrath dieser von den Kupferschmieden täglich begehrten Artikel hat die Fabrik nimmer".

Es war aber nicht immer notwendig, daß die Weiterverarbeitung in solchen Handwerksbetrieben, die Teilbetriebe des Gesamtbetriebes waren, vor sich ging. Wenn Kaufleute wie Gotthard und Hartmann aus Lübeck um 1800 mehrere kleinere Mühlen besaßen, dann konnte auch eine Arbeitsteilung unter den einzelnen Mühlen, die oft weit auseinander lagen, stattfinden. Die Platten wurden zu

1) P. B., 1833, S. 158.
2) St. A. Kiel: A. XVIII, 2154.

Trems bei Lübeck zubereitet und dann in Reinfeld angefahren, um zu Kesseln verarbeitet zu werden[1]). Daneben war auch die Weitervergebung der Handwerksarbeit an selbständige Kupferschmiede möglich, was aber sehr selten vorgekommen ist.

Die Überlegenheit des Großbetriebes wird 1795 bei der Oldesloer Kupfermühle[2]) folgendermaßen ausgedrückt: „Mit dem großen Hammer gehet die Arbeit sehr geschwinde, indem oft fünf und mehrere Kesselboden zusammengebogen, und so durch einen Schlag alle fünf nach und nach auseinander getrieben werden".

2. Eisenveredlungsbetriebe.

Zu den Eisenveredlungsbetrieben gehören Ankerschmieden, Blechfabriken, Eisengießereien und Maschinenbauanstalten. Wenn wir diese Betriebe hier aufzählen, dann sind wir uns dessen bewußt, daß unser Einteilungsprinzip sich hier infolge der vorhandenen Mannigfaltigkeit nicht ganz klar durchführen läßt. Die Ankerschmiederei konnte entweder nur mit handwerklichen Werkzeugen oder mit mechanisch betriebenen Hämmern arbeiten. Was in den unten genannten Betrieben vorherrschte, ließ sich nicht feststellen. In beiden Fällen gehören die Ankerschmieden nicht zu den „gemischten Betrieben"; nur dann wäre dies der Fall, wenn beide Verarbeitungsmethoden nebeneinander bestanden hätten.

Die Blechfabriken gehören nur insoweit hierher, als sie neben der Herstellung von Blechplatten auch Blech weiter zu Gebrauchsgegenständen verarbeiteten. Die Eisengießereien wären nur dann hier zu behandeln, wenn neben dem Gießen eine Weiterverarbeitung durch Bohrmaschinen und dergleichen Maschinen stattfand. Bei den Maschinenbauanstalten werden Gießen und Maschinenarbeit wohl immer nebeneinander bestanden haben.

Des Zusammenhangs wegen werden wir diese Betriebe hier zusammen behandeln.

Von einem Privilegium zur Anlegung einer „Stahlmanufaktur" in Rendsburg (Ende des 17. Jahrh.), von Projekten für „Eisen- und Stahl-Fabriquen" ist schon gesprochen worden. Ob jene tatsächlich bestanden hat, ob diese wirklich ausgeführt wurden, konnte nicht festgestellt werden.

---

1) P. B., 1795, H. 6, S. 315 ff.

2) Ebenda.

a. Ankerschmiede.

Über die 1747 in Altona[1]) vorhandenen Ankerschmieden und ihre Größe hören wir nichts. Erst 1783 wird etwas von einer größeren Ankerschmiede in Flensburg bekannt. Sie hatte 16 Gesellen, 2 Handlanger, 1 Meister und stellte für 10000 Rtlr. Anker her. 1784 betrug jedoch der Produktionswert ihrer Produkte nur 4000 Rtlr. und 1792 nur 2000 Rtlr. In diesem Jahre hatte die Ankerschmiede nur noch fünf Gesellen und zwei Feueressen[2]). 1835 wird ein Betrieb in Altona (Reimers) ohne Größenangabe erwähnt[3]).

b. Blechfabrik.

Die Blechfabrik auf Godthaab bei Hadersleben bestand nur kurze Zeit. 1771 wurde sie von Major Gerh. Nicolai Bleckenberg angelegt, wozu er 6000 Rtlr. verwandte, die er durch 30 Aktien zu je 200 Rtlr. aufbrachte[4]). Es sollten Blechplatten mit Hilfe von großen Hämmern, Blech-, Frisch- und Reckhämmern, daneben aber auch „Blech-Zeug" hergestellt werden. Bleckenberg ließ die „Fabrikleute" aus Sachsen kommen. Er selbst holte von dort acht Mann. 1776 hatte er 16 Arbeiter, z. T. Meister, z. T. Gesellen und Jungen. Bei der Verzinnung des Blechs wurden Weiber und Kinder beschäftigt. Bei vollem Betrieb wurden 5—600 Fässer Blech hergestellt. Im Jahre 1775 hatte man einen Blechvorrat im Werte von 6000 Rtlr. Der Absatz fehlte dafür aber. Die Interessenten, die ein Kapital von 15000 Rtlr. für den Betrieb hergegeben hatten, baten den Staat um Übernahme der Blechfabrik[5]). Schon am 13. Oktober 1775 wurde gemeldet, daß sie still stand. Später wird sie nicht mehr erwähnt.

Eine weiterverarbeitende Blechfabrik hatte (1835) Höpfner in Kiel. 1845 hatte er 10 Arbeiter und „die erforderlichen Maschinen und Einrichtungen zum Pressen".

c. Eisengießerei und Maschinenbauanstalten.

Außer den Glockengießereien, die aber Handwerksbetriebe blieben, gab es vor der Mitte des 18. Jahrhunderts keine Erwerbswirtschaften dieser Art in Schleswig-Holstein. Die erste bekannt gewordene Gießerei ist die von Paul Second de Causepied in

[1]) Schmid, a. a. O.
[2]) R. A. Koph.: K. K. T. J. Sager, 164, Nr. 84 u. 154, Nr. 474.
[3]) St. M. v. F., 1835, S. 355.
[4]) R. A. Koph.: K. K. T. Kommerce Journal (1772—73), Nr. 359.
[5]) Ebenda, K. K. T. J., 147, Nr. 40.

Altona 1759 angelegte, die 1766 für 10000 Mk. an Joh. Sorge verkauft wurde[1]). Sie hatte 1775 9 Gesellen und 3 Schmelzöfen. Die Produktionsmenge belief sich auf 4—500000 ℔.

1782 5 Arbeiter, 2 Schmelzöfen, 30000 ℔ Eisen.
1787 5 „ 1 „ 85550 „ „
1789 wird sie nicht mehr erwähnt[2]).

Erst mit der 1826 erfolgten Gründung der „Carlshütte" bei Rendsburg durch Holler ist wieder eine Eisengießerei in Schleswig-Holstein vorhanden.

Zunächst folgendes Bild von der Betriebsgröße:

	Arbeiter und Angestellte, „Officianten"	Produktionsmenge
1830[3])	95—100	?
1833	100	8—12000 Ztr. Eisengußwaren
1834[4])	80—100	10000 „ „
1835	90—100	?
1836[5])	100—120	10500 „ „
1837	120—130	11500 „ „
1838	130—140	?
1839	200—220	?
1841[6])	250	?
1842	ca. 260	14500 „ „
		5000 „ Roheisen
1843[7])	?	13000 „ Eisengußwaren
1844	?	16000 „ „
1845	250 feste Arbeiter	?

Im Jahre 1827 waren drei Gebäude fertig[8]), nämlich die Schmiede- und Tischlerwerkstätte, worin Wohnungen für Handwerker und Tagelöhner vorhanden waren, sowie das große Schmelzgebäude (Carlshütte genannt). Das große lange Kohlen-Magazin sollte nächstens fertig werden. — In dem ersten Gebäude war an dem einen Ende die Schmiede, an dem anderen die Tischlerwerkstätte. In der Mitte und in der zweiten Etage lagen Stuben für Handwerker und Arbeitsleute.

---

1) Volckens u. Hoppe, a. a. O., S. 53.
2) R. A. Kopb.: K. K. T. J. Sager, 147, Nr. 62.
3) St. A. Kiel: B. III, 1, Nr. 304.
4) Ebenda.
5) Ebenda.
6) Ebenda.
7) Ebenda, A. XXV, 735.
8) Hierfür und das Folgende über die „Carlshütte", St. A. Kiel: B. III, 1, Nr. 309.

Das große Schmelzgebäude war mit starken Grundmauern versehen. Hier sollte die Dampfmaschine untergebracht und die Schmelzerei betrieben werden. Der übrige Raum sollte für die Gießerei dienen.

Es war nach Ansicht Hollers notwendig, mit der Schmiede- und Tischlerwerkstatt zu beginnen, weil eine der Hauptaufgaben bei der Errichtung darin bestehen solle, alle Arbeitsmittel möglichst selbst herzustellen. Die Kosten für den Bezug aus dem Auslande (England) seien für ihn (Holler) zu groß, und Betriebe und Leute, welche solche Arbeitsmittel herstellen könnten, gäbe es im Lande nicht. „Ja, es hätte auch gar nichts gefruchtet, sogleich die Sache ins Große zu treiben, weil die Formkasten und Modelle in gehörigen Mengen unmöglich schnell herbei zu schaffen wären". Es war die Absicht Hollers, aus dem Wiesenerz Schleswig-Holsteins Roheisen zu gewinnen. Dafür sollte ein Hochofen gebaut werden. Um die Bestandteile für diesen billig herstellen zu können, wurde „ein kleinerer Ofen errichtet, womit die Bestandteile selbst ohne weitere Kosten produciert werden" konnten.

Die ersten Jahre waren der Vervollständigung des Inventars, der Geräte, Arbeitsmittel usw. gewidmet. 1830 hatte man nur zwei bis drei Mal gegossen. Nach einem Gutachten des Amtmanns, der öfters alles besichtigte, waren dort folgende Gebäude und Arbeitsmittel[1]:

A. Eine Schmelzhütte, darin 2 Schmelzöfen (täglich 3—4000 ℔ Eisen-Gußwaren gegossen).

B. Das Maschinengebäude mit einer Dampfmaschine „vorzüglich schön nach Boulton Watts Princip eingerichtet", einem gußeisernen, doppelwirkenden Gebläse, einer großen gußeisernen Bohr- und Drehbank, auf der Zylinder und Kanonen gebohrt werden konnten, nebst zwei kleinen Drehbänken (eine davon aus Gußeisen auf dem Werke selbst verfertigt).

In der zweiten Etage: eine Drechslerwerkstätte mit neun Feilbänken; dort sollten auch sechs bis acht Drehbänke nebst einem Polierwerk, welche durch die Dampfmaschinen in Gang gesetzt werden sollten, eingerichtet werden.

C. Das große Schmiedegebäude nebst der Lehmformerei und einer noch nicht vollendeten Wohnung für den Maschinenmeister. In der Schmiede waren Feuerherde, davon einer für Ankerschmiede bestimmt. Ein Teil des Gebäudes war kellerhohl und zur Aufbewahrung von Hüttensachen vorgesehen.

---

[1]) Gudme, a. a. O., S. 221, muß denselben Bericht zur Verfügung gehabt haben.

D. Ein Gebäude, bestimmt zur Lagerung von entschwefelter Steinkohle, Poch- und altem Gußeisen, sowie Holzkohlen.

E. Ein ähnliches Gebäude, gleichfalls zur Aufbewahrung von Kohlen, Roheisen, feuerfesten Steinen und Ton bestimmt.

F. Das große Material- und Magazingebäude. Unten zur Linken: Putzerwerkstätte zum Reinigen der Gußwaren, daran das Magazin stoßend, bestehend in Öfen, Kochgeschirren und unzähligen anderen eisernen Geräten von schönem Gusse. Behälter für Formsand. Zur Rechten: Die Modelle, Kupferschmiede. II. Etage: Wohnungen für Former; Modellkammer; ein mit dem unteren Teil in Verbindung stehendes Magazin, ein Behälter zum Trocknen der Modellhölzer; rechts Wohnungen für die Schmiede. Der Dachboden war mit verschiedenen Holzgattungen zur Anfertigung von Modellen angefüllt.

G. Die Modellschreinerei mit 10 Hobelbänken.

H. Koksofen, in welchem die rohen Steinkohlen entschwefelt wurden.

J. Kalkofen.

K. Wohnhaus für den Buchhalter und Maschinenmeister.

L. Wohnhaus für den Platzaufseher mit Kontor für Holler und einem Schauer für Brennmaterialien.

M. Wohnhaus (vom Magazinverwalter selbst erbaut).

Gudme erwähnt noch ein im Bau begriffenes, für den Hochofenbetrieb sowie zur Sand- und Lehmformerei bestimmtes Gebäude. 1830 hatte man den Bau des Hochofens begonnen (1835 war er noch nicht fertig); 1837 begann darin die Gewinnung von Roheisen aus Wiesenerzen.

Anhaltspunkte für das im Unternehmen steckende Kapital gibt folgende Übersicht aus dem Jahre 1835:

1. Brandversicherungswert der aufgeführten Gebäude	53 400	Rbtlr.
2. Inventar an Modellen und Formkasten z. Zt. Wert von	80 000	„
3. Übriges Hütteninventar an Maschinen, Geräten und Werkzeugen	33 000	„
4. Das in sämtlichen in den Herzogtümern Schleswig-Holstein, Lauenburg und dem Königreiche Dänemark errichteten Warenmagazinen befindliche sogen. tote Kapital . . . . ca.	140 000	„
5. Durchschnittsbetrag der vorhandenen rohen Materialien und sonstigen erforderlichen Betriebskapitalien	40 000	„
Zus.	346 400	Rbtlr.

Die Benutzung von mechanisch betriebenen Bohr- und Drehbänken neben den Arbeitsmitteln für das Gießen im zweckerfüllenden Vorgang rechtfertigt die Zuzählung der Carlshütte zu den „Gemischten Betrieben".

Das Beispiel der Carlshütte regte zur Anlage einer Anzahl größerer Eisengießereien und Maschinenbauanstalten an, welche jedoch alle nicht die Größe des ersten derartigen Betriebes erreichten. Meistens war es so, daß sie zur Hauptsache anfangs Eisengießereien waren und nur, soweit es technisch möglich und soweit Absatzmöglichkeit vorhanden war, Maschinen bauten.

In Flensburg waren 1845 zwei Eisengießereien:

1. Dittmann & Jensen (um 1830 angelegt) gleichzeitig mit Maschinenbau verbunden. 70 Arbeiter. Produkte: 9 Dampfmaschinen, 200 Öfen, Pumpen, Walzen, Futter- und Tabakquetschen.
2. Nicolaus Jepsen auf Magaretenhof bei Flensburg. (Wasserkraft). 1838 von Madsen aus Kopenhagen angelegt; 1844 im Besitz von Jepsen. 25 Arbeiter. Produktion: 228600 ℔ Küchengeräte. (1846 auch Maschinenbau: 300 ℔ „Maschinenfabrikat"; daneben 300000 ℔ Gußwaren; 60000 ℔ Schmiedewaren)[1]. 1846: 35 Arbeiter.

In Hadersleben hatten J. Petersen und A. P. Bonnichsen 1845 eine Gießerei mit 42 Arbeitern. Produziert wurden 253900 ℔ grobe Eisengußwaren, bestehend aus Öfen, Sparherden, Gittern, Fenstern, Kesseln, Mühlen- und Maschinenarbeiten. Zur Herstellung waren 11000 ℔ altes Eisen aus dem Inlande, 275000 ℔ englisches Roheisen, 3200 ℔ englisches Schmiedeeisen und 40 To. Steinkohlen verbraucht worden.

Bei Howaldt (1836 angefangen, 1837 Privilegium) und Schweffel (seit 1838 gemeinsam) in Kiel bildete den Anfang ebenfalls die Eisengießerei. Erst später ging man zur Maschinenherstellung über. Dann aber kamen 1844—45 die Eisenbahnlieferungen, welche ohne moderne Maschinen nicht möglich waren.

1845 waren in diesem Betriebe an Arbeitsmitteln vorhanden: 2 Betriebsdampfmaschinen (1 Niederdruck- und 1 Hochdruckmaschine), Drehbänke, Bohr-, Schraub- und Schneidemaschinen (in eigener Werkstatt angefertigt), 1 großer Schraubenblock und 2 Hobelbänke aus England.

Im selben Jahre waren dort 160 Arbeiter (Modelltischler, Metalldreher, Schmiede, Schlosser, Former und Gehilfen, Kupferschmiede und Gelbgießer) beschäftigt.

[1]) St. A. Kiel: A. XVIII, 2286.

Wie weit die 1845 vorhandenen zwei Betriebe in Altona (mit zusammen 48 Arbeitern), welche in diesem Jahre 36 Eisenbahnwagen und 45 diverse andere Wagen herstellten [1]), hierher gehören, konnte nicht festgestellt werden.

Weitere Versuche, größere Eisengießereien zu gründen, wurden in dieser Zeit in Rendsburg, Kiel, Neumünster [2]) und Ottensen gemacht, die aber nur z. T. von Erfolg begleitet waren. Das Ergebnis war, daß 1845 in Schleswig-Holstein 8 Großbetriebe für Eisenguß und Maschinenbau (Carlshütte in Rendsburg, 2 in Kiel, 3 in Flensburg, je 1 in Hadersleben und Ottensen) mit zusammen 527 Arbeitern vorhanden waren [3]).

Fünftes Kapitel.

Die Arbeiterverhältnisse.

I. Die soziale Stellung der Arbeiter [4]).

Bei dem oben geschilderten [5]) Vorhandensein einer großen Anzahl von Armen in Schleswig-Holstein wird ein großer Teil der Arbeiter der Großbetriebe „besitzlose Nur-Lohnarbeiter" gewesen sein. In Nübel bei Ekensund suchten die Eingesessenen die Anlegung einer Ziegelei zu verhindern, weil sie befürchteten, daß arme Familien dadurch nach der Gemeinde gezogen würden und ihnen mit der Zeit, wenn keine Beschäftigung für sie mehr vorhanden sein werde, zur Last fallen könnten [6]).

Wahrscheinlich sind anfangs auch die Leibeigenen der Grund- und Gutsherrschaften, die Kupfer-, Messing-, Papiermühlen und dergleichen Betriebe anlegten, zu Arbeiten in diesen herangezogen worden. Leibeigene werden zunächst auch dann die Arbeit in solchen Mühlen getan haben, wenn sie an Kaufleute verpachtet wurden. Darauf deutet einerseits die Tatsache hin, daß die Gerichtsbarkeit der Grundherrschaft über die Arbeiter trotzdem bestehen blieb (siehe Hütten-

[1]) B. L. 1847, S. 174.

[2]) St. A. Kiel: A. XVIII, 822.

[3]) Zu erwähnen ist hier noch eine Schriftgießerei in Altona, in der die Buchdruckerei am umfangreichsten war: 1844 20 Arb., 1845 18 Arb. (hergestellt: 200 Ztr. Lettern).

[4]) Zu Grunde gelegt wird hier die Einteilung Sombarts, a. a. O., II, 2, S. 813.

[5]) im ersten Kapitel, Abschnitt II, 1. S. 67 ff.

[6]) St. A. Kiel: C. IV, Nr. 143.

Ordnung der Messingmühle zu Höltenklinken[1]) 1594), und andererseits die Verpflichtung der von dem Erbpächter angestellten Arbeiter, noch weiterhin Hofdienste zu leisten. Aber im Laufe der Zeit scheinen die Unternehmer es durchgesetzt zu haben, daß ihre Arbeiter von den Hofdiensten befreit wurden. 1754 wird in einem Privilegiengesuch ausdrücklich verlangt, daß die Bedienten und Arbeiter (einer „Eisen- und Stahl-Fabrique") von der Leibeigenschaft befreit werden müßten, „weil dergleichen Werke mit Ausländern betrieben und fortzusetzen, eines freyen Ab- und Zuganges erforderlich ist".

Von Anstaltsinsassen kommen besonders die Züchtlinge zu Neumünster und später auch die des Zuchthauses zu Glückstadt als Arbeiter im Großbetriebe in Betracht. Zunächst war in Neumünster das Tuchmacheramt verpflichtet, einen Teil seiner Wolle im Zuchthaus spinnen zu lassen. Als dann 1757/59 die Tuchmanufaktur dort angelegt wurde, wurden die Züchtlinge auch zu anderer Arbeit (Kratzen, Dublieren) herangezogen, und als die Manufaktur 1764 an Carstens verkauft wurde, mußte er sich verpflichten, die Züchtlinge „in Arbeit zu halten"[2]). — Zu nennen sind dann auch die Kinder im Erziehungshause in Hadersleben, welche für die Leinenmanufaktur dieses Hauses (1767) spinnen mußten[3]). — Man beabsichtigte ebenfalls, die Kinder des Waisenhauses in Altona in der Seidenmanufaktur von Borcholt arbeiten zu lassen[4]). Einen Mißerfolg in dieser Art der Arbeiterbeschaffung hatte Otte-Eckernförde. Die Kinder des Waisenhauses kamen nicht in die Spinnstube seiner Tuchmanufaktur[5]). Erwähnt werden müssen hier auch die Zöglinge der Taubstummenanstalt in Schleswig, die in der dort eingerichteten Druckerei tätig waren.

Als verarmte Handwerker ist ein großer Teil der gelernten Arbeiter und ein Teil der Werkmeister zu betrachten. Hierzu gehören zum Teil die Arbeiter bei Gebrüder Köster, Spiegelbelegmanufaktur, die u. a. „entlaufene Meister und Böhnhasen" beschäftigten[6]). — Die Lippe-Detmolder Ziegelarbeiter, die seit Anfang des 19. Jahrhunderts jeden Sommer nach Schleswig-Holstein kamen, waren verarmte Leinwandweber, die sich, als ihr Gewerbe sich nicht mehr lohnte, unter Leitung der Lippe-Detmolder Regierung der Ziegeleiarbeit zu-

1) Jahrbücher für Landeskunde, II, S. 275.
2) N. S. M. 1835, S. 525.
3) St. A. Kiel: A. XVIII, 1626 a.
4) Ebenda, 3838.
5) R. A. Koph.: K. K. T. J., 137, Nr. 373.
6) St. A. Kiel: A. XVIII, 3840.

wandten[1]). — Bei Renck in Neumünster arbeiteten 1836 zum größten Teil „ehemalige Hausweber", Tuchmachermeister, die aus Mangel an Vermögen oder aus anderen Ursachen ihr Gewerbe nicht auf eigene Kosten betreiben konnten und daher nun anderswo gegen Wochenlohn arbeiteten[2]).

Einen Teil der großbetrieblichen Arbeiter werden kleine Kätner, Insten usw. ausgemacht haben. Als Ziegeleien für die Heide-Kolonien in Süd-Schleswig angelegt wurden, wurde (1761) auf die dadurch entstandene Arbeitsmöglichkeit für die Insten hingewiesen: „Mich deucht, es ist dieses eine Gelegenheit, wodurch die Insten und kleinen Leute in der Nähe für billige Bezahlung Arbeit bekommen können"[3]). Ein großer Teil der Arbeiter der Carlshütte in Rendsburg stammte um 1845 aus den umliegenden Dörfern (Altbüdelsdorf, Fockbek). Es ist anzunehmen, daß sie ursprünglich zum Teil mit der Landwirtschaft enge Verbindung hatten; z. T. ist für die Arbeiter der Carlshütte in der Nähe des Werks eine Siedlung angelegt worden.

II. Der Arbeitsvertrag.

Sombart[4]) zeigt, wie der moderne Lohnarbeitsvertrag seine Wurzel im Gesinde- und im Verlagsverhältnis hat, und daß sich der Unterhaltslohn mit seiner Form, dem Zeitlohn, allmählich in den Leistungslohn mit seiner Form, dem Akkordlohn, umwandelte.

1. Reste des Gesindeverhältnisses.

Das Verhältnis des Gesindes zur Herrschaft wird von einem patriarchalischen Ton beherrscht. Diesen findet man nun auch in der ersten Zeit in dem Verhältnis der Arbeiter zum Unternehmer. Das kommt 1594 zum Ausdruck in der Hüttenordnung[5]) der Kupfermühle zu Höltenklinken, in der vor allem genau vorgeschrieben wird, wie sich die Arbeiter außerhalb des Betriebes im Verkehr untereinander zu benehmen hatten. Es soll hier nur der erste Absatz wörtlich mitgeteilt werden: „Erstlich soll sich das Hüttengesinde als Brenner, Messingschleger, Drahtzieher und alles Gesinde keines ausbeschieden des gotteslesterlichen Fluchens und Scheltens enthalten, so oft es aber von deren einer gehöret wirt, derselbe soll der edelen und vieltugendsahmen Fruwen Barbare Rantzow alle und

[1]) B. L. 1846, S. 111.
[2]) N. S. M. 1836. S. 637.
[3]) St. A. Kiel: C. XIII, 1, Nr. 253.
[4]) Sombart, a. a. O., II, 2, S. 819.
[5]) Jahrbücher für Landeskunde, II, S. 275.

jedesmal 5 Schilling zur Strafe unnachlessiglich verfallen sein" usw. Die anderen Abschnitte beschäftigen sich mit Scheltworten oder Gezank, Maulschellen oder sonstigem Schlagen, mit Drohungen mit dem Brotmesser, mit Vorschriften über die Biermenge, welche die Arbeiter in ihren Häusern haben dürfen, und mit Holzstehlen und setzen Strafen für derartige Übertretungen fest.

Dann aber äußert sich das Gesindeverhältnis in der Art der Löhnung, in der Gewährung von Gartenland, in der Sorge für Unterkunft, in der Sorge für die alten Arbeiter und für religiöse und sittliche Erziehung, vor allem der heranwachsenden Arbeiter.

Nach 1811 wurden in der Ziegelei zu Lehmhusen in Süder-Dithmarschen den Arbeitern für jede 1000 Mauersteine 1 Rtlr. und im Sommer zwei milchgebende Kühe (im Werte von 16 Rtlr. 32 ß) unentgeltlich, außerdem noch Wohnung und Feuerung (Wert von 56 Rtlr.), geliefert.

1729 bittet der Altonaer Bürger P. Sollmann, der am Leezener See eine Kupfermühle anlegen will, daß „der wüste und voritzo ohne possessore befindliche Hof in Neversdorff, welchen der Voigt in Hauer hat", zu der Mühle geschlagen werden möge, da jeder von den 20 Arbeitern doch etwas Garten haben solle[1]). — Auf der Crusauer Mühle hatte (1737) jeder Arbeiter seinen Kohlgarten[2]). — Bei der Amsinckschen Drahtmühle in Grönwohld waren 1692 14 Katen. Amsinck sorgte 1744 dafür, daß seinen Arbeitern freier Mehlkauf zugestanden wurde[3]).

Bei der Rastorfer Papiermühle sollten den fremden Arbeitern Wohnungen gebaut werden, damit sie sich mit ihren Familien ansiedeln könnten.

Bei der Messingmühle zu Reinfeld wurde 1801 den dabei angestellten Arbeitern ein Teil des Lohnes weiter bezahlt, obgleich die Mühle wegen Mangels an Wasser stillstehen mußte, „welcher Beyhilfe wir uns noch immer nicht entziehen können, wenn wir nicht diese z. T. bejahrten Arbeiter hülflos ihre Heimath zu verlassen zwingen wollen"[4]).

Dieses Gefühl, verpflichtet zu sein, für seine alten Arbeiter zu sorgen, stammte aus dem Gesindeverhältnis. Es entsprang ebenfalls diesen alten Anschauungen, wenn Holler in Rendsburg 1838 eine freiwillige Pensionskasse für seine Arbeiter errichtete, wozu er

[1]) St. A. Kiel: B. IX, 3, Nr. 137.
[2]) Ebenda, C. XII, 1, Nr. 380.
[3]) Ebenda, B. X, 1, Nr. 470.
[4]) Ebenda, B. VIII, 1, Nr. 131.

2000 Rbtlr. Schl.-Holst. Cour. schenkte. Die Kasse sollte es auch ermöglichen, daß Wohnungen für alte Arbeiter gebaut würden[1]).

Außerdem tat Holler noch vieles andere für seine Arbeiter. Er baute Wohnungen, um vielen den langen Weg zur Carlshütte zu ersparen und um der übermäßigen Steigerung der Mietpreise Einhalt zu tun. Dann sorgte er für Verbilligung des Brotes durch Anlage einer Grob- und Weißbäckerei. Er errichtete eine „Krankenbüchse" und eine Leihkasse für die Arbeiter, legte eine Wirtschaft in der Nähe an. Jedes Haus wurde so gebaut, daß in jeder Wohnung Platz für einen Webstuhl war. Er ließ den Arbeitern unentgeltlich Unterricht in Musik erteilen, gab ihnen Instrumente und Noten und hielt einen Arzt[2]). — Religiöse Erziehung wurde besonders in solchen Betrieben erteilt, die in Verbindung mit Waisen-, Erziehungs-, Armenhäusern usw. entstanden waren. — Die Kinder der Baumwollspinnerei und -weberei auf Gut Hanerau wurden dort vollständig erzogen.

Lebenslänglicher Dienst oder wenigstens sehr seltener Wechsel ist dem Gesindeverhältnis eigen. Es war daher den Arbeitern der Betriebe Ottes in Eckernförde sehr unangenehm, als sie sich nach dem Tode Ottes nach einer neuen Tätigkeit umsehen mußten. „Sie sträuben sich nun einer Tätigkeit zu widmen, von der sie nicht wissen, ob sie für ihr ganzes Leben dauern wird, wenn der Tod des Fabrikanten sie auf die Straße setzt"[3]).

2. Reste des Verlagsverhältnisses.

Reste vom Verlagssystem kann man nur im Zwischenmeistersystem finden.

Für die Spinnstube der Wollmanufaktur Ottes in Eckernförde wurde 1763 die Ehefrau des „l'Empereur" als Spinnmeisterin „engagiert". Sie bekam monatlich für jedes Kind ein „Douceur" von 2 Rtlr. und für jedes Kind, das „sich des feinen Spinnens am besten annehmen würde", eine Prämie[4]).

Bei der Kalkbrennerei des Kalkbergs in Oldesloe treten (1774) noch deutlichere Spuren des Verlagssystems hervor. „Wegen des Kleinschlagens und Sichtens des in Stücken von unterschiedlicher

---

[1]) Ebenso baute Schimmelmann Armenhäuser für kranke und altersschwache Arbeiter in Wandsbek, „da ihre Wohnungen mit frischen Arbeitern besetzt werden müssen in einem Fabrik Ort, wo Wohnungen rar sind u. die Arbeiterzahl immer voll sein muß" (P. B. 1813, S. 414).

[2]) St. A. Kiel: B. III, 1, Nr. 309.

[3]) Ebenda, A. II, 186.

[4]) R. A. Kopb: K. K. T. J., 137, Nr. 373.

Größe gebrannten Kalks ist ein Verding mit dem sogenannten Kalkhütten-Meister errichtet, wonach ihm für jede Tonne verkauften Kalks 2 ß vergütet werden." „Der Hüttenmeister unterhält vermöge des obgedachten Accords Jahr aus Jahr ein wenigstens 6 Tagelöhner in der Kalkhütte, die ihm beym Kloppen und Sichten des gebrannten Kalcks Dienste leisten"[1]).

Ebenso stammten Teile der Verträge mit den Lippe-Detmolder Ziegelarbeitern[2]) aus dem Verlagsverhältnis. Der Unternehmer hatte nur mit dem Ziegelmeister, den zwei Ziegelstreichern und dem Mühlenmeister „Contract" zu schließen. „Um das übrige Personal kümmert er sich nicht; diese erhalten von den genannten 4 Contrahenten ihren Lohn." Sie hatten aber keine Arbeitsmittel selbst zu beschaffen. Feuerung und Arbeitsgerät mußte der Unternehmer besorgen, Kost und Wäsche hielten die Ziegler selbst. Mit dem Ziegelmeister wurde bei Vertragsabschluß abgemacht, wieviel Brände im bevorstehenden Jahr gemacht werden sollten.

3. Der moderne Arbeitsvertrag.

Wenn man unter dem modernen Arbeitsvertrag einen Vertrag versteht, der größtmöglichste Rücksicht nimmt sowohl auf den Vorteil des Unternehmers, als auch auf den des Arbeiters, dann kann schon hier und da sein Aufkommen festgestellt werden.

Eine vollständige Freizügigkeit der Arbeiter, die besonders den Fremden gewährt werden mußte, deutet schon auf dies moderne Vertragsverhältnis hin. Bei der Appreturanstalt Augustins in Altona fand schon 1729 ein ständiger Wechsel der Arbeiter statt[3]). Der Kupferschmied der Kupfermühle zu Reinfeld wollte 1735 „die Mühle quitieren und sich ander Ort hier im Lande engagieren"[4]). Auf der Crusauer Mühle verlangten 1740 „sämtliche Handwerker und Fabricanten (14) ihren Abschied, da zwischen den Interessenten der Kupfer Mühle ein Proceß schwebet, währenddessen der Betrieb still steht", und sie keinen Lohn bekamen[5]).

1777 stand man schon auf dem Standpunkt, daß Freizügigkeit besser als Zwang sei. Es waren von den Kupfermühlen im Amte Trittau und Reinbek 1776 geschickte Arbeiter nach Schweden gezogen:

---

1) St. A. Kiel: B. VIII, 3, Nr. 320.
2) B. L. 1846, S. 111 ff.
3) St. A. Kiel: A. XVIII, 3843.
4) Ebenda, B. VIII, 1, Nr. 130.
5) Ebenda, C. XII, 1, Nr. 350.

Es „läßt sich wohl kein dienliches Gegenmittel in Vorschlag bringen, da der Gewinst bey allen geschickten Arbeitern der einzige Gegenstand ist und bey freyen Personen das Ziel zur Vervollkommnung durch Zwang gar leicht gänzlich ohne Erfolg bleiben dürfte" [1]).

Einen möglichst hohen Lohn versuchten 1761 die Arbeiter der Ziegelei Hohnerholm, die für die Kolonie in Süd-Schleswig arbeitete, durchzusetzen. Etwa 30 Arbeiter forderten einen übertriebenen Tagelohn und, da sie diesen Lohn nicht bekamen, wurde dem Ziegelmeister Ohlsen („ein Phlegmaticus") „mit einem Aufstand" gedroht. Zum Teil gingen die Arbeiter im Sommer nach der Marsch, um Torf zu graben, weil der Lohn dort höher war. 1762 verließen alle Arbeiter die Ziegelei, weil sie verschiedene Wochen keinen Lohn bekommen hatten. Versuche, die pfälzischen Kolonisten anzustellen, schlugen fehl; denn diese waren faul und nur zu groben Arbeiten zu gebrauchen, nicht zum Streichen und Brennen. Der Inspektor sah sich daher genötigt, den Lohn ohne Genehmigung der Rentekammer zu erhöhen [2]). (Staatsbetrieb.)

Während es dem Gesindeverhältnis eigen war, daß das Gesinde wohl sehr streng bestraft werden, aber selten rücksichtslos entlassen werden konnte, so war das letztere im modernen Arbeitsvertrag, wenn er vollkommen rein zur Auswirkung kam, der Fall. Sehr scharf zum Ausdruck kam dies 1820, als die 16 Arbeiter der Ziegelei zu Glinde durch Unterschrift (d. h. zum Teil durch selbstgemachte Kreuze oder durch geführte Hand) ihre Zustimmung zu folgendem Recht des Unternehmers geben mußten [3]):

„Überhaupt versteht es sich von selbst, daß ich als Herr berechtigt bin, jedes Individuum meiner Fabrikleute, er sey wer er wolle, ohne weiter seines Dienstes entlassen zu können, ohne dieser wegen die geringste Rechtfertigung nöthig zu haben und jeder der mir aus irgend einem Grunde nicht gefällt, hat dieses zu erwarten".

Über die Durchsetzung des Akkordlohnes erfahren wir beim Kalkbruch zu Segeberg etwas. Der Tagelohn hatte dort dazu geführt, daß eine „lässige Verwendung" bei den Arbeitern „zum System" wurde. Auf Vorschlag der Untersuchungskommission wurde der Akkordlohn (1810) eingeführt [4]).

Zunächst scheint diese Entlohnungsart für Überstunden bei Ziegeleien angewandt worden zu sein. Der gewöhnliche Arbeitslohn war

1) St. A. Kiel: B. VIII, 1, Nr. 130.
2) Ebenda, C. XIII, 1, Nr. 253.
3) Ebenda, B. XI, 3, Nr. 1190.
4) Ebenda. C. XI, 1, Nr. 253.

Zeitlohn, aber für 100 Steine bekam ein Arbeiter in der Ziegelei zu Glinde in den Überstunden außerdem noch 6 ß[1]). Dann aber erhielten besonders die gelernten Arbeiter der Ziegeleien Akkordlohn: Streicher und Former für 1600 Mauersteine und 800 Dachpfannen 14 Rtlr., Kostgeld und 10 Rtlr. an Lohn. — Auf der Steingutfabrik in Rendsburg wurden (1774) die Arbeiter stückweise entlohnt, während die Handlanger Zeitlohn bekamen[2]).

III. Die Arbeiter im Betriebe.

Was sich grundsätzlich änderte, war das Verhältnis der leitenden und der gelernten zu den ungelernten Arbeitern. Über dem Kern der gelernten, „handwerksmäßig ausgebildeten“[3]) Arbeiter stand der Werkmeister und darunter die Handlanger oder Tagelöhner.

Werkmeister waren vor allem in größerer Zahl in solchen Großbetrieben tätig, die in der Zusammenfassung mehrerer Handwerksbetriebe bestanden. Jeder Teilbetrieb unterstand einem Meister. So war es bei den Kupfermühlen, wo jede Hütte einen Meister hatte (auf der Rethwischer (1782) 1 Kupfer- und 4 Messinghütten je 1 Meister)[4]); vor allem war es so auf der Crusauer Mühle, wo mehrere Kupfer- und Messingschmieden vereinigt waren. Daneben bekamen aber auch die anderen Teilbetriebe, sobald sie einen größeren Umfang annahmen, einen Meister, so die Schmelzhütte, das Kupfer- und Messingbereitehaus usw. Dann aber hatte in solchen Fällen, in denen der Unternehmer über keine Fachkenntnisse verfügte, was sehr oft der Fall war, ein Werkmeister die technische Leitung über den Gesamtbetrieb. So war es auch bei der Crusauer Kupfermühle, bei einigen Betrieben der Textilproduktion in Altona, Neumünster und Eckernförde, bei vielen Ziegeleien, bei einigen Fayancefabriken usw. Sobald aber der Unternehmer in dem betreffenden Fache bewandert war, übernahm er auch selbst die technische Leitung solange, bis der Betrieb einen solchen Umfang bekam, daß er sich auf die geschäftliche Leitung beschränken mußte. Wo es auf ganz besondere technische Kenntnisse ankam, vor allem auf Erfindungsvermögen, konnte ein Unternehmer wie der Apotheker Clar bei der Fayance- bezw. Steingutfabrik in Rendsburg der „Hauptarbeiter“ und sogar Brenner werden, so daß kein Werkmeister nötig war. Erst als 1784 der Justizrat Zollverwalter Hallensen

[1]) St. A. Kiel: C. XI, 1, Nr. 253.
[2]) R. A. Kopḥ.: K. K. T. J. Sager, 146, Nr. 249.
[3]) Sombart, a. a. O., II, 2, S. 835.
[4]) St. A. Kiel: B. VIII, 1, Nr. 142.

die Fortsetzung der Fabrik übernahm, mußte ein Werkmeister angestellt werden, wofür die Regierung 200 Rtlr. zuschoß[1]).

Welche Bedeutung man dem Werkmeister zulegte, zeigt sich in folgender Episode, die sich in Neumünster am 10. April 1760 zutrug[2]): Der Kanzleirat Otte und sein Bruder kamen aus Eckernförde in Neumünster angefahren und stiegen bei einem bekannten Kaufmann ab. Darauf ließen sie den Werkmeister Lehmann von der Zuchthausmanufaktur zu sich kommen und baten ihn, „ihre Fabrik in Augenschein zu nehmen", „da sie nicht in allen Stücken damit fortkommen könnten", weil ihr Werkmeister Joh. Georg Cramer, den sie aus Göttingen hatten kommen lassen, „der Sache nicht gewachsen" sei. Kurz darauf wollte Lehmann „die Permission haben", die Bienebecker-Manufaktur zu besichtigen. Aber Carstens, der Zuchthausverwalter, befürchtete, daß die Gebrüder Otte Lehmann abtrünnig machen wollten. Sie sollen tatsächlich auch ein dahingehendes Angebot gemacht haben. Jedoch behauptete Lehmann, nur aus Neugierde hinfahren zu wollen. Das kam Carstens und dem Amtsverwalter verdächtig vor, weshalb die Reiseerlaubnis nicht genehmigt wurde.

Von der geplanten „Fries- und Pferdedecken-Manufaktur" in Meldorf wird 1797 gesagt[3]): „Die Einrichtung ist aber so getroffen, daß von der Aufrechterhaltung des Meisters der hiesigen Fabrik die ganze Existenz der Anstalt abhängt".

Die Wichtigkeit des Werkmeisters zeigte sich deutlich bei den Fayance-Fabriken in Eckernförde, Kiel und Stockelsdorf, wo Buchwalds und Tännichs Einfluß für die Existenzfähigkeit der Betriebe maßgebend war.

Aber nicht nur aus technischen Gründen wurden Werkmeister gehalten. Auch zur Aufrechterhaltung der Disziplin waren sie notwendig. Das zeigte sich 1761 auf der Ziegelei Hohenholm: „Man muß einen guten Aufseher haben, sonst kann man keine Ordnung halten, wieviel man sich auch strapaziert, sonst wird man von so vielen Arbeitern vervortheilet, das habe ich schon öfter gemerket". Einen solchen Aufseher hatte man in Nicolay Heldt gefunden, der „kgl. Bedienter" gewesen war[4]).

Die Bedeutung, welche neben den Werkmeistern die gelernten, handwerksmäßig ausgebildeten Arbeiter im Großbetriebe hatten, weil

---

[1]) Brinckmann, S. 384 ff.

[2]) St. A. Kiel: A. XXII, 85.

[3]) Ebenda, A. XVIII, 3057.

[4]) Ebenda, C. XIII, 1, Nr. 253.

von diesen beiden Gruppen, in der ersten Zeit wenigstens, zum großen Teil die Technik, die im Betrieb angewandt wurde, abhing, drückt sich in den Bemühungen aus, die von Seiten der Regierung und der Unternehmer ausgingen, um solche Arbeiter vom Auslande ins Land zu bekommen.

Es muß daher zunächst etwas über diese Bemühungen eingeschaltet werden, die von privater Seite angestrengt wurden. Was die Regierung dafür tat, ist schon berührt worden.

1754 wollte der Fürstlich-Braunschweigische Ober-Hütten-Inspektor Bertram für seine geplante „Eisen- und Stahlfabrique" bei Oldesloe Handschmiede aus dem Herzogtum Berg kommen lassen, die allerhand „Kaufmannswaren", wie Sensen und Futterklingen machen sollten[1]). — Die Fayancefabrik in Schleswig hatte ihre „Künstler" aus Stralsund kommen lassen (Clar-Rendsburg versuchte, einen Dreher und Former dieser „abspenstig" zu machen)[2]); Tännich in Kiel ließ Maler aus Straßburg kommen[3]). Diese Maler brachten dann auch oft eine neue Technik mit, so die Stralsunder die Muschelfarben und die Straßburger das Vergolden. — Für die Zwirnfabrik in Schleswig hatte man (1766) einen holländischen Bleicher gefunden[4]). — Auf der Schooischen Manufaktur (Galonen) in Schleswig war ein Franzose, namens Tiout[5]), tätig. — Für seine Tuchmanufaktur wollte Otte-Eckernförde 1760 eine Reise nach Berlin unternehmen, um von dort einige tüchtige Spinner zu holen, die dann unter die alten Arbeiter verteilt werden sollten, um dadurch dem Überhandnehmen des Mangels an Spinnern abzuhelfen[6]). 1764 waren die 38 „Fabriquanten" der Otteschen Betriebe z. T. aus Berlin (ebenso stammte der Werkmeister Musick daher). — Der Major Bleckenberg hatte für seine Blechfabrik bei Hadersleben (1771) selbst aus Sachsen 8 Fabrikleute geholt[7]). — Gebrüder Köster ließen für ihre Spiegelbeleg- und Möbelmanufaktur (1787) Tischler aus Hamburg bei sich arbeiten, die aber abends wieder nach Hamburg zurückkehrten[8]). — Anfangs waren bei Holler in Rendsburg die Former auch aus dem Auslande, aber nur solange, bis die einheimischen herangebildet waren[9]). Ebenso

[1]) St. A. Kiel: B. IX, 3, Nr. 107.
[2]) Brinckmann, a. a. O., S. 384 ff.
[3]) Nordelbingen, I, S. 62.
[4]) R. A. Koph.: K. K. T. J., 139, Nr. 1353.
[5]) Ebenda, 632, Div. Dok.
[6]) Ebenda, K. K. T. J., 137, Nr. 685.
[7]) Ebenda, K. K. T. J., (1772—73), Nr. 359.
[8]) St. A. Kiel: A. XVIII, 3840.
[9]) St. M. v. F., 1835, S. 43.

waren die leitenden technischen Angestellten von auswärts. Der Eisenhüttenmann Jacobi und der Ingenieur und Mechaniker Helms waren von Holler auf einer Reise nach Preußen und Sachsen gewonnen worden[1]). Als Saisonarbeiter kamen nach 1800 die Lippe-Detmolder Ziegeleiarbeiter. Sie ließen sich vom Lehmschieber und Aufsetzerjungen bis zum Streicher und Meister engagieren; im Winter kehrten sie in ihre Heimat zurück[2]).

Auf der Ziegelei des Agenten Bluhm bei Kiel waren (1833) 10 Lippe-Detmolder als Ziegler tätig. 6 Tagelöhner waren aus der Umgegend[3]); auf der Ziegelei zu Hinschenfelde stammten 15 Arbeiter aus Detmold[4]).

Wenn 1836 gesagt wurde[5]): „Der Holsteiner ist einmal nicht zum Fabrikanten geeignet und Gott bewahre uns, daß er es je mit ganzer Seele und aus allen Kräften werde", so bezog sich das doch nur auf gelernte Arbeiter und auf die Unternehmer. Die ungelernten wurden aus der einheimischen armen Bevölkerung genommen, wie es auch aus der Fortsetzung der eben angeführten Stelle ersichtlich ist: „... aber die wenigen vorhandenen Fabriken müssen geschützt werden, wenn der müßigen Volksmasse Arbeit verschafft und die Last der Armenpflege nicht noch drückender werden soll".

Doch im Laufe der Zeit wurden auch die einheimischen Arbeiter angelernt. Das wurde von Holler in Rendsburg und von Renck in Neumünster systematisch betrieben. Holler begründete das damit, daß die Fremden andauernd ihre Ansprüche steigerten, da sie sich für unentbehrlich hielten[6]). Von der Tuchmanufaktur Rencks wurde 1836 mitgeteilt, daß es ihr noch besser gehen werde, „wenn sie nicht genötigt wäre, so viele unwissende Leute, die erst zugelehrt werden müssen, anzunehmen"[7]).

Holler gibt (1847) in Bezug hierauf folgenden Bericht[8]): „Es werden nemlich die bei diesem Eisenwerk angestellten Arbeiter in dem-

---

1) S. M., 1829, S. 531.

2) V. L. 1846, S. 11. Sie standen unter Aufsicht der fürstl. Lippe-Detmoldischen Inspektion, mit der auch die Verträge geschlossen wurden. Ein Oberinspektor bereiste 1 mal jährlich und 2 Unterinspektoren 2 mal jährlich alle Ziegeleien, wo Lippe-Detmolder beschäftigt waren, und nahmen Klagen und Beschwerden der Unternehmer entgegen (ebd.).

3) Gudme, a. a. O., S. 212 f.

4) V. L. 1846, S. 111.

5) N. S. M. 1836, S. 638.

6) St. A. Kiel: A. XVIII, 3241.

7) N. S. M. 1836, S. 637.

8) St. A. Kiel: A. XVIII, 3241.

selben von Jugend auf herangebildet, sowol die eigentlichen Handwerker, als die anderen Arbeiter, letztere in der Putzkammer, dann gehen sie zur Formerei über, woselbst sie anfangs als Aufstampfer und dann als eigentliche Former arbeiten und von hieraus weiter für die verschiedenen Verrichtungen verwandt werden; ebenso müssen die Handwerker einen gewissen Kursus durchmachen, bis sie in der Maschinenkammer Beschäftigung finden".

Diese Dreiteilung in Werkmeister, gelernte Arbeiter und Handlanger kommt auch in vielen Übersichten zum Ausdruck, die über die Zusammensetzung der Arbeiterschaft einzelner Betriebe vorhanden sind. Am wenigsten ausgeprägt war dies bei solchen Großbetrieben, die mehrere Handwerksbetriebe verschiedener Art vereinigten, wie es bei einigen Kupfermühlen der Fall war. Ebenso arbeiteten in den Tuchmanufakturen viele gelernte Arbeiter[1]), aber mit der zunehmenden Mechanisierung änderte sich das auch bei diesen Betrieben.

In solchen Betrieben, in denen eine besonders schwierige Arbeit im Mittelpunkt stand, hebt sich diese Dreiteilung besonders ab. In der Fayancefabrik zu Schleswig unter Rambusch waren 1774 tätig:

1 Meister zur Direktion, 9 Gesellen, teils Dreher, teils Maler, (2 Lehrburschen, die auf Malerei „applocieren"), 8 Tagelöhner (von diesen hat jeder jahraus, jahrein seine bestimmte Arbeit); außerdem, wenn Erde gegraben wird, 6—8 Tagelöhner auf sechs bis acht Wochen in Arbeit[2]).

In der Saline zu Oldesloe (1784): 1 Werkmeister, 3 Gradierer, 10 Sieder, 1 Böttger, 2 Schmiede, 15 andere Arbeiter[3]).

In der Kattundruckerei von Herberg in Husum (1791): 1 Meister, 9 Druckergesellen, 1 Formschneider, 6 Handarbeiter, 10 Jungens, 4 Glätter, 12 Schildermädchen[4]).

---

[1]) In einer Tuchmanufaktur in Schwarzenbeck im Lauenburgischen (über die Schleswig-Holsteinischen war keine genaue Übersicht vorhanden) waren 1827: 3 Meister, 2 Wollsortierer, 8 Spinner, 4 Maschinenleute, (5 Laken-Anleger, 1 Haspeler), 4 Pluselirer, 16 Weber, (9 Spuhler), 1 Settenscherer, 4 Stopper, 3 Lasierer, 1 Strumpfstricker, 1 Walker, 2 Rauher, (1 Kardenjunge), 5 Scherer, 3 Färber, 1 Wollwäscher, 1 Decatirer. Scharf davon gesonderte ungelernte Arbeiter waren dort nur wenige.

[2]) R. A. Koph.: K. K. T. J. Sager, 146, Nr. 249.

[3]) Ebenda, 157, Nr. 251.

[4]) Ebenda, 154, Nr. 477.

Auf der Carlshütte in Rendsburg waren ebenfalls viele gelernte Arbeiter vorhanden, jedoch war hier schon eine größere Anzahl von Handlangern tätig. Holler teilte seine Arbeiter in zwei Klassen ein:

„1. Klasse: Die Techniker. Dazu gehören die Officianten, Hochöfner, Former, Schmelzer, Holz-, Eisen- und Kupfermodellierer, Emailleurs, Schleifer, Poussierer, Mechaniker und Dampfmaschinenwärter, Bohrer, Dreher, Steiger, Putzer (letztere jedoch nur insofern, als das Putzen Vorschule künftiger Former ist).

2. Klasse: Handlanger und Fuhrleute. Diese sind meistens Einheimische".

Die Handlanger der letzten Klasse mußten für die 1. Klasse „hüttenmännisch und in jugendlichem Alter" vorgebildet werden [1]) (s. o.).

IV. Die Arbeiter nach Alter und Geschlecht.

Hier ist festzustellen, in welchem Umfange Frauen und Kinder in den Großbetrieben tätig waren. — Frauenarbeit für gewerbliche Zwecke war in dieser Zeit vor allem im Verlagsystem zu Hause. Dazu kam nun die Arbeit für Frauen in Fabriken und Manufakturen. Ebenso nahm in solchen Betrieben die Kinderarbeit zu. Es waren vor allem die einfachsten und leichtesten Arbeitsverrichtungen, die Frauen und Kinder ausübten. So geschah in der Blechfabrik bei Hadersleben die Verzinnung des Blechs durch Weiber und Kinder [2]). — Schon 1747 wurde darauf hingewiesen, daß die „fürnehmsten und wichtigsten Manufakturen" Altonas „auch zum Theil so beschaffen waren, daß auch Kinder ihr Brod dabey verdienen können" [3]). Leichte Arbeit übten auch die 20 Kinder in der Kratzenmanufaktur von Berger-Flensburg aus, indem sie nur zum Einstecken der Zähne verwandt wurden. — In der Zwirnfabrik in Schleswig waren 1778 20—25 Personen, zum großen Teil Mädchen beschäftigt [4]). In der Tonderner Zwirnfabrik waren 1779 44 Arbeiter über und 6 unter 12 Jahren tätig [5]). Vor allem waren aber Frauen und Kinder in den Kattundruckereien beschäftigt. In der kleinsten von allen (in Husum) waren 1795 21 Schilderinnen und 15 Jungen [6]). Bei von der Geest in

---

1) St. A. Kiel: A. XVIII, 3241.

2) R. A. Koph.: K. K. T. J., 147, Nr. 112.

3) Schmid, a. a. O., S. 287.

4) R. A. Koph.: K. K. T. J. Sager, 151, Nr. 258.

5) Ebenda, Nr. 276.

6) Ebenda, 167, Nr. 97.

Altona waren 1794 112 Personen, davon 80 Mädchen, beschäftigt[1] [2]).

Nach 1800 scheint die Kinderarbeit zugenommen zu haben. Zum Teil kam das wohl daher, daß die zunehmende Mechanisierung der Produktion die Verwendung solcher Arbeitskräfte ermöglichte. In der Baumwollspinnerei von Knaufft in Altona waren 1808 27 Männer, 20 Frauen und 57 Kinder in Arbeit. Besonders viele Kinder wurden in den in dieser Zeit aufkommenden Tabaksmanufakturen und Cichorienfabriken beschäftigt: Bei Fr. Knaufft-Cichorienfabrik in Altona 1808 9 Männer und 18 Burschen; in Kiel 1845 in der Tabaksmanufaktur von Brauer 18—20 Tabaksarbeiter, 15 Zigarrenarbeiter, 30—40 Knaben; in der Cichorienfabrik Klemm in Kiel (1845): 3 Arbeiter und 12 Knaben. Eine Strumpfwarenfabrik mit 20 Frauen bestand zur selben Zeit in Kiel. Im ganzen wurden 1845 in Kiel in 67 Betrieben 568 männliche, 47 weibliche Arbeiter und 64 Kinder beschäftigt. — In allen Betrieben Neumünsters waren 1845 unter 794 Arbeitern 187 Kinder[3]). — Bei den 3 Betrieben von Bruhn in Stockelsdorf waren 1838: 20 Frauen, 50—60 Kinder neben 22 Arbeitern und 16 männlichen Handlangern tätig.

Sechstes Kapitel.

Die Unternehmung.

Die Wirtschaftsform des gewerblichen Großbetriebes wird von vielen (z. B. auch von Sombart) „Unternehmung" genannt. Diesem Beispiele soll hier gefolgt werden. Man muß unterscheiden zwischen der inneren und der äußeren Struktur der Unternehmung.

Für die innere Struktur ist besonders wichtig das Vorhandensein eines besonderen Organs für die geschäftliche Leitung des gewerblichen Großbetriebes. Diese geschäftliche Leitung liegt meistens beim Unternehmer. Sie kann, den Funktionen des Unternehmers entsprechend, eine händlerische, eine organisatorische und eine rechnerisch-kalkulatorische Leitung[4]) [5]) sein. Aber einzelne Teile dieser Leitung, besonders

[1]) R. A. Koph.: 632, Div. Sager.

[2]) Die Unterschiede im Lohn waren sehr hoch: in Wandsbek bekam ein Kattundrucker wöchentlich 6 Rtlr., 1 Arbeitsmann 2 Rtlr., 1 Kind 1 Rtlr. wöchentlich (P. B. 1813, S. 414).

[3]) B. L. 1846, Abs. 1845/46.

[4]) Nach Sombart, a. a. O„ I, 1, S. 322 ff.

[5]) Vorausgesetzt wird hier, daß die technische Leitung daneben schon besonderen Leuten, den Werkmeistern oder anderen vorgebildeten Personen, übertragen ist, wie es oben erörtert wurde.

die beiden letzten, können auch besonderen Neben- (untergeordneten) Organen übertragen werden, so daß dem Unternehmer nur die händlerische Leitung übrig bleibt[1]).

Die äußere Struktur der Unternehmung äußert sich in der Anwendung besonderer Unternehmungsformen. Die Unternehmungsform erkennt man in der Art, wie ein bestimmtes Kapital von einer oder mehreren Personen zum Zwecke der Gründung und des Betreibens einer Unternehmung aufgebracht wird, an der diese Person bezw. Personen mit Gewinn und Verlust beteiligt sein wollen.

I. Die innere Struktur.

1. Betriebe mit besonderer geschäftlicher Leitung.

Besondere geschäftliche Organe kann man vor allem dort feststellen, wo mehrere Betriebe der verschiedensten Art (mehrere Kleinbetriebe, einige Kleinbetriebe und ein oder einige Großbetriebe) unter einer Leitung standen. Die Notwendigkeit einer besonderen geschäftlichen Leitung ergibt sich hier fast von selbst. Im Folgenden sollen eine Anzahl solcher Unternehmungen, aus mehreren Betrieben bestehend, genannt werden.

Schon bei den Holländern in Altona und Friedrichstadt fanden solche Betriebsvereinigungen statt. In Friedrichstadt besaß van der Bedde 1622 eine Ziegelei und Salzsiederei, Simon Modeus 1673 eine Ölmühle, Seifensiederei und Wand-Trapperei[2]). In Altona hatte Joh. Beets 1696 eine Schiffsbauerei, eine holländische Reepschlägerei, mehrere Schiffe zur See, und bekam in diesem Jahre ein Privilegium für eine Gerstengraupenwindmühle[3]).

Van der Smissen in Altona hatte am Ende seines Lebens (gestorben nach 1700): zwei Weißbäckereien, eine Stärkefabrik, eine Ankerschmiede, eine Holz- und Brettsägerei, eine Schiffswerft, eine Grützmühle, eine Kattunfärberei, zwei Tuch- und Seidenfärbereien, eine Wandbereiterei und Schererei[4]).

In Eckernförde hatte Otte nach 1759: Tuchmanufaktur, Fayencefabrik; außerdem in Schleswig eine Zwirnfabrik.

Ein Kaufmann aus Lübeck besaß 1795 die Kupfermühlen zu Trems bei Lübeck, zu Grönwohld, Nienstedten, Reinfeld, Ratzeburg u. a. in Erbpacht[5]).

---

[1]) Möglich ist jedoch auch eine bloß organisatorische Leitung des Unternehmers, wie es heute z. B. hier und da vorkommt.

[2]) St. A. Kiel: A. XX, 2725.

[3]) Wichmann, a. a. O., S. 78.

[4]) Ebenda, S. 101.

[5]) P. B. 1795, S. 315 ff.

1799 war Kaufmann Schulz in Kiel im Besitze einer Brauerei, einer Branntweinbrennerei, einer Essigbrauerei; die Kieler Kirchenziegelei nebst Kalkbrennerei hatte er in Pacht. Außerdem betrieb er eine beträchtliche Landwirtschaft, einen Kornhandel und hatte Teil an einem Eisenhandel [1]).

In Tönning hatte Kaufmann und Schiffsreeder Lexow 1802 eine Schiffsbauerei, Reepschlägerei und später noch eine Branntweinbrennerei und eine Ziegelei [2]).

In Neumühlen-Kiel besaß 1826 P. Kühl eine Ölmühle, eine Seifensiederei, eine Lichtgießerei, eine Kalkbrennerei und eine Lohmühle.

1835 hatten Knauer und Rheder in Altona zusammen eine Tabaksmanufaktur und eine Baumwollenspinnerei. Das Handlungshaus Paap & Comp. in Rendsburg hatte 1838 eine Runkelrübenzuckerfabrik, eine Schiffsbauerei, eine Kalkbrennerei und eine Knochenmühle.

J. Kedenburg und Blecker in Ütersen besaßen im selben Jahre eine Sägemühle, einen Holzhandel, eine Muschel- und Steinkalkbrennerei und eine Papiermühle.

Kaufmann Karberg in Sonderburg betrieb 1845 eine Flachsreinigungsfabrik, eine Dampfmühle und eine Walkmühle.

2. Die Verteilung der Leitungsorgane.

a. In den Privatunternehmungen.

In solchen Großbetrieben, die von ehemaligen Handwerkern ins Leben gerufen worden waren, werden die Unternehmer sich nicht sofort auf das Geschäftliche beschränkt haben. Von den Gebrüdern Renck heißt es 1823: „Die Fabrikherrn führen selbst sorgfältige Aufsicht und als Beispiel der Nacheiferung legen sie zuweilen selbst Hand ans Werk" [3]). Doch auch dort, wo mehrere Unternehmer vorhanden waren, konnte sich der eine oder der andere, welcher über Fachkenntnisse verfügte, mehr um die technische Leitung kümmern. So war es bei der Lederfabrik in Altona im Jahre 1752, wo Schöps „die Wissenschaft" hatte und Köster die kaufmännischen Kenntnisse [4]). Ebenso war es bei den Gebrüdern von Herberg, Kattundruckerei in Husum, wo die Geschäftsführung bei dem früheren Kaufmann H. v. Herberg lag, während die beiden anderen, von denen der eine gelernter Färber war, sich mehr um das Technische des Betriebes kümmerten [5]).

1) Bll. 1799, H. 4. S. 195.

2) Niemann, Schlesw.-Holst. Vaterlandskunde, S. 177.

3) P. B. 1823, H. 2, S. 57.

4) St. A. Kiel: A. XVIII, 3836.

5) P. B. 1798, S. 295.

Daß eine solche geschäftliche Leitung nötig war, erkannte 1828 der Landgraf Carl von Hessen, der auf dem Gute Hohenfelde in Verbindung mit einer Wassermühle eine große Ölmühle angelegt hatte, an: „Ich verkenne nicht, daß die Aufsicht über die Mühle, der Ankauf von Rapsamen, Verkauf von Öl und Ölkuchen, Führung des Journals und der Handlungsbücher und überhaupt, was dahin gehört, Geschäfte sind, die einen Mann fast fortwährend in Arbeit setzen und sehr zeitraubend sind". Es sollte daher eine besondere „Administration" für die Mühle eingesetzt werden [1]).

Es kam aber in dieser Zeit auch zur Trennung der einzelnen Teile der Gesamtleitung und zur Übertragung der rechnerisch-kalkulatorischen Funktion auf untergeordnete Organe, auf den Buchhalter.

Ob der Vorsteher der Kupfermühle zu Crusau Caspar Schwartz 1740 neben der buchhälterischen Funktion auch eine organisatorische gehabt hat, wird nicht ganz klar. Später hört man von einem Schreiber oder Rechnungsführer dieser Kupfermühle. Die händlerische Leitung lag in Flensburg beim Besitzer. Thor Straten hat sich dann später mehr um die organisatorische Seite gekümmert. Er baute sich in Crusau selbst ein Haus. 1832 wurde dann auf Verlangen der Kreditoren die Administration auf Konsul Funke, Kaufmann Haß und Cl. Sienjen in Flensburg übertragen. Konsul Funke hatte die „merkantilischen Geschäfte" in Flensburg zu führen. Die „Leitung an Ort und Stelle" wurde Thielsen übertragen [2]).

Auf der Amsinckschen Kupfermühle in Grönwohld war neben dem Werkmeister ein Schreiber (mit Schreiberhaus) tätig. Die übrige Leitung lag, wie das bei den meisten Kupfermühlen dieser Art der Fall war, in Hamburg.

Vor allem hatten viele Großbetriebe, die kurz nach 1750 entstanden, einen Buchhalter. Die „Französische Kammertuchfabrik" in Schleswig hatte 1757 einen Directeur Paulier und einen Buchhalter Rose [3]). In sämtlichen Betrieben Ottes-Eckernförde war ein Buchhalter (1760 auf Bienebeck Buchhalter Koes, 1763 in Eckernförde entlassen; 1764 dort in der Tuchmanufaktur Buchhalter Friesecke; dieser später auch Buchhalter der Fayance- und „Ahmdam"fabrik; 1766 in Schleswig in der Zwirnfabrik Buchhalter Hansen) [4]). Wie wenig Otte sich um die alltäglichen kleineren Geschäfte kümmerte,

[1]) St. A. Kiel: C. XXI f., Nr. 230.

[2]) P. B. 1833, S. 158 ff.

[3]) S. A. Kiel: C. XIII, 1, Nr. 258.

[4]) R. A. Koph.: K. K. T. J., 132, Nr. 856 und 137, Nr. 373 und 1456.

zeigt sich 1762, als die Färberei in Eckernförde, die zur Bienebecker Tuchmanufaktur gehörte, auch für „außerhalb der Fabrike im Lande verfertigte Zeuge" empfohlen wurde. Es wurde nämlich folgender Satz hinzugefügt: „Niemand aber muß sich desfalls an den Eigenthümer der Manufaktur, sondern schlechterdings an den Buchhalter Koos in Eckernförde addreßieren, welcher zuvörderst den Eigner des Zeuges notiert, und ihn mit einem Schein an den Färber Retmeyer versichert, auf dessen Producierung die Zeuge allererst gefärbt werden können" [1]).

b. In den Staatsunternehmungen.

In den Staatsbetrieben lag die Sache etwas anders. Die Oberaufsicht über den Betrieb war einem höheren Beamten übertragen, der aber nur eine allgemeine Kontrolltätigkeit ausübte. Auf der Fayancefabrik in Kiel war hiermit der Justizrat Scriver beauftragt. Bei der Tuchmanufaktur in Neumünster hatte der „Cammer-Assessor und Amtsschreiber" Cordemann diese Aufgabe. Die geschäftliche wie auch die technische Leitung in Kiel blieb, solange die Fabrik Staatsbetrieb war, in der Hand Tännichs. In Neumünster hatte der Zuchthausverwalter Carstens die geschäftliche und der Werkmeister Lehmann die technische Leitung.

In Kiel wurde dies aber anders, als eine Aktiengesellschaft die Fabrik (1769) übernahm. Die geschäftliche Direktion bekam nun der großfürstliche Kanzleirat Richardi, Tännich behielt nur noch die technische Leitung [2]).

In Neumünster kam man früh zu der Erkenntnis, daß noch eine weitere Teilung der Leitung notwendig war. Der Kammer-Assessor Cordemann schrieb darüber [3]): „Weder der Zucht-Hausverwalter Carstens noch ich besitzen die Geschicklichkeit und Vermögen, deren eine solche Rechnung, wie sie sich zur Sache schickt, zu führen, weil dieselbe nach Buchhalterischer Art und dergestalt eingerichtet seyn muß, daß man täglich im Gantzen Verhältniß die Ab- und Zunahme des eingeschoßenen Capitals vor Augen habe, dahero dann auch billig ein im Buchhalten geübter Handlungsverständiger dazu um so ehender sollte ausersehen werden, indem man praesumieren muß, daß dieser zugleich am besten die Gelegenheit wiße, wie dieses und jenes zu seinem Zweck am füglichsten einzuleiten".

---

1) Anz. 1762, S. 29.

2) Nordelbingen, I, S. 58.

3) St. A. Kiel: A. XXII, 86.

Auf dem im Staatsbesitz befindlichen Kalkbruch in Segeberg war (1774) die Aufsicht über das ganze Werk (neben dem Hüttenmeister) dem Amtmann „als bestellten Bergverwalter" und einem „Controlleur" übertragen, die beide „in Seperato" bei der kgl. Rentekammer „Rechenschaft über die vorfallenden Ausgaben und jährlichen Intraden" ablegen mußten [1]). Über die Leitung der staatlichen Oldesloer Saline gibt folgende Übersicht aus einer Ausgabenaufstellung Aufschluß [2]) (1812):

Doktor Lorenzen, constituirter Administrator	1200 ℳ Lübsch jährlich	
Kassierer Petersen	900 „ „ „	
1 Bevollmächtigter	260 „ „ „	
1 Kunstmeister	jeder 450 ℳ [3]). . .	
1 Gradiermeister		
1 Schmiedemeister		1800 „ „ „

Nachdem die Kupfermühle zu Hoherdamm staatlich geworden war, wurde die „Direktion und Leitung des Geschäftlichen" (seit Juli 1809) Cajus Branth übertragen [4]) [5]).

II. Die äußere Struktur der Unternehmungen.

Unternehmungsformen.

Interessenschaft und Aktiengesellschaft.

Die Unternehmungsformen kann man einteilen in Einzel- und gesellschaftliche Unternehmungen, die letzteren wieder in Personalgesellschaften und Körperschaftsgesellschaften. Bei den Gesellschaftsunternehmungen waren besondere Organe zur Leitung nötig, und zwar gilt das besonders für die Körperschaftsgesellschaften.

1) St. A. Kiel: B. VIII, 3, Nr. 320.

2) Thaarup, Udf. Bejl., I.

3) Das ist ein Tageslohn von etwa 20 β. Im Vergleich mit den 1825 gezahlten Bauhandwerkerlöhnen, die in Flensburg, Kiel und Rendsburg für Meister um 25 β und für Gesellen über 20 β lagen, war der Lohn auf der Oldesloer Saline niedrig (Hähnsen, Kieler Handwerksämter, S. 453).

4) Thaarup, Udf. Bejl., I.

5) Äußerlich trat das Vorhandensein eines besonderen Organs, vor allem für die buchhälterischen Aufgaben, in dem Kontor oder „Comtoir" hervor. Hoge in Neumühlen-Kiel, Seifensiederei und Lichtherstellung, hatte „Lager und Comtoir" in Kiel (St. M. v. F. 1835, S. 161).

In der Nähe der Borbyer Ölmühle, Seifensiederei, wurde 1833 ein Wohnhaus unmittelbar vor Eckernförde errichtet mit einem „Comtoir", von welchem aus der ganze Betrieb geleitet" wurde (St. A. Kiel: C. XIII, 16, Nr. 1647). Für Holler wurde auf der Carlshütte ein „Comtoir" im Wohnhause des Platzaufsehers eingerichtet (St. A. Kiel: B. III, 1, Nr. 309).

Für die Personalgesellschaft ist in Schleswig-Holstein in der älteren Zeit die sogenannte „Interessenschaft" typisch. An einigen Stellen, wo ein größerer Personenkreis herangezogen wurde, fand ein Übergang von der „Interessenschaft" zur Körperschaftsgesellschaft, zu einer Aktiengesellschaft, statt.

Um die Eigenart dieser Unternehmungsformen kennen zu lernen, werden im folgenden einige Beispiele, in chronologischer Weise aufgezählt:

1605. Zwei Interessenten für die Kupfermühle zu Witzhave [1]).

1673. Hans Daniel Kreins. Mitinteressent bei den Betrieben von Simon Modeus in Friedrichstadt [2]).

1724. Die Seifensiederei des Major von Eder in Kiel bekam, als Eder aus der Gesellschaft austrat, den Namen Laggy und Comp. Die Zahl der Interessenten sollte verringert werden [3]).

1728. Gesuch mehrerer Interessenten um ein Privilegium für eine Tranbrennerei in Glückstadt [4]).

1764 besaßen Mathias Holst und Interessenten eine Zuckersiederei in Flensburg [5]).

Die Grenze zwischen Interessenschaft und Aktiengesellschaft war nicht feststehend. Das zeigen folgende Beispiele.

1757. Interessenten bei der „Französischen Kammertuchsfabrik" in Schleswig (Directeur Paulier).

1762 kauften Gebrüder Otte-Eckernförde diese Manufaktur von den bisherigen Interessenten („an sich gehandelt"). Für Überlassung der Aktien sollte eine Geldsumme „gegen Extradierung der Aktien-Briefe von dem Etatsrat Joh. Fr. W. v. Jessen" in Kopenhagen ausbezahlt werden. Alle, welche Ansprüche hatten, sollten sich melden. Es gelang ihnen anscheinend nicht, aller Aktien habhaft zu werden, denn 1762 waren dort Aktien im Werte von 3600 Rtlr. [6]).

1758. Die Interessenten der Fayancefabrik in Schleswig (Otte-Eckernförde, Kammerrat und Zollinspektor Rambusch, Schmettow und Konferenzrat Baron G. A. F. v. Adriani) überließen die zu dieser Fabrik gehörigen Gebäude an Rambusch [7]).

[1]) Topographie Schröder.
[2]) St. A. Kiel: A. XX, 2725.
[3]) Ebenda, A. XXII, 342.
[4]) Ebenda, A. II, 494.
[5]) Ebenda, A. XVIII, 2286.
[6]) Anz. 1762, S. 362.
[7]) Anz. 1758. S. 774.

1767 plante Joh. Nicolaus Otte eine Interessenschaft der Otteschen „Fabriken" zu Eckernförde sowie für die Leinen- und Zwirn-„fabrik" zu Schleswig zu schaffen. Es sollte eine Gesamtinteressenschaft sein, doch müßte ein besonderer Direktor und Buchhalter für jeden Betrieb eingesetzt werden. Hier tauchen aber wieder Aktien auf. Der „Directeur" wäre von den Haupt-Partizipanten, die mindestens 5 Aktien haben müßten, zu wählen. Dieser „Directeur" sollte 20 Jahre lang 750 Rtlr. „Dongratuit" erhalten[1]). Die Otteschen Erben verlangten für die Betriebe 45000 Rtlr., die mit 300 Aktien à 150 Rtlr. zusammen gebracht werden sollten. 75 Rtlr. sollten sofort einbezahlt werden, weitere 75 Mitte Dezember des Jahres 1767.

Diese Gesellschaft kam aber nicht zu Stande. J. N. Otte übernahm selbst die Betriebe in Eckernförde. Die Zwirnfabrik in Schleswig, aus der anscheinend nie alle Interessenten von den Gebr. Otte ausgeschlossen worden waren (s. o.), wurde 1769 von dem Mitpartizipanten Wünne übernommen[2]).

1766 wurde die im Staatsbesitz befindliche Kieler Fayancefabrik einer Aktiengesellschaft überlassen. Die Kaufgelder hatte der Staat in der Fabrik stehen lassen, wofür die Kieler Interessenten unter Rückbürgschaft der Hamburger Interessenten bürgten. 1774 wurden die Hamburger Aktionäre aufgefordert, binnen 6 Wochen zu erklären, ob sie ihre Schuldanteile an der Fabrik aufrecht erhalten wollten. Der kgl. preußische Minister v. Hecht verzichtete auf alle seine Rechte auf seine zwei Aktien, weil er keine Ausgaben mehr davon haben wollte. Justizrat Kiohlberg aus Hamburg hielt dagegen alle Rechte und Pflichten seiner 5 Aktien aufrecht. Sonst meldete sich niemand[3]).

1764. Die Fayancefabrik in Rendsburg verdankte einer Interessenschaft ihre Entstehung[4]). 1772 fand eine „Verteilung des Werks" in Aktien statt, um einen neuen Fonds zu schaffen[5]). 1774 bestand die Direktion aus[6]): Clar, Conradi und Hallensen. 1784 erklärte sich die Aktiengesellschaft „insolvent". Justizrat und Zollverwalter Hallensen (bisher Mitdirektor) übernahm sie[7]).

---

[1]) R. A. Koph.: K. K. T. Z., 140, Nr. 307.
[2]) Ebenda, Nr. 46.
[3]) Z. Nordelbingen, I, S. 60.
[4]) St. A. Kiel: A. II, 186.
[5]) P. B. 1794, S. 343.
[6]) R. A. Koph.: K. K. T. Z. Sager, 146, Nr. 249.
[7]) Brinckmann, S. 384 ff.

1765. Interessenten der Appreturanstalt in Husum waren Kaufmann Schimper aus Hamburg und Kaufmann Klünder aus Braunschweig [1]).

1768. Interessenten bei der Barchend-Manufaktur in Rendsburg: die Bürger Knauer, Böttger und Stintzig [2]).

1769. Die Spitzenzwirnfabrik in Tondern wurde von einer Interessentschaft errichtet. 1769: Aktienkapital von 15000 Rtlr. 1772 Erhöhung des Aktienkapitals auf 18000 Rtlr. 1790 konnte eine Dividende von 8 % verteilt werden [3]). Nachdem sie vorübergehend (bis 1814) still gelegen hatte, lebte sie wieder auf, nachdem eine neue „Spitzen- und Zwirnmanufaktur" „auf Aktien" errichtet worden war. Bis 1828 rentierte sich die Fabrik; die Aktien stiegen und wurden gerne gekauft. 1834 aber wurde das ganze Inventar der Fabrik „unter gänzlicher Aufopferung des Wertes der Aktien" verkauft [4]).

1774 war die Zuckersiederei auf St. Jürgen bei Flensburg im Besitze der Interessenten der Westindischen Handlung [5]).

1777. Major Bleckenberg und eine Interessenschaft besaßen die Blechfabrik bei Hadersleben. Aktienkapital: 6000 Rtlr. (30 Aktien zu je 200 Rtlr.). Die Interessenten hatten 1775 15000 Rtlr. für den Betrieb hergegeben [6]).

1790. Die Interessenten der grönländischen Handlung (R. Ingwersen, F. Feddersen, P. Jansen, P. C. Stuhr) legten eine Tranbrennerei an [7]).

1794. Die Wollwarenmanufaktur in Tondern von Asmussen hatte zwei Interessenten: Boye Thomsen und Boye Boysen [8]).

1797. Kaufmann Schulz in Kiel fragte an, ob es einerlei sei, ob ein Interessent seiner Zuckerraffinerie Bürger der Stadt sei oder nicht. Der Magistrat wünschte, daß er Bürger der Stadt sei [9]).

1800 befand sich eine Kattundruckerei in Pinneberg. Direktor und Mitinteressent war Auffmorth aus Hamburg [10]).

---

1) R. A. Koph.: R. K. Tyske Kommerce-Journ. 1772, Nr. 19.
2) St. A. Kiel: A. II, 187.
3) Ebenda, A. II, 186 und L. Andresen, a. a. O., S. 74.
4) St. M. v. F., 1835, S. 265.
5) R. A. Koph.: R. K. T. J. Sager, 146, Nr. 249.
6) Ebenda, R. K. T. J. Sager, 147.
7) St. A. Kiel: A. II, 316.
8) R. A. Koph.: R. K. T. J. Sager, 167, Nr. 98.
9) St. A. Kiel: A. XVIII, 4266.
10) Ebenda, B. XI, 3, Nr. 1191.

1827 wurde behauptet, daß Holler, Carlshütte-Rendsburg, „den Weg der Aktien", den man ihm vorgeschlagen hatte, „verschmähte" und durch eigenes Vermögen und auf eigenes Risiko das Ganze unternehmen wollte[1]). Aber 1829 hört man, daß Holler von der Bezahlung des Stempelpapiers für die an die Interessenten des Eisenwerks auszustellenden Aktien befreit wurde (80 Aktienbriefe)[2]).

1838. Interessenten der Öl-, Walk-, Bork- und Schleifmühle bei Hadersleben waren Gerichtsschreiber Dr. Meyer zu Hadersleben, H. Nissen und Niß Steffensen zu Hammerleff, H. Steffens zu Hüsby.

1845. Die Papierfärberei in Rendsburg war ursprünglich eine Aktiengesellschaft, an der Holler, Rektor Pahl und Reindorf beteiligt waren. Letzterer war „Inspektor" des Betriebes[3])[4]).

Ein genaues Bild davon, was unter Interessenschaft und was unter einer Aktiengesellschaft damals verstanden wurde, wie sie und ob sie gegeneinander abgegrenzt waren, läßt sich durch dieses Material noch nicht gewinnen. Wahrscheinlich ist, daß bei Heranziehung einer größeren Anzahl von Personen Aktien ausgegeben wurden und daß man dann meistens auch weiterhin den Namen Interessenschaft beibehielt. Es scheint fast so, als ob die Aktionäre bei einigen Betrieben (siehe Fayancefabrik Kiel, Blechfabrik bei Hadersleben) größere Zuschüsse geleistet haben. — Bei den Interessenschaften wie auch bei den Aktiengesellschaften war die Leitung meistens in Händen einiger Interessenten; doch wurde auch in einigen Fällen, besonders bei den Aktiengesellschaften, die Leitung Dritten übertragen.

Siebentes Kapitel.

Der Standort und die Standortsfaktoren.

Es soll hier zunächst festgestellt werden, wo die Großbetriebe ihren Standort hatten. Das heißt: Die Lage der Großbetriebe soll näher gekennzeichnet werden. Wenn diese für den einzelnen Großbetrieb zwar (im 4. Kapitel) schon angegeben wurde, dann soll hier nun ganz allgemein die geographische Lagerung der gewerblichen Großbetriebe

1) P. B. 1827, S. 735.

2) St. A. Kiel: B. III, 1, Nr. 309.

3) Ebenda, A. XXV, 735.

4) Eine größere Aktiengesellschaft war 1762 die Handelsunternehmung „Kgl. Fischerei- und Handels-Institut" zu Altona. 2000 Aktien zu je 100 Rtlr. = 200000 Rtlr. Aktienkapital. 1775 fand ein Ankauf aller Aktien durch die Regierung statt. (P. B. 1825, S. 14).

in Schleswig-Holstein in einem kurzen Überblick zusammenhängend betrachtet werden.

Abgesehen von der Nationalisierungstendenz, die von den Regierungen der Einzelterritorien (Gottorper, königlicher Anteil, Fürstentum Plön, z. T. auch von Sonderburg—Glücksburg) ausging und die den Zug bestimmter Großbetriebe nach bestimmten Gegenden zur Folge hatte, treten folgende Standorte vor allem hervor: Das Land, die Stadt, bei einigen Großbetrieben eine Teilung zwischen Land und Stadt[1]) und eine Zentralisation in bestimmter Gegend. — Die Frage, weshalb die Großbetriebe an diesen bestimmten Orten standen, wird im zweiten Abschnitt dieses Kapitels ihre Beantwortung finden.

I. Der Standort.

1. Die Verlegung der Großbetriebe aufs Land.

Das Aufkommen der Großbetriebe auf dem Lande brachte eine Zerstreuung über ganz Schleswig-Holstein mit sich. Wenn man das Land von Süden nach Norden in Bezug auf den gewerblichen Großbetrieb bis 1845 betrachtet, ergibt sich, wenn man nur die hauptsächlichsten Betriebe aufzählt, etwa folgendes Bild:

In Holstein, in den Dörfern um Altona-Hamburg und an den verschiedenen Flüssen und Bächen Süd-Holsteins (Beste, Alster, Bille, Trave u. a.) lagen Wachsbleichen, Heringspökeleien, Tranbrennereien, Sägemühlen, Farbholzmühlen, Messing-, Kupfer- und Drahtmühlen. Bei Lübeck (in Stockelsdorf) waren Tapeten- und Spielkartenmanufaktur, Fayancefabrik, später Wollkratzenmanufaktur, Spahnreißerei und Stabholzschlägerei entstanden. Auf verschiedenen Gütern Holsteins finden sich Papiermühlen, mitunter auch Ölmühlen und größere Ziegeleien, in einem Falle auch eine Weberei mit Spinnerei und anderen Betrieben (auf Gut Hanerau bei Hademarschen). In der Nähe von Kiel bestanden Ziegeleien, in Neumühlen bei Kiel: Ölmühle, Seifensiederei, Lichtherstellung, Lohmühle und Kalkbrennerei. Ziegeleien gab es in Dithmarschen, dort und auch in den Elbmarschen Muschelkalkbrennereien. In dieser Gegend entstanden auch die Zementfabriken. In Eiderstedt waren Ölmühlen und Ziegeleien, auf dem Prinzenmoor an der Eider Glasmanufakturen. Ziegeleien waren ferner im Hohner Moor und bei Schleswig. Auf dem Gute Crisebty bei Eckernförde befand sich eine Fayancefabrik, auf Bienebeck eine Tuchmanufaktur, in Ascheffel (Amt Hütten) eine Papiermühle, ferner bei Flensburg eine Papiermühle und in Crusau eine Kupfermühle.

[1]) Sombart II, 2, S. 805 ff.

An der Flensburger Förde (Ekensund, Nübel) lagen Ziegeleien, ebenso an der Apenrader Förde. Bei Hadersleben wurden eine Blechfabrik und eine Ölmühle errichtet.

2. Die Großbetriebe in den Städten.

In den Städten fand eine Anhäufung von Großbetrieben statt. Das galt vor allem für die Hafenstädte. Daneben gab es aber auch in den Städten im Innern des Landes einige Großbetriebe.

In Altona werden 1736/37 folgende größere Betriebe aufgezählt, die jedoch nicht alle Großbetriebe im hier gebrauchten Sinne waren, sondern z. T. nur Verlagsbetriebe (diese in nachstehender Aufzählung so [] eingeklammert) darstellten. Einige von ihnen waren auch lediglich Kleinbetriebe (diese unten so () eingeklammert). Jedoch wurden sie in damaliger Zeit als etwas besonderes angesehen, weshalb sie mit den eigentlichen Großbetrieben zusammen aufgeführt wurden:

„[Sammt-, Seiden-, Schnupftücher-, Sarje-, Raschen-, Camlot-, Peptien-, Plüßen-, Zwirn-, Band-, Schnüren-, Knöpfe, guldene — und silberne Tressen —], (Hüte-), Strumpffabriquen, nicht alle zu specificieren seyen; 2 Wandbereitereyen, 2 Färbereyen, 1 Seiden-Färberei, 1 Seifensiederei, (1 kleine Zuckerbeckerei), verschiedene Bier- und Brandwein- und Essig-Brennereyen; Grütze- und Amidam Machereyen, 1 Pulvermühle, (1 Kertzen-Gießerei), (2 Buchdruckereyen), verschiedene Leinen-, Cattun-, Zwirn- und Garn-Bleichen, (Loh- und Weißgerbereyen), (Leimsiederey)" [1]).

Im selben Jahre wurde dort eine Seidenmanufaktur angelegt, etwas später eine Tuchmanufaktur. Später kamen hinzu Kattundruckereien, Zuckersiedereien, Tabaksmanufakturen, Ölmühlen und Seifensiedereien, Fayancefabrik, Eisengießerei, Schiffsbauerei, Spiegelbeleg- und Möbelmanufaktur, Segeltuch-, Leinen- und Tuchmanufakturen, Lederfabriken, große Reepschlägereien, Bleiweißfabrik, Hutmanufakturen, Baumwollspinnereien und -Webereien usw.

In Wandsbek waren drei Kattundruckereien; später Lederfabriken.

In Glückstadt: Zichorienfabriken, Tabakmanufakturen.

In Itzehoe: Spielkarten- und Tapetenmanufaktur, Zichorienfabrik.

In Neumünster: Tuchmanufakturen.

In Kiel: Fayancefabriken, Zuckersiederei, Stärkefabrik, Schiffsbauerei, Wagenmanufaktur, Maschinenbauanstalten, Tabaksmanufakturen.

[1]) R. A. Koph.: K. K. T. J., Ltr. A. Bd. A (1736—37), S. 402. Über die Größe dieser Betriebe war in der angegebenen Zeit nichts Genaues zu erfahren.

In Rendsburg: Fayancefabrik, Barchendmanufaktur, Strumpfwirkerei, Eisengießerei Carlshütte, Runkelrübenzuckerfabrik, Papierfärberei.

In Eckernförde: Fayancefabrik, Tuchmanufaktur (Stärkefabrik), Tabakmanufakturen.

In Friedrichstadt: Ziegelei, Schiffsbauerei, Ölmühle, im übrigen kleinere Betriebe, die über Ansätze nicht hinauskamen.

In Husum: Appreturanstalt, Kattundruckerei, Zuckersiederei.

In Flensburg: Tuchmanufaktur, Lederfabrik, Tranbrennerei, Segeltuchmanufakturen, Ölmühlen, Seifensiederei, Reisschälmühle, Zuckersiedereien, Ziegelei, Tabaksmanufakturen, Wollkratzenmanufaktur, Eisengießerei.

In Tondern: Zwirnfabrik, Manufaktur für mechanisch gewebte Spitzen.

In Lügumkloster: Zwirnfabrik, Manufaktur für mechanisch gewebte Spitzen.

In Sonderburg: Dampfölmühle, Flachsreinigungsanstalt.

In Apenrade: Flachsreinigungsanstalt.

In Hadersleben: Eisengießerei.

In Christiansfeld: Ansätze zu größeren Tuchmanufakturen, Seifensiederei und Lederfabrik.

3. Zerteilung des Standorts.

Eine Zerteilung des Standortes fand zunächst dort statt, wo die Leitung, der Unternehmer, in der Stadt den Sitz hatte, während die Produktion auf dem Lande vor sich ging, wie dies oft in der Nähe großer Städte vorkam: So bei den Kupfermühlen in Holstein (Kaufleute in Hamburg und Lübeck), bei Betrieben in Kiel-Neumühlen (Leitung in Kiel) und bei der Kupfermühle Crusau (Leitung in Flensburg). Dann aber war der Standort vor allem in der Textilienherstellung geteilt, wo das Anfangsstadium (Kratzen der Wolle) und die zweckerfüllenden Stadien (Weben und Walken) in städtischen Großbetrieben (auch in Kleinbetrieben) durchlaufen wurden und wo das zweite Produktionsstadium (das Spinnen) auf dem Lande in Verlagtätigkeit erreicht wurde.

4. Zentralisationstendenz.

Es machte sich schon in dieser Zeit eine Zentralisation der Großbetriebe der Textilienherstellung im Süden Holsteins bemerkbar.

II. Die Standortsfaktoren.

Weshalb der Standort auf dem Lande oder in der Stadt gewählt wurde, und weshalb eine Zerteilung des Standortes oder eine Zentralisationstendenz sich ausbildete, das hing von Faktoren sehr verschiedener Art ab. Zum Teil waren sie kulturell-wirtschaftlicher Art und sind in den vorhergehenden Abschnitten schon berücksichtigt worden, zum Teil aber waren sie natürlich-technischer Art. Was aber hier vor allem von Interesse ist, das sind die natürlichen Faktoren. Im Hinblick auf diese, wobei von den anderen Faktoren abgesehen wird, können die Standortsfaktoren mit Alfred Weber[1]) definiert werden: „Man versteht unter einem Standortsfaktor einen seiner Art nach scharf abgegrenzten Kostenvorteil, der einen bestimmten Industrieprozeß hierhin oder dorthin zieht".

Es kann nun in sehr vielen Fällen in der hier behandelten Zeit nicht von rationalen Gründen der Standortswahl geredet werden; ein Sich-richten nach dem Kostenvorteil war nicht immer vorhanden. Oft war nur die allgemeine Tendenz der Zeit, möglichst viele Großbetriebe zu gründen, maßgebend; oft waren dabei außerökonomische Erwägungen, d. h. Hemmungen von Seiten der Zunft oder des Staates oder auch Begünstigungen des letzteren ausschlaggebend. Aber in sehr vielen Fällen war doch der Standort unter Berücksichtigung des einen oder anderen Faktors gewählt worden (in Bezug auf Verkehrslage, Konsumplatz, Rohstoff, Triebkraft oder Arbeitskräfte), und in solchen Fällen war die Standortswahl in Bezug darauf wenigstens rational. Die Rationalität konnte nun entweder „konsum-, produktionsmittel- oder arbeitsbestimmt"[2]) sein. Das heißt: man richtete sich bei der Anlage von gewerblichen Großbetrieben danach, ob es für den Betrieb von Vorteil war, zusammen mit den Konsum-, Material- und Kraft- oder Arbeitsplätzen oder im Hinblick auf sie in günstiger Verkehrslage zu liegen.

1. Die Standortsfaktoren für die ländlichen gewerblichen Großbetriebe.

Die Verlegung der Großbetriebe aufs Land war meistens produktionsmittelbestimmt (Rohstoff und Triebkraft), oft auch arbeitsbestimmt, wenn an einigen Stellen billige Arbeitskräfte vorhanden waren, wie auf den Gütern. Anziehungskraft hatten die Ströme und

[1]) Alfr. Weber, Industrielle Standortslehre, G. d. S. IV, 3, S. 61.

[2]) Sombart II, 2, S. 902.

Bäche, die Torfmoore und die Ton- oder Kreidelager. Es kann hierfür eine Reihe von Beispielen angeführt werden:

Für die Kupfermühle an der Crusau bei Flensburg war zunächst die Wasserkraft maßgebend. Die Kupfermühle lag „mitten im Gehölz, wo dieses von den herrlichsten Wiesen durchschnitten wird, wodurch sich die Crusau schlängelt, die die Wasserwerke der Fabrike treibt" [1]). 500 Schritte weiter mündet die Crusau in den Flensburger Hafen. Es kam so zu der Wasserkraft noch eine Reihe anderer günstiger Vorteile hinzu: eine günstige Verkehrslage; „kleine Jachten können in die Crusau hinauffahren, um die Waaren nach Flensburg zu transportieren" [2]), oder um das Rohmaterial, Alt-Kupfer, das von den Flensburger hausierenden Kesselhändlern im Lande gesammelt wurde, oder Neu-Kupfer, das aus Stockholm und Petersburg kam, zur Mühle zu bringen [3]). — Daneben entstand eine Reihe von Vorteilen aus der Verbindung der Mühle mit einem landwirtschaftlichen Betriebe von 800 To. Land, Wald und Moor. Verbilligung der Lebensmittel war möglich durch Lieferung von Milch, Butter und Korn; Holz, Holzkohle und Torf waren leicht zu beschaffen, (1833 waren die Hölzungen des Betriebes „stark mitgenommen"; „aber Torfmoor hinlänglich vorhanden"), ebenso Baumaterialien, da eine Ziegelei mit dem Gesamtbetrieb verbunden war.

Für den Standort der Kupfermühlen Holsteins waren die Wasserkräfte der Trave, Beste, Alster, Bille und anderer kleiner Bäche maßgebend. Aber auch die Nähe Hamburgs und Lübecks wirkte sich aus, von wo die Waren den Absatzgebieten zugeführt werden konnten. Jedoch waren nicht bei allen Kupfermühlen die Wasserkräfte gleich stark. Bei vielen trat im Sommer vollkommenes Versiegen des Wassers ein, oder es entstand ein großer Mangel daran, so daß 1774 z. B. „auf den Reinfelder Kupfer-Hammer kein Meister wegen des geringen Wassers Subsistieren kann, ingleichen der Messingschläger auf der Messing-Hütte aus gleichen Ursachen fast cripieren" [4]). Man war daher auf der Suche nach Stellen, wo sich eine gute Ausnutzung der Wasserkräfte ermöglichen ließ. So wollte J. P. Sollmann aus Altona 1729 am Leezener See eine Kupfermühle anlegen, obgleich der Grund am See morastig war und sich eigentlich nicht zur

---

[1]) „Kein Wassermangel, obgleich Tag und Nacht gearbeitet wird" (1740). St. A. Kiel: C. XII. 1, Nr. 350.

[2]) Beschreibung von Crusau 1842.

[3]) St. M. v. F. 1835, S. 64.

[4]) St. A. Kiel: B. VIII, 1, Nr. 130.

Anlage eignete. Aber er meinte, er könne keinen besseren Ort finden; hier sei ein gutes Gefälle, das ober- und unterschlächtig benutzt werden könne [1]).

Die Ziegeleien waren ebenfalls produktionsmittelbestimmt („materialorientiert"), d. h. an den Rohstoff Lehm gebunden. Hinzu kamen z. B. noch die Nähe der Torfmoore und die günstige Verkehrslage an der Flensburger Förde, die eine leichte Verbindung zu den Absatzgebieten (den größeren Städten) ermöglichte: „die Anlagen von der Natur begünstigt durch nahe gelegene Möre am Flensburger Meerbusen und insonderheit durch den, längs dem ganzen Ufer sich hinstreckenden, vortrefflichen Ton, der mit eben so vorzüglichen Sandlagern abwechselt. Nähe des Materials und Nähe des Brennstoffs, die Ostsee am Fuß der Fabriken!" Der Ton war nicht an allen Stellen von gleicher Beschaffenheit; der vordere Teil von Ekensund lieferte weiße Mauersteine, die sich leicht behauen und schleifen ließen und daher besonders in Kopenhagen beliebt waren. Die übrigen Ziegeleien auf Rennberg liefern etwas festere Produkte. „Zur Abschiffung ist die Lage so bequem, daß die Schiffe an einigen bis zu einer hölzernen Brücke von der Ziegelei aus anlegen können, so daß höchstens 7 Personen erforderlich sind, eine Ladung von 20—25 Tausend Mauersteine in einem Tage ins Schiff zu bringen". So etwa wurde die Lage der Ziegeleien bei Ekensund im Jahre 1827 beschrieben [2]). Die Bemerkung in St. M. v. F. 1835 (S. 75): „An Mangel an Ton werden auch unsere Nachkommen nicht leiden" hat sich bis heute für diese Gegend bewahrheitet.

An vielen anderen Stellen des Landes dauerte das Leben der Ziegeleien nur solange, als Lehm dort vorhanden war. Aber notwendig war es, daß neben dem Lehm auch der Brennstoff in genügender Menge vorrätig war. So konnten in den Ämtern Oldenburg und Cismar um 1750 keine Ziegeleien angelegt werden, weil nur der Ton dort vorhanden war, während das Moor weit entfernt lag und die Wälder dieser Ämter geschont werden mußten [3]).

Die Glinder Ziegelei in Holstein mußte sich die günstige Verkehrslage erst verschaffen (1778): „Sonst ist noch hauptsächlich bey dieser Fabrique zu bemerken, daß mit vielen Kosten ein Canal von dem Ütersenschen Ausfluß nach der Fabrik zu gegraben ist, woselbst die Schiffe fast mitten in der Fabrik anlegen können, um die Fabrique-

[1]) St. A. Kiel: B. IX, 3, Nr. 137.
[2]) P. B. 1827, S. 768.
[3]) St. A. Kiel: A. XXII, 303.

waaren daselbst einzuschiffen, und selbige nach Altona, Hamburg oder andere Örter hinzubringen"[1]).

Die Ziegeleien auf dem Hohnerholm hatten schlechtes Material. Sie blühten daher auch nur solange, als ihr Absatzgebiet während der Bauzeit der Kolonistenhäuser in der Nähe lag. Man war 1761 schon besorgt, wie später, wenn ein anderer Verkauf notwendig werde, der Absatz zu finden sei[2]).

Es genügte daher auch nicht, daß die Ziegelei in Dockenhuden 1769 „in Absicht des immediate daran hergehenden Elb-Strohmes so wohl überhaupt als auch insbesondere respectu des Absatzes und Transports derer Steine besonders vortheilhaft placiert, gestalten sie dann was die Zubereitung der rings umb die Fabrique-Gebäude in der besten Nähe vorhandenen Lems betrifft"[3]) ebenfalls gut gelegen war. Das Material war nicht von besonderer Güte, nach wenigen Jahren (1774) ging sie daher ein, da kein brauchbarer Lehm mehr vorhanden war.

In einer Schilderung der Ziegelei Hinschenfelde in Holstein wurde 1846 gesagt[4]): „Vielleicht werden auch hier die Eisenbahnen ihre umwälzende Macht merken lassen und uns die wahre Bedeutung jenes Marktes (gemeint ist Hamburg „mit seinem an Industrie-Erzeugnissen überfüllten Weltmarkt, der sich zunächst in einer starken Concurrenz äußert")[5]), auch von einer anderen Seite zeigen".

Die Lage der Ziegeleien war so zunächst produktionsmittelbestimmt; daneben aber auch konsumbestimmt. Das letztere zeigte sich besonders deutlich, als die Ziegeleien bei Ekensund infolge des Baus des Eider-Ostseekanals eine gute Verbindung zu den Konsumplätzen im Süden (Altona-Hamburg) bekamen, wodurch ein Aufblühen dieser Ziegeleien ermöglicht wurde.

Solange die Muscheln für das Kalkbrennen den Rohstoff bildeten, war der Standort der Kalkbrennereien die Süd-Westküste mit ihren Flüssen Stör und Pinne. (Uetersen, Klostersande, Neuendeich, St.-Margarethen, Kronprinzenkoog, Dithmarschen, vor allem Büsum, Stapelholm an der Treene.) Die Muscheln wurden von den Sandbänken im Wattenmeer und an der Mündung der Elbe geholt. Dann aber

---

[1]) St. A. Kiel: B. XI, 3, Nr. 1190.

[2]) Ebenda, C. XIII, 1, Nr. 253.

[3]) Ebenda, B. XI, 1, Nr. 500.

[4]) V. L. 1846, S. 111 ff.

[5]) Das Eingeklammerte ist von mir eingefügt und aus obengenannter Quelle entnommen.

bedingte die Ausbeutung der Kalklager bei Itzehoe und Segeberg die natürliche Lage von zwei Kalkbrennereien. Nach 1800 entstanden in den Städten der Ostseeküste, die infolge ihrer günstigen Verkehrslage Faxöer Kalkstein beziehen konnten, mehrere Kalkbrennereien (Altona jedoch: Rüdersdorfer Kalkstein).

Zementfabriken entstanden zunächst in den Städten an der Ostsee im Anschluß an die Kalkbrennereien, um die Abfälle des Kalks, den Mehlkalk, durch eine Vermischung mit Ton, wodurch Zement entsteht, zu verwerten. Dann aber wurden die Entdeckung von Kreidelagern in Lägerdorf bei Itzehoe und das Vorhandensein von eisenhaltigem Ton bei Kellinghusen für die Lage der Großbetriebe maßgebend. Eine verhältnismäßig günstige Verkehrslage kam hinzu.

Ebenso wie die Kupfermühlen in Holstein lagen die Papiermühlen an den Wasserkräften Süd-Holsteins. Die Größe der Kraft war auch hier verschieden je nach der vorhandenen Menge von Wasser, die sehr oft mit Korn-, Walk- und anderen Mühlen geteilt werden mußte[1]). Der Mangel an Wasser konnte jeder Erweiterung des Betriebes (wie in Winseldorf)[2]) eine Grenze setzen, und auf der Papiermühle zu Rantzau veranlaßte der wechselnde Wasserstand oft Störungen, so daß die Mühle oft still lag und zu anderen Zeiten bei reichlicherer Wassermenge doppelt intensiv arbeiten mußte. Dagegen hatte die Papiermühle zu Steinbek (Amt Reinbek) jederzeit Wasser, da mehrere Quellen hier zusammenflossen[3]). Für die schleswigschen Papiermühlen in Ascheffel (Amt Hütten) und bei Flensburg bildete ebenfalls die Wasserkraft (bei der ersteren sogar in sehr entlegener Gegend) die Anziehungskraft.

Die Fellbereiter und Tuchmacher suchten für ihre Loh- und Stampfmühlen die Wasserkräfte oft in weiter Entfernung von ihren Heimatsorten auf. Ein Beispiel findet sich im Amt Reinbek (südöstlich von Hamburg)[4]). Dort wurden später Farbholzmühlen angelegt. Pläne knüpften sich an Orte mit ausnutzbaren Wasserkräften immer wieder an. In Schenefeld war 1701—12 eine Pulvermühle gewesen, dann eine Loh- und Kornmühle, „vor itzo aber gantz wüste“: „Der Platz aber dermaßen situiert und mit allem versehen sey, daß eine taugliche Mühle darauf erbaut werden könne“[5]).

[1]) St. A. Kiel: B. VII, 1, Nr. 33.
[2]) St. M. v. F. 1835, S. 292.
[3]) Ebenda, S. 211 und S. 175.
[4]) St. A. Kiel: B. X, 1, Nr. 170.
[5]) Ebenda, B. XI, 2, Nr. 683.

In Collau war früher eine Lohmühle (geriet 1774 in Verfall), später eine Garnfärberei.

Nachdem einige Kupfermühlen eingegangen waren, wurden sie durch andere abgelöst: bei Oldesloe von einer Papiermühle, auf Hoherdamm von einer Ölmühle.

In Neumühlen an der Schwentine bei Kiel, wo früher eine Stampf- und Lohmühle des Schusteramts gewesen war, wurde nach 1800 eine Ölmühle angelegt und im Anschluß daran eine Seifensiederei, Lichtgießerei (und Kalkbrennerei) und später eine Schiffszwiebackbäckerei. Im Nordosten Nordschleswigs, wo die Schleifmühlen mit Wasserkraft betrieben wurden, entstand westlich von Hadersleben eine Blechfabrik (Gotthaab)[1]) und später eine Ölmühle (Christiansdahl) in Verbindung mit einer Schleif-, Stampf- und Borkmühle.

Die Rapssaat für die Ölmühle wurde aus der Probstei, südlich Kiel, bis Hadersleben zur See herangeschifft und von dort auf der Achse nach Christiansdahl gefahren. Leinsaat bauten die Bauern der Umgegend an[2]).

Ursprünglich hatten die Ölmühlen, die nur Wind- und Roßkraft erforderten, ihre Lage im Rohstoffgebiet (Eiderstedt, Pellworm, Nordstrand) gehabt. Dann aber, als vom Auslande viel Rapssaat (von Rußland) hereingebracht wurde, wurden die Städte an der Ostsee (Flensburg, Kiel) und Altona der Standort.

Die Nähe Hamburgs oder Lübecks hatte großen Einfluß auf alle Großbetriebe Süd-Holsteins. Schon 1754 wurde in dem Plan des Hütteninspektors Bertram, eine „Stahl- und Eisenfabrique" bei Oldesloe anzulegen, darauf hingewiesen, daß schwedisches und russisches Stabeisen von Hamburg und Lübeck „hinlänglich" herbeigebracht werden könne[3]). Die Wachsbleichen in Klein-Flottbek, Othmarschen und in Wandsbek wurden auch deshalb von Bedeutung, weil von Hamburg, wo sich Wachs in großer Menge als Handelsobjekt sammelte, das Rohmaterial leicht beschafft werden konnte und weil diese Betriebe ihre Wachslichter über Hamburg nach den katholischen Ländern absetzen konnten.

Die kleinbetrieblichen Glashütten der adligen Güter Holsteins waren Mitte des 18. Jahrhunderts infolge Holzmangels eingegangen. Die Brennstoffbeschaffung bildet bei der Glasherstellung das Hauptproblem. Im allgemeinen war der Hauptbrennstoff für die meisten

---

[1]) R. A. Koph.: 11772—73, K. K. T.-Kommerce-Journal, Nr. 359.

[2]) Niemann, Schl.-Holst. Vaterlandskunde, S. 103.

[3]) St. A. Kiel: B. IX, 3, Nr. 137.

Großbetriebe des 18. Jahrhunderts (so für Ziegeleien, Fayancefabriken u. a. ganz besonders) das Holz oder die Holzkohle[1]) (für Kupfermühlen). Diese „holzfressenden" Betriebe trugen zu einer starken Verminderung des Holzbestandes Schleswig-Holsteins bei[2]). Am Ende des 18. Jahrhunderts (1798) wurde auf die verhängnisvollen Wirkungen dieser Tatsache hingewiesen: „Eine allgemeine Hemmung aller Gewerke und Fabriken, ein völliger Stillstand im Lande und am Ende gar Auswanderungen — das sind die vornehmsten von den traurigen Folgen, die der Holzmangel, über kurz oder über lang, hervorbringen wird" [3]).

Der Übergang zur Torffeuerung — 1807 hatte sie „seit mehreren Jahren ungemein zugenommen" [4]) — ermöglichte es auch wieder der Glasherstellung[5]), in Schleswig-Holstein Fuß zu faßen. Nun waren die Torfmoore der Standort der Glasmanufakturen. In günstiger Verkehrslage an der Eider wurden (seit 1812) auf dem Prinzenmoor drei Glasmanufakturen angelegt, wovon aber schon 1830 die eine wegen Mangels an Feuerungsmaterial still liegen mußte. Als Rohstoffe wurden Glasscherben benutzt, die im Lande gesammelt wurden. Als die Steinkohle in Verbindung mit Verbesserungen der Ofentechnik als Brennstoff immer mehr und mehr Eingang fand, gingen diese Glasmanufakturen um 1850 ein.

Für einige Gutsbetriebe, z. B. für die Textil-Großbetriebe auf dem Gute Hanerau, waren Vorteile, die sich bei der Beschaffung der Arbeitskräfte ergaben, von Wichtigkeit. Vielleicht spielte hier auch die Nähe der Eider eine Rolle. Eine besondere Industrieschule erzog eine Schar Kinder zu Fabrikarbeitern. Vielleicht haben auch auf dem Gute Stockelsdorf solche Gründe eine Rolle gespielt; daneben kam für Stockelsdorf die Nähe Lübecks und für die Fayancefabrik auch das Vorhandensein von gutem Ton in Betracht.

---

[1]) Die Holzköhlerei blühte damals an vielen Stellen Schleswig-Holsteins.

[2]) Verstärkt wurde diese Abnahme der Wälder dadurch, daß viele geldbedürftige Waldbesitzer den hohen Preis des Holzes ausnutzen wollten, den man am Ende des 18. Jahrhunderts für Holz erzielen konnte, weshalb sie sehr viel Holz abschlugen und verkauften (P. B. 1798, S. 60).

[3]) Laurop, a. a. O., S. VI.

[4]) Eggers, a. a. O., S. 73.

[5]) Schon 1734 tauchte in Schleswig-Holstein der erste Plan zur Anwendung der Torffeuerung bei der Glasherstellung auf (St. A. Kiel: B. IX, 3, Nr. 137).

II. Die Standortsfaktoren für die städtischen gewerblichen Großbetriebe.

Die Anlage der Großbetriebe in den Städten konnte konsum-, produktionsmittel- oder auch arbeitsbestimmt sein: Konsumbestimmt deshalb, weil hier eine größere Absatzmöglichkeit entweder im Orte selbst oder durch eine leichtere Verkehrsmöglichkeit mit einem größeren Absatzgebiet vorhanden war; produktionsmittelbestimmt, weil diese günstige Verkehrslage auch zugleich die Rohstoffbeschaffung von anderen Gegenden leichter machte; arbeitsbestimmt, weil eine größere Stadt leichter ungelernte Arbeitskräfte liefern konnte.

Vor allem erfüllte die Stadt Altona diese drei Voraussetzungen. Schon die Niederländer hatten das erkannt, als sie von Stade nach dem besser gelegenen Altona übersiedelten. Ebenso war der „Lakenfabrikant" Daenen aus Eupen von der vorteilhaften Lage Altonas angezogen worden. Die Kattundruckereien waren auf den Bezug von Rohmaterial vom Auslande (ostindische Kattune) und auf Absatz nach dort (auf den braunschweigischen, Frankfurter und Leipziger Messen) aufgebaut [1]. Von Übersee kamen Rohstoffe wie Tabak und Zucker, die hier in größerem Maßstabe als anderswo früh ihre Verarbeitung fanden. (1810: Tabak aus Brasilien und den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika) [2]. Später siedelten sich einige überseeische Baumwolle verarbeitende Betriebe hier an. — Ölmühlen und Seifensiedereien bezogen ausländischen Rohstoff (Rapssaat) und setzten die Seife in Holstein, Norwegen, Hannover, Dänemark und auch in Altona ab [3]. — Die Bleiweißfabrik bezog ihren Rohstoff, Blei, aus dem Harz; Absatzort war Hamburg.

Für die Lederfabriken kam noch etwas anderes hinzu. Für sie, besonders für Rauch- oder Corduanlederfabriken, kam es „nur auf die Beschaffenheit des Wassers an", und Altona war (1752) „in Absicht des Wassers und des debits dazu bequemer Ort" [4]. Später wurde die günstige Lage für den Bezug ausländischer Felle wichtig, die vor allem von den größeren Gerbereien verarbeitet wurden [5]. Die vergrößerte Konsumfähigkeit der Stadt führte 1832 zu den Plänen der Anlegung einer Dampfmehlmühle, die jedoch erst später ausgeführt wurden.

[1] R. A. Koph.: 632, Div. Sager.
[2] St. A. Kiel: A. XVIII, 3840.
[3] R. A. Koph.: 632, Div. Sager.
[4] St. A. Kiel: A. XVIII, 3836.
[5] R. A. Koph.: 632, Div. Sager.

Verstärkt wurde die Tendenz zur Anhäufung von Großbetrieben in Altona dadurch, daß sich Betriebe in Altona ansiedelten, weil „Fühlungsvorteile" mit den ebengenannten oder anderen (Betrieben der Verlagstätigkeit) bestanden (1711 zwei Lakenfärbereien, eine Seidenfärberei, eine Wand-Scheer-Bereiterei)[1]). Im Zusammenhang mit dem Schiffbau standen Holz- und Brettsägereien, Ankerschmiede, Reepschlägereien, die sehr stark „von guter Schiffahrt" abhängig waren.

Die Nähe Hamburgs als Weltmarktplatz wirkte günstig und ungünstig. Einerseits war es der große Absatzmarkt, andererseits aber auch die starke Konkurrenz dieser Stadt, die Einfluß hatten. Es wurde 1835 gesagt[2]), daß Altona im Handel nie ein großer Nebenbuhler Hamburgs gewesen sei und daß Altona „ohne Hamburg wahrscheinlich wenig gewesen wäre". Nach Aufhebung der Elbblokade stand Hamburg „in großem Flor"; dies wirkte auch auf Altona. Aber trotz der Begünstigungen für Altona, trotz seiner Privilegien war Altona doch nicht so emporgekommen wie Hamburg. In jeder Hinsicht übertraf Hamburg Altona.

In Hamburgs Schatten, aber doch etwas von ihren Ausstrahlungen auffangend, war Altona emporgewachsen. Trotzdem oder gerade deshalb war und blieb Altona der Ort Schleswig-Holsteins, der die meisten Großbetriebe des Landes hatte. Obgleich während der Kontinentalsperre sehr viele Betriebe zusammenbrachen, erholte sich die Stadt doch noch vor 1845, vor allem auch dadurch, weil in den 30er Jahren die Verbindung mit dem Inlande durch Erbauung der Blankeneser, der Berlin-Hamburger und der Altona-Kieler Chaussee erleichtert wurde, „während gleichzeitig dem Seehandel sich neue Absatzwege eröffneten". Besonders aber seit Eröffnung der Altona-Kieler Eisenbahn am 18. September 1844 wurden neue Großbetriebe angelegt, „neue Handelsfirmen gegründet, und die älteren Geschäfte dehnten ihre Verbindungen aus"[3]).

Hauptsächlich war demnach die gute Verkehrsmöglichkeit mit den Produktionsmittel- und Konsumplätzen maßgebend. Daneben kam in zweiter Linie auch der Arbeitsplatz Altona-Hamburg in Betracht. Die Gebrüder Köster holten für ihre Spiegelbeleg- und Möbelmanufaktur Arbeiter aus Hamburg.

Für viele andere Städte Schleswig-Holsteins kam neben einer günstigen Verkehrslage auch das Vorhandensein des einen oder anderen Produktionsmittels in Frage.

[1]) N. S. M. 1836, S. 351.
[2]) St. M. v. F., 1835, S. 10.
[3]) Wichmann, a. a. O., S. 262.

Von den Ortschaften um Altona wurde Wandsbek eine Stadt. Hier gab 1762 die Kattundruckerei von Pichels aus Hamburg „die erste Gelegenheit an Hand, wodurch die Menschen anhero gezogen wurden, und sich zum Theil anbaueten". „Die Lage des Orts, welche zu dergleichen Gewerbe ungemein die Hand bietet, indem ein schöner Bach der Länge nach durchfliesset, hat mehrere Liebhaber aufgemuntert, ähnliche Anlagen allhier zu machen, so daß bloß von denen nunmehro vorhandenen dreyen Cattun-Fabriquen einige hundert Menschen sich daselbst ernähren" [1]). Später wird das noch einmal bestätigt. Die Lage an der Wanne oder Wanse ist „für den Ort besonders wichtig, weil ohne dessen Wasser weder die Kattunfabriken noch das Geschäft der Wäscherei betrieben werden könnten" [2]).

Das Vorhandensein von gutem Wasser wird auch die spätere Entstehung von großbetrieblichen Gerbereien erklären.

Neumünster war seit alter Zeit der Kreuzungspunkt mehrerer Straßen, daher war eine leichte Verbindung des Binnenlandes mit den großen Handelsplätzen der Nachbarschaft möglich [3]). Schon lange war daher das Fuhrwesen dort ein guter Erwerbszweig gewesen. Die Wolle für die Tuchherstellung konnte so aus allen Gegenden kommen, 1774 aus Mecklenburg, von der Marsch, von Jütland und von Island [4]). 1776 wurde für 13077 Taler 6 ß Wolle aus Lübeck und Hamburg eingeführt. „Der Verbrauch war aber größer, da damals noch in der Umgegend von Neumünster die Schafzucht florierte und alles, was dort die Schafschur brachte, von den Neumünsterschen Tuchmachern aufgekauft wurde" [5]). Die Einkoppelungen verminderten aber die inländische Produktion der Wolle; sie mußte daher in verstärktem Maße (1835) vom Auslande bezogen werden [6]).

Das Tuchmacherhandwerk war infolge dieser günstigen Umstände schon zu einem Exportgewerbe geworden. Bei den Großbetrieben kam dies nun im verstärkten Maße zur Geltung. Eine Tuchmanufaktur in Flensburg konnte 1783 mit der in Neumünster belegenen nicht konkurrieren, da diese wegen der Nähe von Hamburg und Lübeck alles billiger liefern konnte [7]).

---

[1]) Nachrichten von der Gesch. u. Verf. des adl. Guts Wandsbeck, S. 53.
[2]) P. B. 1821, S. 33.
[3]) Dittmann, Fr. v. Sallern.
[4]) St. A. Kiel: A. XXII, 293.
[5]) Bilder aus der Heimat, 1922, Nr. 16.
[6]) St. M. v. F., 1835, S. 336.
[7]) R. A. Koph.: K. K. T. J. Sager, 154, Nr. 474.

Nach 1800 war das Vorhandensein von gelernten Arbeitern (verarmten Handwerkern) von Vorteil. Während der ganzen Zeit wirkte auch die besondere Güte des Wassers mit[1]).

Nach Altona-Hamburg orientiert war auch Itzehoe. 1774 war der Absatz für eine Stärkefabrik am Orte zu gering; sie mußte daher in Altona-Hamburg absetzen[2]).

1759 machte der Magistrat von Kiel darauf aufmerksam, daß die Lage Kiels nicht geeignet sei, Großbetriebe anzulegen. Die Ursachen, „warum hiesiger Orten ein guter und vortheilhafter Fortgang der Fabriquen nicht zu hoffen" sei, „bestehen darin, 1. daß dergleichen Material Waaren, welche zu denen Gold-, Sammt-, Seiden-, Lacken-, Wolle- und andere Fabriquen erforderlich, von weit entlegenen Örtern und Ländern herbey geschaffet werden müßen". 2. Der Absatz werde schwierig sein, da von den großen „Handlungsstädten Hamburg und Lübeck eben dergleichen Waaren für einen wohlfeilen Preiß zu haben" sind[3]). Der großfürstlichen Regierung gelang es zwar vorübergehend, einige Betriebe ins Leben zu rufen. Erst später, als der Tabakkonsum zunahm, wurden einige Tabaks-Großbetriebe angelegt. Dann vor allem, als die Verbindung Kiels mit dem Inlande und Altona-Hamburg (durch Chaussee und Eisenbahn) besser wurde, entstanden Großbetriebe der verschiedensten Art, z. B. Ölmühlen, die die Rapssaat aus der Probstei und Rußland bezogen. Die Maschinenbauanstalt hing später eng mit dem Schiffbau zusammen. Anfangs war aber der vergrößerte Konsum an Maschinen und eisernen Gußwaren maßgebend.

Die Fayancefabrik[4]) in Rendsburg konnte die Erde (den feinen Lehm) zwei Meilen von Rendsburg in der Hölzung von Haale graben. Absatz nach Kopenhagen[5]) war möglich. — Die Barchend-Manufaktur hatte billige Arbeitskraft an den brotlos gewordenen Soldaten und Bürgern.

Für die Eisengießerei Hollers in Rendsburg sollte ursprünglich das Moor- und Wiesenerz Schleswig-Holsteins der Rohstoff sein.

---

[1]) Vielleicht hatte dies auch für das spätere Aufkommen der Lederfabriken Bedeutung?

[2]) R. A. Kopḥ.: K. K. T. J. Sager, 146, Nr. 249.

[3]) St. A. Kiel: A. XXII, 292.

[4]) Die Fayancefabriken in Kellinghusen lagen „in Hinsicht des Absatzes und Transports sehr bequem" und besonders gute Erde (blauer Lehm) befand sich in der Nähe (R. A. Kopḥ.: K. K. T. J., 138, Nr. 544).

[5]) Brinckmann, a. a. O., S. 384 ff.

Dieses war und ist noch[1]) in großen Mengen in den Moorgegenden auf dem Landrücken vorhanden (bei Medelby, Handewitt)[2]). Daneben sollte das im Lande gesammelte Alt-Eisen verarbeitet werden. Für die Eisengewinnung wurde anfangs Holzkohle benutzt, das aus meilenweiter Ferne geliefert wurde. Zur Heizung der Dampfmaschine wurde zunächst Torf verwandt. „Der patriotische Sinn" der Zeit, von dem auch Holler erfüllt war, hatte ursprünglich das Augenmerk allein auf inländisches Material gelenkt. Die Lage bei Rendsburg war für den Bezug dieser Rohstoffe günstig, da über Rendsburg die Verkehrsstraße von Süden nach Norden ging und da der Kanal[3]) und die Eider Verbindungen nach Osten und Westen schufen. — Man erkannte aber 1829, daß die Verhältnisse für ein Eisenwerk hier schwieriger und ungünstiger seien als z. B. in Preußen und Sachsen, da dort starke Wassergefälle und große Waldungen zur Verfügung ständen, während hier von Anfang an die Dampfmaschine Kraftquelle sein mußte und „weitläufige Feuerungstransporte notwendig"[4]) waren. Aber die Heranschaffung größerer Mengen Wiesenerze auf dem Landwege war verhältnismäßig schwierig. Erschwert wurde sie noch dadurch, daß die Bauern die Erze z. T. zurückhielten, weil sie höhere Preise erzielen wollten oder sie andere Erwartungen an diese Erze knüpften. Es kam daher bald zum Bezug von hochwertigeren Rohstoffen. Die Holzkohle wurde durch englische Steinkohle ersetzt; englisches Roheisen wurde bald der Hauptrohstoff.

1837 wurden 4000 Ztr. altes Gußeisen und 8000 Ztr. englisches und schlesisches Eisen verarbeitet. In diesem Jahre wurde der Hochofenbau erst beendet. Nun begann man auch das Rasenerz zu verwerten. 1842 wurden im ganzen aus allen Arten 5000 Ztr. Roheisen gewonnen[5]).

1843: 3800 Ztr. Wiesenerz, 11000 Ztr. engl. Roheisen.
1844: 2000 „ „ 14000 „ „ „

Die Lage an der Eider war für den Bezug dieser Rohstoffe günstig. Als Konsumplatz kam Schleswig-Holstein in dieser Zeit,

---

[1]) Nach einer Zeitungsnotiz vom 30. Juli 1923 (Südtondersche Zeitung) wurden nördlich Schafflund (Kreis Südtondern) mehrere hundert Waggons Rasenerz zutage gefördert. Der Abtransport fand vom Bahnhof Wallsbüll aus statt.

[2]) P. B. 1827, S. 735; 1826, S. 491.

[3]) Darauf, daß Rendsburg (und nicht Kiel) den Hauptvorteil von dem Eider-Ostseekanal hatte, weist W. Haas in „Bestrebungen und Maßnahmen zur Förderung des Kieler Handels" usw. auf S. 105 hin.

[4]) S. M. 1029, S. 229 ff.

[5]) St. A. Kiel: B. III, 1, Nr. 304.

in der die Maschine ihren Siegeszug begann und in der der Bedarf an Eisengußwaren zunahm, in Frage.

In Friedrichstadt, Husum und Eckernförde konnten vorübergehend Großbetriebe entstehen, weil sie in Bezug auf den Handel in gewissen Zeiten eine günstige Verkehrslage hatten. Für die Kattundruckerei in Husum kam diese Lage nicht voll zur Auswirkung, da Kattune auf Befehl der Regierung aus Kopenhagen bezogen werden mußten[1]).

Der Sitz einer Zwirnfabrik in Schleswig, die nur für die Spitzenverleger Nordschleswigs arbeitete, wurde wegen Ungunst der Lage nach Lügumkloster, zu dem Konsumplatz[2]), verlegt. — Für den Standort der Fayancefabrik in Schleswig war feiner Ton in der Nähe der Stadt bestimmend. Für sie, wie auch für die „Französische Kammertuchsfabrik", mag auch das Vorhandensein hoher Beamten (Sitz der Statthalterschaft) als Konsumenten von Bedeutung gewesen sein.

Für Flensburg war die Lage an einer verkehrsreichen Förde maßgebend. Der Zucker kam aus Westindien (St. Croix)[3]); für die Reisschälmühle wurden ganze Schiffsladungen ungeschälten Reises direkt vom Auslande bezogen[4]). Die Rapssaat für die großen Ölmühlen kam von Rußland, die Tabaksblätter für die Tabaksmanufakturen von Westindien und dem amerikanischen Festland.

Sehr viele Großbetriebe hatten sich sowohl nach dem einen als auch nach dem anderen Standortsfaktor orientiert. Aber die Konsumorientierung ging in den meisten Fällen nach außen, was verhängnisvolle Wirkungen zur Folge hatte. Als am Ende des 18. Jahrhunderts durch Absatzkrisen und um 1800 durch wirtschaftspolitische und politische Maßnahmen der Absatz nach außen nicht mehr möglich war, fanden die vielen Zusammenbrüche, das Eingehen oder Herabsinken zum Kleinbetrieb statt. Im Jahre 1791 klagte man in den Provinzialberichten darüber[5]): „Es ist die Stimme der Natur, der wir nicht ungestraft widerstreben dürfen. Unsere Zeit ist noch nicht kommen und keine Kunst und Pflege würde erzwingen, was uns nach dem gewöhnlichen Gange der Dinge bis weiter versagt ist".

---

[1]) P. B. 1787, S. 224.

[2]) Die Zwirnfabrik in Tondern hing ebenfalls eng mit dem Konsumplatz zusammen.

[3]) P. B. 1787, H. 7, S. 21 ff.

[4]) St. M. v. F., 1835, S. 103.

[5]) P. B. 1791, S. 227.

Solange man auf den Absatz nach dem Auslande angewiesen und solange im Lande kein großes Absatzgebiet vorhanden war, konnte der Faktor „Konsumplatz" immer durch irgendwelche Umstände ausgeschaltet werden.

Im allgemeinen kann man dem zustimmen, was schon 1789 gesagt wurde[1]): „Daß hier wenige Materialien, welche zu Fabriken und Manufakturen dienen und erfordert werden, vorhanden sein, welches ein Haupteinwurf dagegen ist, das hat freilich seine Richtigkeit. Allein, dies macht keine Hindernisse, daß nicht dennoch dergleichen angelegt werden könnten". Es wird dann auf Holland verwiesen, „wo gleichwol die wenigsten Materialien dort vorhanden, sondern aus allen Enden der Welt zusammengeholet werden müssen". Eine günstige Verkehrslage zu den Rohstofflagern konnte viel ausmachen, und sie war in Schleswig-Holstein z. T. vorhanden. Nur in geringem Maße waren die Rohstoffe im Lande selbst vorhanden. Hinzukommen mußte der gesicherte Konsumplatz im Innern des Landes. Diesen schuf sich die Zeit von 1800 bis 1845 selbst infolge Wachsens der Bevölkerung, infolge zunehmenden Bedarfs, infolge Aufkommens der Maschinen und der Eisenbahnen usw. Zunächst war die Wirkung die, daß Großbetriebe in lokalen Konsumzentren entstanden.

Die Großbetriebe waren daher über das ganze Land verstreut, so daß sie dem Lande nicht das Gepräge geben konnten: „So wie aber bis jetzt im allgemeinen unsere industrielle Thätigkeit zu gering ist, um der Eigenthümlichkeit des Landes einen wesentlichen Charakterzug beizufügen, so wiederholt sich dieselbe Erscheinung auch im Einzelnen an den verschiedenen Localitäten derselben", heißt es 1846. „Eigentliche Fabrikorte, in denen die industrielle Thätigkeit das überwiegende Lebenselement bildet, giebt es also nicht, es sei denn, daß man allenfalls Neumünster hierher zählte"[2]).

3. Standortsfaktoren für die Zerteilung des Standorts.

Für die Zerteilung des Standorts kamen als Faktoren die bessere Verkehrslage der Städte zu den Konsum- und Rohstoffplätzen und das Vorhandensein der Wasser- und besonders geeigneter Arbeitskräfte auf dem Lande in Betracht. Wenn die Anfangsstadien der Produktion (z. B. das Wollkratzen) in der Stadt lagen, so war das deshalb so, weil der Rohstoff (z. B. Wolle) dort durch den Handel in größeren Mengen zusammenströmte. Die Weiterverarbeitung mußte schon des-

[1]) P. B. 1789, H. 5, S. 138.
[2]) B. L. 1846, S. 388 f.

halb auf dem Lande liegen, weil, z. B. für die Verarbeitung des Kupfers, Wasserkräfte nötig waren oder weil billige Arbeitskräfte, die durch eine ähnliche Hausfleißtätigkeit dafür geschult waren, z. B. für das Spinnen der Wolle, dort ihren Wohnsitz hatten.

4. Standortsfaktoren für die Zentralisationstendenz.

Die Zentralisation der Manufakturen für Textilwaren in Holstein machte sich erst nach 1800 bemerkbar. Zwar hatte schon vorher in Neumünster dieses Produktionsgebiet eine große Rolle gespielt. Doch auch in anderen Gegenden hatte diese Produktion einen größeren Umfang gehabt. Eine besondere Tendenz war noch nicht vorhanden.

Dann aber, als nach 1800 die Verarbeitung der Baumwolle aufkam, wurden solche Orte der Standort, die für die Einfuhr dieses Rohstoffs günstig lagen. Das waren während der Kontinentalsperre, als die Kolonialrohstoffe von Tönning aus ins Land kamen, Husum und Gut Hanerau. Dann waren es in den 40er Jahren vor allem Altona (schon vorher (1808) war diese Stadt Standort einer Baumwollspinnerei) und Orte wie Glückstadt, Pinneberg, Itzehoe, Plön und Kiel, welche Baumwollspinnereien und -manufakturen hatten. Die besseren Verkehrsmöglichkeiten der letzten Städte nach Altona-Hamburg werden den Ausschlag gegeben haben.

Ausblick.

In die Jahre 1844/45 fällt der Beginn der Neuregelung des Verkehrswesens in Schleswig-Holstein. Wenn auch die Auswirkung der durch die aufkommenden Eisenbahnen entstandenen Verhältnisse erst später erfolgte, so lassen sich doch deutlich um 1845 die Anknüpfungspunkte für die weitere Entwicklung des gewerblichen Großbetriebes in Schleswig-Holstein erkennen.

Der Staat hatte zwar das streng merkantilistische Schutzsystem aufgegeben, was neben anderen Zeitumständen den Zusammenbruch vieler auf künstlicher Grundlage entstandener Großbetriebe zur Folge hatte, und war zu einem gemäßigten Schutz der Großbetriebe übergegangen. Das am Anfang des 19. Jahrhunderts so lebhaft debattierte Freihandelssystem war für die Großbetriebe keine Gefahr mehr, wohl hatte es aber die Wirkung gehabt, daß man sich mehr der Erforschung der von Natur gebotenen Bedingungen bei der Gründung und Unterstützung der Großbetriebe zuwandte. — Die Entwicklung der Technik in England wurde der richtunggebende Faktor für die Zukunft. Die Unternehmerschaft

Schleswig-Holsteins war durch das Vorbild der Ausländer zur Betätigung auf gewerblichem Gebiet erweckt worden, und zwar sowohl auf technischem als auch auf organisatorischem und händlerischem Gebiet. Die Unternehmer stammten aus allen Schichten der Bevölkerung, was dadurch möglich geworden war, daß die hemmenden Zunftschranken fortgefallen waren. Der Staat hatte seine stets geringe Tätigkeit als Unternehmer nach schlechten Erfahrungen fast gänzlich aufgegeben. —

Die Absatzmöglichkeit für die Großbetriebe lenkte in ganz neue Bahnen ein. Nicht nur Luxus- und Heeresgüter bildeten nun das Produktionsgebiet, sondern die Erzeugung von allgemeinen Gebrauchsgegenständen (Eisengußwaren für den Haushalt und Textilien), die Herstellung von Eisenbahnwagen und sonstigem Eisenbahnbedarf, von Dampfschiffbedarf und der Bau von Maschinen waren das künftige Betätigungsfeld der Großbetriebe. Dementsprechend waren nun die Tuchmanufakturen, die Baumwollspinnereien, die Eisengießereien und die Maschinenbauanstalten die Bahnbrecher für die Zeit nach 1845. — Die Betriebsformen entwickelten sich immer mehr dahin, daß die Fabriken mit Maschinen infolge der Entwicklung der Werkzeug- und der Dampfmaschinen zunahmen, während die Fabriken mit Apparaten sich erst später nach Einführung des rationell-chemischen Verfahrens in die Praxis weiter ausbauen konnten. Die Anfänge davon waren jedoch schon vor 1845 zu spüren. Wenn auch die Manufakturen durch die zunehmende Mechanisierung des Produktionsprozesses eine erhebliche Einschränkung erfuhren, so verschwanden sie doch nie ganz. Auf einigen Gebieten kamen sie sogar wieder zum Vorschein (z. B. in der Tabakverarbeitung bei der Zigarrenherstellung), auf anderen paßten sie sich der neuen Zeit dadurch an, daß in der vorbereitenden und in der Schlußphase des Produktionsprozesses Kraft- oder Arbeitsmaschinen eingeführt wurden, während die Hauptphase nach wie vor Handarbeit blieb. — Das Gesinde- und Verlagverhältnis der Arbeiter begann durch den modernen Arbeitsvertrag verdrängt zu werden. In den Betrieben machte die organische Dreiheit Meister, Geselle und Lehrling immer mehr einer scharfen Trennung der Arbeiter in leitende Werkmeister, gelernte Facharbeiter und ungelernte Arbeiter Platz. Zur Verrichtung einfacher Arbeiten wurden Kinder und Frauen in großem Maßstabe in den Großbetrieben beschäftigt.

In der Wirtschaftsform des gewerblichen Großbetriebes, der Unternehmung, war eine Neigung der Unternehmer zur Beschränkung auf die händlerische Leitung zu beobachten, was durch die Entwicklung

einiger Unternehmungen von der für Schleswig-Holstein eigentümlichen Interessenschaft zu der mehr unpersönlichen Aktiengesellschaft begünstigt wurde.

Während der Standort der gewerblichen Großbetriebe früher über ganz Schleswig-Holstein in den Städten und auf dem Lande zerstreut war, macht sich gegen 1845 eine schwache Zentralisationstendenz im Süden Holsteins bemerkbar. Die Nähe Hamburgs erleichterte dort den Rohstoffbezug, den Absatz und die Beschaffung der Arbeitskräfte.

Die Verlagproduktion des Spinnens, die in Schleswig-Holstein nie in dem Umfange wie in anderen Gegenden Deutschlands ausgebreitet gewesen ist, ging ganz ein, als der Spinnprozeß in die Großbetriebe hineinbezogen wurde. Das Weben, das um Altona und Nordschleswig nur in ganz geringem Maße Verlagsystem gewesen ist, wurde mit der Einführung des mechanischen Webstuhls vollkommen in die Großbetriebe verlegt, was durch Vereinigung vieler handbetriebener Webstühle in einem Raum schon früher in weitem Maße geschehen war. Ebenso verschwand die Spitzenklöppelei in Nordschleswig bis auf unbedeutende Reste, als die baumwollenen mechanischen Spitzen aufkamen und als die Mode sich änderte (vgl. darüber im Anhang).

Der gewerbliche Großbetrieb hatte so in Schleswig-Holstein um 1845 seine Lebensfähigkeit bewiesen, ohne jedoch dem Lande das Gepräge gegeben zu haben.



Anhang.

Das Verlagsystem in Schleswig-Holstein.

Für die „Unternehmer“ kam in der Zeit bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts in Schleswig-Holstein neben dem gewerblichen Großbetrieb auch das Verlagsystem als Betätigungsfeld in Betracht.

Verlagsystem oder Verlagproduktion liegt dann vor, wenn die Hausfleiß ausübende Bevölkerung den Absatz ihrer Produkte an Dritte nicht selbst, sondern durch den Besteller (Verleger), der evtl. Rohstoffe und Werkzeuge besorgt und mehr oder weniger Einfluß auf die Produktion hat, ausführen läßt[1]).

Bei Aufrechterhaltung der persönlichen Selbständigkeit erwuchs aus dem Liefern der Rohstoffe und Werkzeuge durch den Verleger oft eine wirtschaftliche Abhängigkeit der Produzenten von diesem, die noch dadurch erhöht werden konnte, daß der Verleger Geld vorschoß, den Lohn im voraus bezahlte, womit die Verpflichtung verbunden war, das Produkt an diesen bestimmten Verleger abzuliefern und für keinen anderen zu arbeiten[2])[3]).

Die Verlagproduktion stand im Gegensatz zu der von Alfred Weber[4]) sogenannten „reinen Hausindustrie“, die aus dem Hausfleiß unmittelbar erwuchs. Das heißt, der Absatz wurde von der Hausfleiß ausübenden Bevölkerung selbst hausierend oder auf den Märkten besorgt. Die Hausindustriellen standen mit keinem Händler (oder Ver-

[1]) Büchers Auffassung vom Verlagsystem (in Art. „Gewerbe“, Hd. v. d. Stw.) als einer Form des gewerblichen Betriebes und ebenso Liefmanns Definition der Verlagproduktion („Über Wesen und Formen des Verlags“, S. 38) mit der Hereinbeziehung des Lohnwerks und der großbetrieblichen Lohnindustrie waren im Rahmen dieser Arbeit nicht verwendbar. Die obige Definition ist im Anschluß an die von v. Philippovich (Grundriß, I. Bd., 13. Aufl., S. 216), gegebene aufgestellt.

[2]) Auf diese Punkte macht Swaine, „Einige Bemerkungen über das Wesen der Hausindustrie“ in Jahrbücher für Gesetzgebung und Verwaltung, Bd. 24, S. 765 ff. besonders aufmerksam.

[3]) „Verlag ist Auslage, Vorlage, Vorschuß, Kapital“ (Bücher, Art. „Gewerbe“ in Hdw. d. Stw.).

[4]) Schriften des Vereins für Sozial-Politik, Bd. 88, A. Weber, „Die Hausindustrie und ihre Regelung“.

leger) in Verbindung. Sie versorgten sich selbst mit Rohstoffen, Werkzeugen, Mustern usw.

Diese Form der Hausindustrie ist in Schleswig-Holstein an sehr vielen Stellen und zu verschiedenen Zeiten verschieden stark vorhanden gewesen. Vor allem aber blühte sie im Osten Nordschleswigs (Amt Apenrade) und im Amt Hütten. Dort war die Herstellung von „eigen gemachten Zeugen" zu Hause. In der Schluxharde östlich Tondern wurden Metallknöpfe hergestellt. Besonders lebte die „reine Hausindustrie" (auch in anderen Gegenden) auf in den für die Landwirtschaft schlechten Zeiten um 1820.

Folgendes Beispiel[1]) kennzeichnet treffend diese Art der Hausindustrie:

Im Jahre 1813 wurde berichtet, daß aus der Apenrader Gegend „weiße Leinwand und kulörte Zeuge" nach Lügümkloster auf den Markt gebracht wurden. „Jede Bäuerin, mit Elle und Scheere versehen, Zeug oder die Leinwand unterm Arme selbst tragend, war Verkäuferin oder Krämerin." . . . „Es ist ein Vergnügen, die Märkte zu besuchen, weil sie die seltene Beschaffenheit haben, daß der wichtigste und größte Teil der daselbst feilgehaltenen Ellenwaren, sowohl dem Material als der Verarbeitung nach, Landesprodukte und Früchte der häuslichen Geschäftigkeit unserer Bäuerinnen sind. Mit Vergnügen gibt der Mann seinen Wagen zu einer solchen Reise hin, macht selbst den Fuhrmann und läßt gerne seiner Frau die Ehre des Handels, welcher ihr auch mit Recht zukömmt, und seinen Finanzen eine oft nicht unbedeutende Einnahme bringt". Auf die „reine Hausindustrie" soll aber hier nicht näher eingegangen werden. Nur auf die Verlagproduktion oder das Verlagsystem wird sich dieser Anhang beschränken.

Folgende Fälle der Verlagproduktion waren in Schleswig-Holstein (bis 1845) festzustellen[2]):

I. in Altona (und in anderen Städten vereinzelte Fälle): Verlegte Handwerker arbeiteten für Verleger;

II. von Altona und anderen Städten ausgehend: Die ländliche Bevölkerung spann, webte oder strickte für Verleger (oder Unter-

[1]) P. B. 1813, S. 389 ff.

[2]) Einzelne Fälle der Verlagproduktion mögen zwar in anderen Produktionszweigen vorgekommen sein. Hähnsen in „Kieler Handwerksämter" S. 262 erwähnt zwei Freimeister, die Meister des Schneideramtes und sogar den Altermann in Kiel am Anfang des 18. Jahrhunderts verlegten. Im Vergleich mit den hier näher behandelten Verlagproduktionen sind solche Einzelfälle ohne Bedeutung gewesen.

nehmer von Großbetrieben). In einigen Fällen kam auch die arme städtische Bevölkerung in Frage;

III. in Nordschleswig, von Tondern ausgehend (und in der Propstei von Plön aus): Das Spitzenklöppeln auf dem Lande.

I. Posamenten, Samt- und Seidenverlagproduktion in Altona.

1. Die Verleger.

In Altona bürgerte sich besonders auf dem Gebiete der Posamentenmacherei und der Samt- und Seidenweberei das Verlagsystem ein.

In kleinerem Maßstabe war schon 1637 in der Posamentenmacherei das Verlagsystem aufgekommen (durch einen Holländer)[1]). Im 18. Jahrhundert waren es zum größten Teil die Juden „hochteutscher Nation", welche auf den beiden genannten Produktionsgebieten als Verleger auftraten. 1762 fingen[2]) der „Schutzverwandte Jude" Jacob Meyer und Sohn eine „Fabrique von Gold- und Silbernen Spitzen und Tressen" an. Anfangs hatten sie selbst ihre Waren auf den Märkten in Husum und Flensburg feilgeboten; später aber überließen sie dies ihren „Bedienten", um so selbst besser die Aufsicht über die für sie arbeitenden verlegten Handwerker führen zu können. Hinzugefügt wird, anscheinend um die Wirkung dieser Änderung in der Verlegertätigkeit hervorzuheben: Sie haben es „soweit getrieben, daß sie seidene Tücher verfertigen können, die den ausländischen — (Schweizer, Crefelder, Mailändischen und Barcelonischen) — gleichkommen".

Von dem Schutzjuden Nathan Nathan, der seit 1736 Verleger war, wird 1776 berichtet, daß er seit einiger Zeit silberne Tressen und Litzen verfertigen lasse und ca. 40 Personen beschäftige.

Seit 1779 kommt als Verleger in Altona für Gold- und Silber-Tressen und Samtbänder noch Joh. Hinr. Hellmundt hinzu. Im übrigen arbeiteten 1777 12 Posamentenmacher Altonas für Hamburger Kaufleute.

Alle anderen Verleger in Altona ließen in dieser Zeit Samt und Seide verfertigen. Diese waren die Juden: Daniel Samuel Warburg, Pinias Isaac, Moses David Nathan und später „u. Söhne". Sie kauften alle das Material, rohe Seide, im Auslande und ließen sie außerhalb ihrer Häuser zu folgenden Waren verfertigen: seidenen

1) Ehrenberg, a. a. O., IV. Kap., S. 35.
2) St. A. Kiel: A. XXV, 19 d.

Tüchern, Samt-, Hutlitzen, goldenen Spitzen, silbernem Massivdraht, goldenem Massivdraht, goldenen und silbernen Tressen, seidenen und samtnen Bändern usw. Absatzgebiet war Hamburg oder das weitere Ausland.

Es wurde 1786 von den Verlegern Altonas gesagt[1]) „. . . sie haben alle dieses Gewerbe nicht gelernt; sie suchen ihre Gesellen, wo sie sie erhalten können, ohne auf zünftig zu sehen; sie verbinden den Handel ihrer Fabrik-Waren mit dem Fabrik-Wesen, wodurch sie diese Waren eigentlich verbreiten".

Eine Übersicht über den Umfang ihrer Tätigkeit erhält man durch Angabe der Zahl der von ihnen bei verlegten Handwerkern in Arbeit gehaltenen Webstühle:

	1772	1776	1779	1782	1794	1795	1796	1798	
Jacob Meyer & Sohn[2])	20	?	30	22	?	12	14	10	Webstühle
Nathan Nathan	?	(40 Pers. beschäft.)	6	3	—	—	—	—	„
Joh. Fr. Hellmundt	?	?	11	?	5	5	5	6	„
D. S. Warburg	?	?	24	36	?	39	36	28	„
Pinias Isaac	?	?	14	?	?	?	?	?	„
M. David Nathan	?	?	1	5	?	6	10	7	„

Meyer und Hellmundt hatten außerdem noch 10 bezw. 20 Klöppelkissen, auf denen sie arbeiten ließen.

Im Jahre 1808 waren diese Verleger nicht mehr vorhanden[3]).

2. Die verlegten Handwerker.

Es wird 1774 berichtet[4]), daß die Samtmacherzunft infolge des Handels der Hamburger Juden in den letzten Zügen liege. Sie bestand damals aus 46 Personen mit Gesellen, Burschen und Seidenwicklern. Das war also zu einer Zeit, wo die Verleger ihre Tätigkeit schon entfaltet hatten. Es wird daher erklärlich sein, daß die Handwerker 1776 zum allergrößten Teil verlegt waren. Einer der größten, Vivié

[1]) St. A. Kiel: A. XVIII, 3840.

[2]) R. A. Koph.: (1772—73) Tyske Kommerce Journal Nr. 138.

[3]) In Rendsburg besaß der Posamentenmacher Koch 1826 30 Webstühle, davon waren 11 in Gebrauch. Ob hier Verlagsystem vorgelegen hat, wird nicht recht klar. Er hatte, was die Altonaer Verleger nicht hatten, einen eigenen Betrieb in seinem Hause, in dem er selbst mit seiner Frau, einem Arbeiter und einem Mädchen arbeitete und in dem 1 Plattmühle, 4 Spinnmaschinen, 1 großer Ziehbock, 1 Abführtisch zum Mittelziehen, 2 Spulen zum Einziehen vorhanden waren. Wahrscheinlich wird es so gewesen sein, daß Anfangs- und Endstadien im eigenen Betriebe ausgeführt wurden und das Weben Verlagproduktion war. R.-A. Koph.: T. F. H.

[4]) St. A. Kiel: A. XXV, 19 d.

u. Sohn, arbeitete 1782 zwar noch für eigene Rechnung, aber 1791 für den Verleger Warburg. Nur einer der großen Handwerker, Claus Brilon, konnte sich seine persönliche und wirtschaftliche Selbständigkeit dadurch erhalten, daß er selbst Verleger wurde. 1776 hatte er 10 Webstühle, 8 Gesellen, 2 Jungen und 35 Seidenwickler[1]), anscheinend im eigenen Betriebe. 1791 hatte er jedoch 3 Stühle in seinem eigenen Betriebe und 3 Stühle bei zwei Meistern außerhalb seines Hauses. 1716 hatte er nur 2 Stühle bei einem Meister[2]).

In Altona waren 1776 19 Samt- und Seidenweber verlegt und 5 Samt- und Seidenweber selbständig, 1795 19 Samt- und Seidenweber verlegt und ein Samt- und Seidenweber (Brilon) selbständig.

Keinem Handwerker (mit Ausnahme von Brilon) war es demnach möglich gewesen, selbständig zu bleiben. Gleichzeitig konnten aber einige der kleinen verlegten Handwerker ihre Betriebe infolge des gesicherten Absatzes und wahrscheinlich mit Unterstützung der Verleger vergrößern, während zugleich die größeren verlegten Handwerker ihre Betriebe etwas verminderten.

Eine Tabelle aus dem Jahre 1776 zeigt folgendes Bild[3]):

	Webstühle	Gesellen	Schuljungen	Winder u. andere	Anmerkung
Vivié & Sohn	9	7	2	32	für eigene Rechnung,
Honning	5	3	1	—	„ Warburg,
J. H. C. Möller	2	1	—	3	„ Meyer,
J. H. Kümpel	4	3	—	6	„ Warburg.

Die 16 anderen hatten 1—4 Webstühle und arbeiteten für die oben angegebenen Verleger.

Aus dem Jahre 1795 sind folgende Zahlen bekannt:

	Webstühle	Gesellen	Schuljungen	Winder	Anmerkung
Vivié	7	7	5	10	für Warburg,
J. H. Kümpel	4	2	4	4	„ D. Nathan,
J. J. Kümpel	6	4	4	7	„ Warburg u. Meyer,
J. V. Noack	5	2	4	6	„ Warburg,
J. H. Engels Ww.	4	3	3	4	„ Warburg,
J. Nic. Engel	5	3	3	6	„ Warburg,
J. C. Kramer	3	—	3	4	„ Warburg.

[1]) R. A. Koph.: 632, Div. Sager.

[2]) Ebenda, Industrie- og Fabrikfagets Journal Sager, 1797, Nr. 276.

[3]) Die Zahlen aus ebengenannten Quellen und R. A. Koph.: K. K. T. J. Sager, 154, Nr. 497 und 164, Nr. 255.

Außerdem waren in diesem Jahre noch 12 Meister vorhanden, die allein mit einem Jungen und ein bis drei Windern arbeiteten und alle entweder für Warburg, Meyer oder Nathan und einer für Brilon arbeiteten [1]).

Sobald Arbeit für einen Verleger übernommen worden war, war es den verlegten Handwerkern unmöglich, für sich zu arbeiten. Sie wurden, wenn sie es trotzdem taten, als „Böhnhasen" bezeichnet [2]). 1808 waren in Altona nur noch zwei Seidentuchmacher vorhanden. Der eine von ihnen war der oben genannte Noack, der in diesem Jahre noch 4 Gesellen, 1 Burschen und 10 Seidenwickler beschäftigte. Der andere hatte nur einen Gesellen und einen Jungen [3]).

II. Die Spinn- und Web-Verlagproduktion auf dem Lande.

1. Von Altona ausgehend.

a. Die Verleger.

In der Spinn- und Web-Verlagproduktion, die von Altona ausgehend die ländliche Bevölkerung beschäftigte, sind die beiden Gruppen der Sargen- und Raschmacher- und der Strumpf- und Wollengarnverleger (oder auch „Fabriquanten" genannt) zu nennen. Den Anfang hatte hier 1637 der Holländer Sargen- und Raschmacher Peter de Voß gemacht [4]). Auch in der folgenden Zeit waren es z. T. Holländer, so Wilmsen, dessen Schwiegersohn Paap den von Wilmsen angefangenen Wollengarn- und Strumpf-Verlag fortsetzte.

Während die Verleger in der Posamenten- und Samt- und Seidenmacherei im eignen Hause keinen Produktionsbetrieb hatten, war ein solcher Betrieb bei den hier behandelten Verlegern in ihrer Wohnung vorhanden. Die von ihnen gekaufte rohe Wolle wurde in ihrer „Fabrique" zunächst gekämmt, dann wurde sie außerhalb des Betriebes bei den Hausindustriellen auf dem Lande gesponnen.

Die Rasch- und Sargenmacher webten (und walkten oft auch) im eignen Betriebe. Oft wurde das Färben und die Appretur auch

---

[1]) Die obigen Zahlen ergeben zugleich, daß recht beträchtliche Betriebe darunter waren, die an Größe den Großbetrieben der Zeit nicht nachstanden, die aber der Organisation nach doch von ihnen zu unterscheiden sind.

[2]) St. A. Kiel: A. XVIII, 3846.

[3]) R. A. Koph.: T. F. H.

[4]) Ehrenberg, a. a. O., IV. Kap., S. 35.

im eignen Betriebe besorgt; aber häufig geschah dies auch bei anderen Färbern (bei „Privatfärbern"). Ihre Betriebe waren meistens Kleinbetriebe. Diese Verlagproduktion war in vielen Fällen hervorgegangen aus Handwerksbetrieben, die die Spinnerzeugnisse, welche die Hausfleiß ausübende Landbevölkerung zur Stadt gebracht hatte, aufgekauft hatten. Der Unterschied gegen früher bestand darin, daß die Landbevölkerung nun einer strafferen Organisation unterworfen wurde.

Die Strumpf- und Wollengarnverleger hatten im eignen Hause nicht einen solchen großen Betrieb; denn sie beschränkten sich selbst nur auf das Wollkämmen. Das Spinnen und auch der zweckerfüllende Vorgang, das Stricken, waren Verlagarbeit. Jedoch kamen später das Walken und Färben im eignen Hause bei ihnen noch hinzu.

Daß hieraus sich auch ein Großbetrieb bei J. P. Stoppel entwickeln konnte, ist schon erwähnt, soll aber der Vollständigkeit halber hier noch einmal gesagt werden.

Daneben kamen als Verleger auch die meisten Unternehmer der neuaufkommenden Tuch-, Leinen- und Segeltuchmanufakturen und z. T. auch der Kattundruckereien in Betracht. Die Tuchmachermeister in Neumünster hatten in kleinem Maße schon ihre Wolle auf dem Lande spinnen lassen und hielten z. T. dort eine bestimmte Anzahl von Spinnern. Dieses System wurde von den Unternehmern der Manufakturen weiter ausgebaut. Nur vereinzelte Betriebe hatten selbst geschlossene Spinnstuben, die aber für den eignen Bedarf nicht genügten. Solche Betriebe, wie der von Otte-Eckernförde und der im Zuchthaus zu Neumünster, blieben Ausnahmen.

b. Die hausindustriellen Verlagproduzenten.

Nur wenige Handwerker waren von den Verlegern dieser Branche verlegt; (nur 1 oder 2 Weber arbeiteten für 2 Verleger). Das Weben besorgten die Rasch- und Sargenmacher ja auch selbst im eigenen Betriebe.

Es war in diesen Fällen besonders die weibliche Landbevölkerung in den großen und kleinen Dörfern (auch Flecken) Süd-Holsteins, welche verlegt war. In einigen Fällen kam auch die männliche Bevölkerung in Frage. Der größte Verleger J. P. Stoppel beschäftigte 1782 5000 Spinner in Pinneberg, Wedel, Holm, Itzehoe, Krempermarsch, Tönning, Rendsburg und Südholstein[1]). Zur Hauptsache war

[1]) R. A. Koph.: K. K. T. J. Gager, 154, Nr. 497. In diesem Falle (ebenso bei Lawätz s. unten) dehnte sich die Verlagproduktion auf die arme Stadtbevölkerung aus.

es aber wohl die nähere Umgegend Altonas, die Herrschaft Pinneberg, die als Sitz der hausindustriellen Verlagproduzenten in Betracht kam. Schon P. de Voß hatte 1637 die Erlaubnis bekommen, für sich in der Herrschaft Pinneberg spinnen zu lassen[1]).

Über die Organisation der Verlagproduktion dieser Art geben die Pläne des Etatsrat Lawätz aus Altona, der um 1800 immer wieder mit neuen Vorschlägen kam, um die arme Bevölkerung zu beschäftigen, Aufschluß. Er schickte den meisten Amtmännern Holsteins 1791 seine Vorschläge „in Bezug auf Ausdehnung der Flachsspinnerei"[2]). Der Flachs sollte, nachdem er vorher im Betriebe von Lawätz in Altona gehechelt und sortiert worden war, den Oberaufsehern der öffentlichen Armen- oder Spinnanstalten, die dem Verleger für die Zurücklieferung des Garns bürgten, „franko" „gegen seinen Schein zur Verteilung unter den Spinnern" überliefert werden. Der Vorsteher mußte das „gehörige Gewicht" Garn wieder abliefern. Der leichteren Abfertigung wegen sollte das Garn in Bündeln à 20 Stück, jedes Stück zu 10 Gebund, jedes Gebund zu 90 Fäden, jeder Faden zu 3¾ Ellen, gebunden werden.

Die Haspeln sollten auf Rechnung der Spinnanstalt in einem Umfange von 3¾ Hamburger Ellen verfertigt werden; auf Verlangen wollte Lawätz sie selbst zu 40 ß das Stück in Altona verfertigen lassen, ebenso die gewöhnlichen Spinnräder zu 44 ß und auch die neuen nützlichen Spinnräder mit Spulen (diese zu 3—5 ß Lübsch). Der Flachs sollte vom Aufseher nur solchen Spinnern, die sicher genug waren oder die genügende Sicherheit stellen konnten, zugewogen werden. Nach Gewicht sollte das Garn wieder zurückgeliefert werden.

4 verschiedene Sorten Garn und Leinen sollten hergestellt werden. Dafür wurden folgende Löhne bezahlt:

Spinnlohn für Nr. 1: für jedes ℔ 4 ß; Weblohn für Leinen Nr. 1 für die Hamburger Elle 1 ß.

Spinnlohn für Nr. 2: für jedes ℔ 3 ß; Weblohn für Leinen Nr. 2 für die Hamburger Elle 2 ß.

Spinnlohn für Nr. 3: für jedes ℔ 2 ß
Spinnlohn für Nr. 4: für jedes ℔ 1½ ß } Weblohn für Leinen Nr. 3 u. 4 für die Hamburger Elle 1¼ ß.

Fleißige Personen könnten ¾ ℔ täglich spinnen und so 3 ß täglich verdienen[3]). Die Namen der besten Spinner und Weber sollten

---

[1]) Ehrenberg, a. a. O., IV. Kap., S. 35.

[2]) St. A. Kiel: B. II, 1, Nr. 166.

[3]) Ein solcher Lohn muß für die damalige Zeit als außerordentlich gering bezeichnet werden. Im Bauhandwerk betrugen die Löhne für Gesellen 1825 über 20 ß (Hähnsen, Kieler Handwerksämter, S. 459). Man wird so verstehen, daß das Spinnen die letzte Zuflucht war, wie das auf S. 299 zum Ausdruck kommt.

Lawätz mitgeteilt werden, da sie später vielleicht noch für feinere Arbeit zu verwenden seien. Nicht überall nahm man diese Vorschläge an, da es oft schwer war, einen geeigneten Aufseher zu finden, der die Verantwortung übernehmen wollte.

Im Kirchspiel Rellingen, Herrschaft Pinneberg, übernahm der Prediger die Arbeit der Flachsverteilung und Lohnausbezahlung. Das Garn lieferten die Spinner an Weber im Orte gegen einen Schein ab, den sie dem Prediger dann vorzeigten, um den Lohn zu bekommen. Die Weber werden das Leinen selbst oder über den Prediger an Lawätz ausgeliefert haben [1]). Wie diese Organisation bei anderen Verlegern war, wird nicht bekannt.

c. Umfang der ländlichen Verlagproduktion.

Die folgenden Übersichten geben in der ersten und zweiten bezw. ersten Spalte die Größe des Betriebes im Hause des Verlegers an, die zweite bezw. dritte Spalte gibt die dazu gehörigen Verlagproduzenten auf dem Lande an.

Die Sargen- und Raschmacher [2]) in Altona 1775/76 hatten

	Webstühle	Gesellen und Jungen	Spinner	Produktionshöhe
J. G. Schottmann	7	7 + 1	92	400 Stück Tuch
S. M. Taut	3	5 + 1	100	100 „ „

1779 war es schon stark bergab gegangen; nur Schottmann wird erwähnt (mit zwei Stühlen, zwei Gesellen und vier Wollkämmern).

Kurz darauf begann J. P. Stoppel seine umfangreiche Tätigkeit zu entfalten. Er war 1781 noch mit der Anlage beschäftigt und hatte in diesem Jahre schon 9 Webstühle in Gang. 1782 war der Betrieb schon in vollem Umfange Großbetrieb. In der Manufaktur waren ein Meister, ein Untermeister, 51 Gesellen, 3 Scheerer, 40 Kämmer, 29 Lehrjungen, 40 Spuler, 2 Kafalters. In der Walkmühle arbeiteten ein Walkmeister, ein Knecht und ein Junge. Eine zweite Wollkämmerei mit 2 Gesellen und 6 Kämmern war in Elmshorn [3]).

1782 war die Produktionshöhe 2511 Stück Rasch und 413 Stück Chalong.

Die Größe dieser Manufaktur wird es verständlich machen, daß Stoppel 5000 Spinner beschäftigen konnte. Aber infolge Mangels an Absatz hatte er 1787 nur 4 Stühle und 4 Gesellen, 3 Spuler

[1]) P. B. 1797, S. 304 f.

[2]) R. A. KopH.: 632, Div. Sager und K. K. T. J. Sager, 147, Nr. 67.

[3]) Ebenda, K. K. T. J. Sager, 154, Nr. 497.

und 2 Scherer in Arbeit. 1791 wird Stoppel schon nicht mehr erwähnt.

Von den Strumpf- und Wollengarnverlagbetrieben war der des Niederländers Wilmsen-Paap einer der ältesten. 1768 beschäftigte er 300 Menschen [1]).

Aus dem Jahre 1776 läßt sich folgende Übersicht nachweisen [2]):

	Gesellen	Spinner u. Stricker	Strümpfe Paar	Garn ℔
J. Wilmsen-Paap	2 (Wollkämmer)	300	3000	2400
D. Graef	4	203 Sp. + 208 Str.	6000	—
Chr. Lohn	2	40	—	2500
M. Bössel	2	40	—	2100
C. Wieber	1	30	—	1000
J. P. v. Bergen	(1)	24	—	600
P. J. Bössel	3	30	—	3000
J. Deck	—	20	—	100
N. Wiemandt	—	8	100	—

Außerdem waren noch vier kleinere Verleger dort.

Es wird jedoch in diesem Jahre hinzugefügt, daß diese Verleger seit 1762 ihre Tätigkeit um die Hälfte hätten vermindern müssen, weil der bisherige gesicherte Absatz an das Kopenhagener Magazin in diesem Jahre aufhörte. Aber in den 80—90er Jahren blühten die größeren Unternehmungen wieder auf, wobei aber die kleineren eingingen.

Paap [3]) hatte:

	Gesellen	Lehrlinge	Spinner	Strümpfe Paar	Garn ℔
1782	5	—	5—600	8400	—
1791	6	3	700	510	2500
1796	5	—	200	550	2000
1798	7	—	350 Sp. + 35 Str.	?	?
1808	10	2 Tagelöhner	600	—	9000

Schwedeler hatte:

	Gesellen	Lehrlinge	Spinner	Strümpfe Paar	Garn ℔
1782	Er und sein Sohn	—	80	—	—
1791	4	3	316	—	—
1796	6	—	314	170 24 Handschuhe, 7 Mützen	2000
1808	4—5	3 Tagelöhner 3 Duppelierer	60 Sp. + 36 – 40 Str.	1200	3500

[1]) Ebenda, 141, Nr. 604.
[2]) R. A. Koph.: 632, Div. Sager.
[3]) Ebenda und K. K. T. J., 154, Nr. 497 und 164, Nr. 255.

Außerdem waren noch 2—3 kleinere Verleger dort, die etwa je 30—50 Spinner (1791 Bössel noch 70 Spinner) beschäftigten.

1835 ließ sich die Zahl der Spinner[1]), die von Schwedeler mit Arbeit versehen wurden, nicht genau bestimmen, weil auf dem Lande oft ganze Familien und teilweise ganze Dörfer von ihm beschäftigt wurden. Neben ihm waren 1835 in Altona noch zwei bedeutende Wollengarnverleger vorhanden. Über den Umfang ihrer Tätigkeit wird aber nichts angegeben.

Hinzu kamen nun noch die von den Tuch-, Leinen- und Segeltuchmanufakturen beschäftigten Spinner und Weber. Weber wurden nur in einigen Fällen von ihnen auch außerhalb der Manufaktur beschäftigt[2]). Es konnten hier nicht alle Spinner erfaßt werden; es sollen daher nur einige Beispiele angeführt werden.

1788 hatte die Segeltuchmanufaktur von Lübbe u. West in Altona in Ottensen, Wedel und in Altona 50 Spinner.

Lawätz hatte 1797 im Sommer 4—500 Menschen, im Winter 6—800 in Holstein in Arbeit[3]). In Rendsburg wurden 400 Spinner von ihm beschäftigt. Davon waren 163 Soldaten, Frauen und Kinder des dortigen Militärs und 40 verabschiedete Soldaten[4]). Das Weben war bei Lawätz nur z. T. Verlagproduktion, z. T. aber auch Manufakturarbeit in seinen Betrieben in Altona-Neumühlen. Verlagproduktion war auch die Arbeit, die in verschiedenen Städten für die Spinnschulen, Arbeitshäuser oder Spinnanstalten getan wurde. Die Verlagproduktion, die von anderen Manufakturen ausging, ist bereits an anderer Stelle im Hauptteil, so weit es möglich war, erwähnt worden.

2. Das Spinnen und Weben als Verlagproduktion im Schleswigschen.

Zwar war das Spinnen, das von den Manufakturen im Schleswigschen ausging, auch Verlagproduktion. So beschäftigten die Segeltuchmanufakturen in Flensburg Spinner verlagmäßig.

In Nordschleswig aber, wo es keine größeren Tuchmanufakturen gab, konnte das Spinnen sich nicht zu einem lohnenden Erwerbs-

[1]) Nach Angabe der St. M. v. F. 1835, S. 19.

[2]) Ob die „Zeugfabrique und Spinnerei“ von J. H. Wasserfall und Interessenten in Rendsburg auch Verlagsystem war, konnte nicht bestimmt festgestellt werden. 1772 hatten sie 20 Stühle in Gang (früher 24 Stühle); 15 Stühle konnte sie nur aufrecht erhalten (R. A. Koph.: K. K. T. J., 1772 73, Nr. 16).

[3]) R. A. Koph.: 632, Div. Sager.

[4]) St. A. Kiel: A. XVIII, 3241.

zweig ausbilden. 1762 wurde über das „Spinnen und Stricken" in den Dörfern Wallsbüll und Meyn (Amt Flensburg), wo sich die Eingesessenen männlichen und weiblichen Geschlechts fast ausschließlich davon ernährten, gesagt[1]): „Leute, die es verstehen wollen, versichern, daß es schon eine gantz habile, fertige und überaus fleißige Spinnerei seyn muß, welche in diesen Zeiten blos beym Spinn-Faden soviel verdienen solle, als zur höchstnöthigen und kümmerlichen Unterhaltung ihrer eignen Person erforderlich ist und dahero ist auch wohl das Spinnen das Nahrungsmittel ultimum refugium derjenigen armen Leute geworden, welche sonsten nichts zu arbeiten haben".

Der Amtmann von Tondern bemühte sich nach 1750 vergebens, auch die Verlagproduktion in der Spinnerei und Weberei in dieser Gegend in Gang zu bringen. Die Verleger hatten hier aber mit der Verlagtätigkeit in der Spitzenklöppelei genug zu tun. Als jedoch der Absatz der Leinenspitzen gegen Ende des 18. Jahrhunderts schwieriger wurde, kam auch ein Verleger auf diesem Gebiete auf. 1776 legte Mathias Asmussen in Tondern eine „Wollmanufaktur" an, in der das Wollsortieren, Wollkämmen und z. T. auch das Weben vor sich ging. Das Spinnen und zum größten Teil auch das Weben war Verlagproduktion. Er ließ 13 verschiedene Zeuge herstellen; „den ausländischen Zeugen kommen sie in Farbe und Güte gleich und doch werden sie großentheils von armen Kindern aus der Stadt und der umliegenden Gegend verfertigt"[2]). 1787 wurden von ihm mehr als 300 Menschen beschäftigt. Jedoch wurde in seinem Privilegium eingeschaltet, daß „keine anderen als Mannspersonen oder nicht zur Spitzenarbeit taugliche Frauenspersonen" von ihm mit Arbeit versehen werden dürften[3]).

Die Spitzenherstellung war in Nordschleswig eben die Hauptverlagproduktion. Die folgende Betrachtung soll näher auf diese eingehen.

III. Die Spitzenklöppelei an der nordschleswigschen Westküste.

Wenn in diesem Zusammenhange noch einmal auf die Spitzenherstellung an Nordschleswigs Westküste eingegangen wird, so geschieht es nicht deshalb, weil darüber viel Neues zu sagen wäre[4]). Denn

[1]) St. A. Kiel: C. VI, 1, Nr. 428.

[2]) P. B. 1787, H. 3, S. 238.

[3]) St. A. Kiel: A. XVIII, 1934.

[4]) Dies kann nur in ganz geringem Maße geschehen.

es gibt wohl kein anderes Produktionsgebiet in Schleswig-Holstein, das so sehr die Aufmerksamkeit der geschichtlichen Forscher und Lokalgeschichtsschreiber in Anspruch genommen hat wie dieses. Vielmehr soll hier nur unter wirtschafts-wissenschaftlichen Gesichtspunkten kurz das zusammengefaßt werden, was zerstreut in Zeitschriften, Abhandlungen, Schriften usw. darüber geschrieben worden ist.

1. Die Begrenzung des Gebiets.

Die Spitzenklöppelei wurde in Schleswig-Holstein im 17. bis 19. Jahrhundert an drei verschiedenen Stellen betrieben: an der nordschleswigschen Westküste, in der Gegend um Plön und um Christiansfeld nördlich Hadersleben. Hier soll nur das erstere Gebiet untersucht werden; die beiden letzteren Produktionsgebiete sind unter dem Einfluß des ersteren entstanden und standen diesem an Umfang erheblich nach. Das nordschleswigsche Gebiet reichte im Süden bis zum Kirchspiel Leck und wurde im Westen von einer Linie Leck-Hellewath im Amte Apenrade — Maugstrup im Amte Hadersleben — Ripen in Jütland, einschließlich der Insel Röm, begrenzt[1]). Ausgenommen werden müssen die friesischen Marschen südwestlich Tondern[2]), deren Bewohner eine ausgesprochene Abneigung gegen das Klöppeln hatten. Am meisten[3]) wurde in den Gebieten nordwestlich Tondern geklöppelt (in der Grafschaft Schackenburg, im Gutsbezirk Troyburg), wo sich in verschwindend kleinen Überresten die Spitzenherstellung bis heute erhalten hat. Am geringsten war die Produktion von Klöppelspitzen südlich von Tondern.

2. Die äußeren Verhältnisse.

Im allgemeinen gilt auch hier das, was im Hauptteil gesagt worden ist: Die Veränderung der äußeren Verhältnisse schuf die Vorbedingungen für die Entstehung neuer Produktionsformen. Wie diese in jener Zeit zur Anlage von Großbetrieben Anlaß gaben, so auch zur selben Zeit zur Anwendung der Verlagproduktion. Es kamen aber für das oben umrissene Gebiet einige Besonderheiten in Betracht, so daß es sich lohnt, diese hier gesondert zu betrachten.

Was nämlich diesen neuen äußeren Zeitumständen hier ein besonderes Gepräge gab, waren die besonderen gegebenen Verhältnisse dieser Gegend. Diese bestanden zunächst in der abgelegenen Lage und den verhältnismäßig schlechten Bodenverhältnissen.

---

1) P. B. 1790, S. 710.

2) Ebenda, 1812, S. 529 ff.

3) Davidsen, in Sprogforenings Almanak 1909, S. 2, und P. B. 1812, S. 531.

Überall, wo man sonst ländliche Verlagproduktion findet, wird darauf hingewiesen, daß die sonstigen Erwerbsmöglichkeiten infolge der schlechten Bodenbeschaffenheit der Bevölkerung kein genügendes Einkommen verschaffen. So wird im Erzgebirge die Entstehung der dortigen Spitzenhausindustrie auf die schlechten Bodenverhältnisse zurückgeführt. In dem hier betrachteten Gebiet besteht der Boden zum größten Teil aus der sandigen Geest; nur im Westen ist etwas Marschboden vorhanden (nördlich Ballum). Im übrigen geht die hohe Geest in einer Breite von zwei Meilen unmittelbar ans Wattenmeer heran. Zwischen Ballum und Hoyer ist der Boden nur in einem schmalen Streifen fruchtbar, nach Osten wird er immer unfruchtbarer, bis er den Charakter des Heiderückens annimmt.

Zu diesen besonderen äußeren Verhältnissen gehört die frühere teilweise verhältnismäßig hohe Gebundenheit der Bauern. Daß die Spitzenklöppelei gerade im Westen dieses Gebiets trotz des relativ guten Bodens am intensivsten betrieben wurde, ist auf den dort vorhandenen Großgrundbesitz in der Grafschaft Schackenburg, zu der auch Ballum gehörte, und im Gutsbezirk Troyburg zurückzuführen. Die Zahl der Leibeigenen und Kleinbauern war im Verhältnis zu den anderen Gegenden hier größer, da sich sonst keine großen Güter von Bedeutung in jener Gegend befanden. Aufgehoben wurde die Leibeigenschaft erst 1804, als die Spitzenherstellung ihren Höhepunkt erreicht hatte[1]). Wie im übrigen sich der Besitz der freien Bauern (Bohlsmänner) zu dem der Kätner, Insten, Handwerker und Seeleute, in deren Familien stets mindestens ein Mitglied Spitzen herstellte, verhielt, ist nur in einzelnen Fällen festzustellen. Wie aus der Statistik der „Ausführlichen cameralistischen-ökonomischen Beschreibung des Amtes Tondern“ (1790) hervorgeht[2]), war die Zahl der Kätner und Insten in der Tondernharde und Hoyerharde im Verhältnis zu den Bohlsbesitzern besonders groß, also in der Gegend, wo die Spitzenherstellung am intensivsten betrieben wurde.

Dagegen nahm nach Süden und Osten, wo die Klöppelei nicht mehr so rege war, die Zahl der Kätner und Insten ab. Anhalts-

---

[1]) Ottsen, a. a. O., S. 216.

[2]) Auszug aus der Statistik der „Ausführlichen Cameralistischen — ökonomischen — Beschreibung des Amtes Tondern“ (1790).

	Häuser	Bohlen	Katen	Insten	Personen
Tondernharde:	313	96	122	48	1845
Hoyerharde:	400	79	286	40	1785
Schluxharde:	176	90	35	77	1337

punkte über Ballum gibt Georg Hanssen in seinen statistischen Forschungen[1]). 1832 waren in diesem Kirchspiel „200 bodenlose Häuser vorhanden, die meistens von Spitzen-Mädchen bewohnt wurden“[2]). Die Einwohnerzahl des ganzen Kirchspiels betrug 1340, worunter nur 48 Hufner waren[3]).

In Lügumkloster waren nach den P. B. 1797 124 Häuser vorhanden, darunter 102 Katen- und Instenstellen, deren Bewohner nebenbei meistens Handwerker waren. Aber trotz dieser Handwerkertätigkeit wurde auch hier das Klöppeln eifrig betrieben.

Hinzu kamen noch Besonderheiten, die in der Bevölkerung selbst begründet waren. Es ist schon früh entdeckt worden, daß die Spitzenherstellung dort aufhörte, wo die friesische Bevölkerung anfing. Gudme bestätigt diese Beobachtung (1833), indem er feststellt, daß „die Friesen im Allgemeinen kein Interesse für die häusliche Industrie zeigen“[4]). Es muß daher ein besonderer Charakterzug der Bevölkerung nördlich des Friesengebiets vorhanden sein, der diese von den Friesen in charakteristischer Weise unterscheidet. Hannover[5]) sagt in diesem Zusammenhang, daß die Klöppelei darauf beruhte, „daß die Bewohnerinnen der Geest arbeitsam und genügsam waren, daß sie leichte, saubere Arbeit im eigenen Heim dem Dienst außer Hause vorzogen“. Man kann wohl sagen, daß die Bevölkerung dieser Gegend sich bis heute eine gewisse Zähigkeit und Anspruchslosigkeit bewahrt hat.

Schließlich ist noch festzustellen, daß das Klöppeln von Spitzen in dieser Gegend, bevor es Verlagproduktion wurde, eine Hausfleißtätigkeit war. Nach einer Meinung[6]) soll die Spitzenherstellung im 16. Jahrhundert von der Klosterschule der Nonnen in Ripen ausgegangen sein. Nach anderer Meinung[7]) soll sie im 16. und 17. Jahrhundert von Holland, wo das Klöppeln damals sehr blühte und wohin die Bewohner um Hoyer und Tondern in dieser Zeit einen lebhaften Handel trieben, ins Land gekommen sein. Die letztere Ansicht hat mehr Wahrscheinlichkeit für sich.

Veränderungen der äußeren Verhältnisse traten ein durch die Folgen des 30jährigen und des nordischen Krieges (Zunahme der

---

1) Georg Hanssen, a. a. O. I, S. 51.

2) Auch heute noch fällt im Dorfe Ballum die große Anzahl der sogenannten „kleinen Stellen“ auf.

3) G. Hanssen, a. a. O. I, S. 6 und 12.

4) Gudme, a. a. O., S. 230.

5) Hannover, a. a. O., S. 12f.

6) Mestorf, Z. 14, S. 221.

7) L. Andresen, a. a. O., S. 68.

Armut) und durch die merkantilistischen Ansichten der Zeit, durch die Mode, durch die Betätigung „unternehmender" Leute.

Im 16. Jahrhundert und zu Anfang des 17. Jahrhunderts herrschte in dieser Gegend noch allgemeiner Wohlstand. Aber der 30 jährige Krieg und die nachfolgenden Kriege, besonders der schwedisch-polnische Krieg, in dem auch fremde Heerhaufen in dieser Gegend viele Höfe verwüsteten, zerrütteten diesen Wohlstand. Die Viehseuchen nach dem 30 jährigen Kriege werden die Lage noch verschlechtert haben [1]).

In dieser Zeit begann der königliche Hof Gefallen an Klöppelspitzen zu finden. In Briefen Christians IV. werden Spitzen dieser Gegend schon 1619 erwähnt [2]).

Nach Sombart [3]) sind als Gründe der Entstehung der Verlagproduktion anzusehen: 1. das Vorhandensein einer armen Bevölkerung, die sich nach neuen Unterhaltsmöglichkeiten umsieht und die in Geldverlegenheiten geraten ist; 2. das Vorhandensein von „Unternehmern", Verlegern, die diesen Leuten die Produktionsmittel „vorlegen", d. h. hier Geld, Zwirn, Muster und evtl. auch Klöppelkissen usw. vorschießen konnten. Daß das erstere vorhanden war, wird bei den eben geschilderten Zuständen erklärlich sein. Die andere Voraussetzung verwirklichte sich 1647, als ein Kaufmann Steenbeck aus Schleswig, wahrscheinlich aus Dortmund stammend, sich in Tondern niederließ. Er lenkte anscheinend zum ersten Male die Spitzenherstellung in größerem Umfange in erwerbsmäßige Bahnen. Steenbeck war einer der interessanten „Unternehmer"-gestalten jener Zeit, wie aus den Akten des Tondernschen Stadtarchivs hervorgeht [4]). Bald handelte er mit Satteln, Pistolen, dann wieder mit Spitzen; bald organisierte er den Postverkehr zwischen Tondern und Flensburg, später zwischen Tondern und Hamburg. Bald wird er von der Stadt begünstigt, bald wieder wegen Steuerhinterziehung verfolgt. Schließlich sucht er den Ankauf der Spitzen ganz an sich zu ziehen, was aber von der Stadt noch verhindert wird. War so der erste Verleger ein Eingewanderter, so waren die Verleger der folgenden Jahrhunderte fast sämtlich Einheimische, die sich durch den Handel die nötigen Mittel zur Verlagtätigkeit verschafft hatten.

---

1) Meiborg, a. a. O., S. 187 und vgl. Sering, a. a. O., S. 318.

2) Jürgensen West, a. a. O., S. 105.

3) Sombart, II, 2, a. a. O., S. 852 ff.

4) Diese Akten wurden mir freundlicherweise von Herrn Ludwig Andresen aus Tondern (-Kiel) zur Verfügung gestellt.

Es ist wohl selbstverständlich, daß die merkantilistische Regierung auch diesen wichtigen Erwerbszweig Schleswig-Holsteins mit ihren fürsorglichen und regulierenden Maßnahmen bedachte. In der ersten Zeit scheint sich die Regierung nie direkt um die Spitzenherstellung gekümmert zu haben. Erst nach Errichtung des „General-Landes-Ökonomie- und Kommerz-Kollegiums" im Jahre 1735 wurden von dieser Behörde Berichte auch aus dieser Gegend über die wirtschaftlichen Verhältnisse eingeholt. Man wollte sich aber vorläufig nur über Umfang und Verhältnisse in der Spitzenverlagproduktion orientieren. Anlässe zu Eingriffen waren bis dahin noch nicht gegeben. Ohne Zuschüsse und Unterstützungen hatte sich die Spitzenverlagproduktion emporgearbeitet. Zwar war im Zolltarif vom 13. August 1651, der grundlegend für die dänische merkantilistische Zollpolitik war, der Zollsatz für Spitzen auffallend hoch. Bei der Einfuhr mußten für fremde Spitzen 60%, bei heimischen Spitzen 45% vom Wert bezahlt werden. Ebenso hatte schon früh Einfuhrfreiheit für Zwirn bestanden. Erst nach 1735 wurden wirksamere Mittel angewandt:

Am 16. April 1736 kam ein Verbot, Spitzen aus dem Auslande zu verschreiben und ausländische Spitzen zu tragen.

1774: Spitzen und Blonden (seidene Spitzen) durften vom Produktionsgebiet zollfrei nach Dänemark und Norwegen eingeführt werden (aber nur mit einem Attest versehen, daß sie wirklich in Nordschleswig hergestellt waren).

1. Februar 1797: Der Zolltarif setzte für Spitzen aus Zwirn vom Auslande einen hohen Schutzzoll fest. 1 Rtlr. pro ℔.

5. Juli 1797: Vollständige Zollfreiheit für schleswigsche Spitzen nach Dänemark.

In dieser Zeit suchte man auch zu verhindern, daß im Auslande ein Konkurrenz-Produktionsgebiet entstand. Es wurde streng darüber gewacht, daß die Spitzenmädchen nicht auswanderten. 1740 waren Gerüchte über Auswanderungsabsichten und über Verleitung zur Auswanderung durch zweifelhafte Personen entstanden, die einer tatsächlichen Grundlage auch nicht entbehrten. Es waren nämlich Briefe bei Eingesessenen eingelaufen mit dem Auftrage, Spitzenmädchen nach Schweden zu bringen. In den folgenden Jahren wurden solche Versuche immer wieder gemacht. Sie waren 1741 von Erfolg bebegleitet.

Ein von dem schwedischen General- und Landeshauptmann über Calmor und Øland, Stahl von Holstein, abgeschickter Mensch („Be-

dienter des schwedischen Agenten König") hatte drei „Tundernsche Knüppel Mädgen" nach Schweden gebracht.

1751 erhielt der Konsistorial-Rat und Propst zu Tondern folgendes sehr bezeichnende Schreiben aus Hamburg von A. Nissen[1]), das, soweit ich sehe, bisher nirgends abgedruckt ist, weshalb ich es hier im Wortlaut wiedergebe. „Nunmehro findet sich eine Angelegenheit, welche niemanden als Ew. HochEhrwürden empfohlen werden mag, weil sie sehr verschwiegen ausgerichtet seyn müße. Es wird nemlich eine Frauensperson gesucht, welche in sogenandten Knüppeln vollkommen Geschicklichkeit habe und fähig sey, andern diese Wissenschaft so beizubringen, daß sie perfect darinnen werden. Man siehet es gerne, daß sie entweder verheyrathet oder Witwe sey, und besonders, daß sie Töchter habe, die auch das Knüppeln oder Spitzenmachen verstehen. Wenn sich daselbst eine solche findet, die wohl Lust hätte an einem anderen Orte hinzuziehen, so hat sie sich folgende Vortheile zu versichern: 1. gibt man ihr freye Reise oder Reise Gelder, 2. eine jährliche anständige Besoldung, 3. einiges prämium für jedwede, so sie im Knüppeln perfectionirt habe, 4. einen Vorschuß zu Einkaufung des mit sich bringenden Zwirn, 5. daß sie versichert seyn könne, wie der Ort, wo sie mit ihrer Familie sich aufzuhalten habe, angenehm, und daß die Lebensmittel daselbst wohlfeil wären, 6. daß sie ohne Zeit-Verlust die von ihr à parte etwa zu verfertigenden Spitzen vortheilhaft absetzen könne."

Die Folge war eine Verordnung, wonach die Amtmänner in jedem Quartal Listen über die Anzahl der Spitzenmädchen einzuliefern hatten. Später sollte eine jährliche Zählung stattfinden. Außerdem durfte kein Spitzenmädchen ohne Passierzettel ihren Wohnsitz verlassen. Dieser sollte erst dann erteilt werden, wenn festgestelt worden war, daß sich das betr. Mädchen im Auslande nicht niederlassen wolle, um die Spitzenherstellung dort zu „etablieren"[2]). Aber es trat jahrelang keine Veränderung in der Anzahl der Spitzenproduzenten ein, so daß im Laufe der Zeit die Listenführung wieder eingestellt wurde.

3. Der Umfang der Spitzenverlagproduktion.

Über den Umfang der Spitzenverlagproduktion ist in der ersten Zeit nichts Näheres zu erfahren. Erst aus der Zeit nach 1700 liegen genauere Nachrichten vor. In Tondern selbst waren 1717 sieben Spitzenhändler; aber nur acht Spitzenherstellerinnen saßen in der Stadt

[1]) St. A. Kiel: C. VI, 1, Nr. 418.

[2]) Ebenda, C. II, 1, Nr. 172.

selbst. Auf dem Lande wird also der größte Teil der Spitzen hergestellt worden sein. Aus den Berichten des Kommerzkollegiums in Kopenhagen an den König können nur einige allgemeine unbestimmte Angaben gemacht werden. 1737 sind es danach „viele Tausende Personen" im Amte Tondern, die sich mit Klöppeln beschäftigen. In der Geest-Harde ernähren sich ungefähr „einige Tausende Personen" davon. Im Amte Lügumkloster ist es „eine ziemlich große Anzahl, besonders Frauen und Kinder". In dieser Zeit muß die Verlagproduktion an Umfang zugenommen haben; denn 1744 wohnten in Tondern 25 Spitzenhändler (11 große, 14 kleine).

Die Verzeichnisse, welche die Amtmänner über die Spitzenmädchen an das Kommerzkollegium einreichen mußten, sind im Reichsarchiv in Kopenhagen leider nur sehr lückenhaft vorhanden, so daß man sich ein Gesamtbild nicht daraus machen kann. Es soll hier nur ein Beispiel angeführt werden aus einer Gegend, dem Amte Lügumkloster, das östlich vom Hauptproduktionsgebiet lag. 1741 waren in den einzelnen Teilen des Amtes Lügumkloster folgende Klöpplerinnen vorhanden:

Im Birk Lügumkloster	621	Spitzenmädchen.
In der Vogtei Abel	60	"
" Schwanstrup	56	"
" Scherrebek	122	"
" Alsleben	138	"
" Rapstedt	23	"
" Frößharde	6	"
Im ganzen Amt Lügumkloster	1026	Spitzenmädchen.

Nach 1750, als die französischen seidenen Spitzen aufkamen, wird von verschiedenen Stellen von einer Abnahme der Verlagproduktion berichtet. So heißt es 1757 im Bericht des Amtmanns v. Schmettau zu Apenrade[1]): Die Spitzenherstellung sei „nicht so in Florie wie vor einigen Jahren"; sie komme „nach und nach je länger je tiefer in Verfall". Dies bestätigt auch eine Feststellung der Anzahl der Spitzenmädchen in verschiedenen Harden in den Jahren nach 1750.

In der Süder-Rangstrupharde (Amt Apenrade) waren:

1742	112	Spitzenmädchen,
1753	58	"
1755	53	"

---

[1]) St. A. Kiel: C. II, 1, Nr. 172.

In der Schluxharde (östlich Tondern) waren:

1755	627	Spitzenmädchen,
1756	622	"
1757	529	"

In der Tondern- und Hoyerharde waren:

1758	1014	Spitzenmädchen,
1760	974	"

In der Karrharde (südlich Tondern) waren:

1755	146	Spitzenmädchen,
1758	139	"
1761	109	"

Nach dieser Zeit kann man wieder ein Steigen der Zahlen feststellen. Es war inzwischen gelungen, den Spitzenmädchen das Herstellen der Blonden beizubringen (s. darüber u.). Nach Schätzungen waren 1780 12000 Spitzenhersteller im ganzen Produktionsgebiet vorhanden [1]). Um 1800 stieg die Anzahl der Produzenten auf 20000. Aber sie fiel 1812 wieder auf 12000 herab [2]). Schon 1811 hieß es [3]): „Die Zeitläufte nach dieser Epoche haben dazu beigetragen, den Zustand dieses einländischen Fabricats herabzusetzen, und soviel ich die Sache partiel beurtheilen kann, geht dieses Herabsinken immer weiter". Alle Spitzenhändler hatten einstimmig ausgesagt, daß die Anzahl der Spitzenmädchen sehr abnehme. „Mehrere können nicht den vierten Theil in Arbeit unterhalten, die sie vorher hatten, und mehrere Spitzenhändler sind in Armuth gestorben, die vorhin für wohlhabende Leute gehalten worden und die besten haben ihr Handwerk niedergelegt". Das Überhandnehmen der gewebten und baumwollenen Spitzen des Auslandes hatte diese Wirkung gehabt [4]). Der größte Spitzenverleger in Tondern, Hanquist, erholte sich jedoch wieder in den folgenden Jahren, wobei aber gleichzeitig viele der kleineren Verleger eingingen. Hanquist hatte:

1811	250	Spitzenmädchen,
1813	400	"
1820	600	"
1826	750	"
1827	400	"
1845	250	"

[1]) Nach dem Bericht des Amtmanns von Tondern waren es 1793 10—12000 (St. A. Kiel: C. VI, 1, Nr. 418).

[2]) P. B. 1812, S. 529 ff.

[3]) St. A. Kiel: C. VI, 1, Nr. 427.

[4]) Ebenda, A. XXV, 599.

Im Jahre 1847 waren in der ganzen Gegend nur noch sechs Spitzenhändler und 1350 Spitzenherstellerinnen vorhanden, obgleich die Regierung in der Zeit von 1810—1816 204 Konzessionen zum Spitzenhandel ausgestellt hatte.

4. Die Produktions- und Absatzorganisation.

Wenn die Organisation uns von vornherein auch nicht in einer bestimmten Form entgegentritt, so kann man doch vor allem in der Blütezeit um 1800 das Verlagsystem oder die hausindustrielle Verlagproduktion erkennen.

Es sind drei Personengruppen, an die sich die Organisation anschließt:

a. Die Spitzenproduzenten; meistens Spitzenmädchen.

b. Die Spitzenverleger (-Händler); die sogenannten „Spitzen-Fabrikanten".

c. Die Spitzenhausierer; die sogenannten „Spitzen-Krämer".

a. Die Spitzenproduzenten.

Zu dem, was über die Gründe der Entstehung ausgeführt wurde, paßt folgende Bemerkung aus dem Jahre 1757[1]): „Vor etwa 30 und mehr Jahren haben nur geringe Bürger Töchter in den Städten, so wie Kätners und Insten Kinder in den Flecken und diejenigen Bauern Mädgens auf dem Lande, welche die Natur nicht mit hinreichenden Arbeiten versehen", das Spitzenklöppeln angefangen. Die Spitzenproduzenten setzten sich zum größten Teil aus unverheirateten jungen Mädchen, daneben aber auch aus Kindern und älteren Frauen der ärmeren Bevölkerung zusammen.

Die Kosten der Klöppelgeräte waren gering; vieles, wie vor allem das Klöppelkissen, konnte selbst angefertigt werden. Ebenso konnten die Klöppeln selbst hergestellt werden. Andere Zutaten wie z. B. Leder und Stecknadeln mußten allerdings gekauft werden. Aber den Rohstoff, den Zwirn und das Muster, das im Laufe der Zeit öfters erneuert werden mußte, lieferte der Verleger.

Ursprünglich scheint man den Beruf „Spitzen-Mädchen" als solchen garnicht empfunden zu haben; erst nach 1750 wird „Spitzen-Mädchen" als Berufsbezeichnung im Kirchenbuch zu Lügumkloster angeführt. Die Spitzenmädchen hielten sich anfangs fast immer in den Häusern ihrer Eltern oder sonstigen Verwandten auf und übten das Klöppeln nur nebenbei aus. Eine wirtschaftliche Abhängigkeit von dem Verleger wird, so-

[1]) St. A. Kiel: C. II, 1, Nr. 172.

lange dieser Zustand andauerte, nicht empfunden worden, vielleicht überhaupt nicht vorhanden gewesen sein. Dies mußte sich aber ändern, sobald das Klöppeln selbständige Erwerbstätigkeit wurde, die zum Lebensunterhalt notwendig war.

Zunächst lernte die eine das Klöppeln von der andern. Daneben aber wurden auch bald Klöppelschulen von einzelnen Verlegern errichtet; doch ist nichts Näheres über diese bekannt. Besondere Werkstätten scheinen die Verleger nur in seltenen Fällen gehabt zu haben. Meistens wurden die Spitzen in den Wohnungen der Spitzenmädchen hergestellt. Oft aber kamen mehrere abends in einem Hause zusammen, um sich gegenseitig Gesellschaft zu leisten.

Wenn aber nach einem Register des Jahres 1757 bei Pruß Hansen und Frau Stallmi in Lügumkloster je 13 Spitzenmädchen und in dem Hause von Nicolas Boysen 7 Spitzenmädchen wohnten, so scheint dort doch ein gemeinsamer Arbeitsraum oder eine Klöppelschule vorhanden gewesen zu sein[1]) [2]).

Nach den Vorschriften der Verleger hatten die Mädchen ihre Arbeit auszuführen. Oft wurden sie von diesen bei ihrer Arbeit kontrolliert. Die Spitzen wurden sofort nach Beendigung der Arbeit zum „Affkären" (Abschneiden) zum Spitzenverleger gebracht. Hier bekamen die Mädchen ihren Lohn, der je nach der Ellenzahl, Güte und Breite verschieden war. Ferner erhielten sie bei dieser Gelegenheit neue Muster und oft auch Vorschüsse, falls der Lohn nicht für den nächsten notwendigen Lebensunterhalt ausreichte.

Wenn das Spitzenherstellen alleinige Erwerbstätigkeit war, konnte das Liefern des Zwirns, der Muster und der Vorschüsse eine wirtschaftliche Abhängigkeit zur Folge haben. Dies war vor allem dann der Fall, wenn der Verleger die Spitzenmädchen verpflichtete, nur für ihn allein zu arbeiten. Schon Steenbeck verlangte, daß die Spitzenproduzenten alle in ihrem Besitze befindlichen Muster nur für seine Bestellungen verwenden durften. In dieser Angelegenheit wurde aber vom Magistrat der Stadt Tondern dahin entschieden, daß die Spitzenmädchen zwar die von Steenbeck erhaltenen Muster nur für seine Aufträge verwenden durften. Daneben aber sollten sie das Recht

[1]) St. A. Kiel: C. V, 1, Nr. 117.

[2]) Allerdings wird 1769 mitgeteilt, daß die Mädchen in Tondern bei Eingesessenen auf Kost sind und teils wöchentlich, teils monatlich oder vierteljährlich Hausmiete und Kostgeld bezahlen müssen. Vielleicht suchte man der besseren Absatzmöglichkeit wegen den Wohnsitz der Hauptverleger auf. (St. A. Kiel: C. VI, 1, Nr. 427.)

haben, nach anderen Mustern für sich selbst und für Andere Spitzen herzustellen.

Später tauchten die Fragen des Musterschutzes immer wieder auf; vor allem als auch die Hausierer neben den Verlegern die Verlagtätigkeit aufnahmen und zu diesem Zwecke versuchten, den Spitzenmädchen die Muster abzukaufen.

Auf Betreiben der Verleger wurde am 10. April 1775 ein königliches Reskript[1]) erlassen, wonach gegen die Spitzenmädchen vorgegangen werden sollte, welche Muster, die ihnen anvertraut waren, und welche Spitzen, die sie nach einem gelieferten Muster für einen bestimmten Verleger verfertigt hatten, an andere als den Besteller verkauften, sowie auch gegen solche, die „in andere Dienste" übergingen, ohne vorher Zwirn oder Seide und Geldvorschüsse, welche der Verleger ihnen geliefert hatte, abgegeben zu haben.

Die Praxis hatte aber bisher anders verfahren. Graf Schack von Schackenburg führt dies in einer Eingabe an die königliche dänische Kanzlei im Anschluß an eine Klage der Verleger gegen einige Spitzenmädchen, die ihren Arbeitsvertrag im Sinne des Reskripts verletzt hatten, näher aus. Danach sollten seit Anfang der Spitzenherstellung folgende Sitten und Gebräuche üblich gewesen sein[2]): Die Spitzenmädchen waren verpflichtet, wenn ein Spitzenverleger ihnen ein Muster geliefert hatte, danach für ihn eine abgemachte Anzahl Ellen Spitzen für den vereinbarten Lohn herzustellen und abzuliefern. Konnten sie sich jedoch nicht länger um den Lohn einigen, dann gehörte das Muster nach Ablieferung des noch nicht verarbeiteten Zwirns und nach Abarbeitung des Geldvorschusses dem Spitzenmädchen. Sie konnte danach für sich oder für einen anderen Verleger, mit dem sie einen höheren Lohn vereinbaren konnte, arbeiten. Sie war dann von allen Pflichten gegenüber dem ersten Verleger befreit.

Das neue Reskript bedeutete eine Verschärfung des Musterschutzes. Die Spitzenmädchen durften nun überhaupt keine Muster mehr verkaufen, die ihnen einmal anvertraut worden waren; sie wurden überhaupt nicht Eigentümer eines Musters, so daß sie bei neuen Vertragsschließungen sich stets an ein neues Muster gewöhnen mußten. Bis sie sich wieder eingearbeitet hatten, ging viel Zeit verloren.

Oft hatten die Spitzenmädchen, wenn sie eine neue Arbeit anfingen oder wenn sie mit ihrer Arbeit nicht recht vorwärts gekommen

---

1) Davidsen, a. a. O.

2) Ebenda.

waren, nicht das Geld, um sich für die nächste Zeit zu ernähren. Der Verleger kam ihnen entgegen, sobald sie für ihn eine feste Arbeit übernommen hatten. Aber damit waren sie auch verpflichtet, solange sie den Vorschuß durch die Klöppelei noch nicht abgearbeitet hatten, für diesen bestimmten Verleger zu arbeiten.

Um aber durch Unterlagen das Ende dieser Verpflichtungen sicher feststellen zu können, machte der Graf Schack von Schackenburg in der oben erwähnten Eingabe den Vorschlag, daß die Spitzenhändler für jeden Vorschuß, den sie in ihrem Buche vermerkten, den Spitzenmädchen einen Zettel mit Angabe des Vorschusses ausstellen sollten.

Die wirtschaftliche Abhängigkeit war aber für die Spitzenmädchen nicht so gefährlich, solange die Verleger hohe Löhne bezahlten und regelmäßig bestellten. Viel fühlbarer konnte diese Abhängigkeit sein, wenn man für einen Hausierer arbeitete, der unregelmäßig bestellte und bezahlte. Andererseits aber bezahlten die Hausierer auch höhere Löhne als die richtigen Verleger, falls guter Absatz vorhanden war, was wieder die Verleger zwang, ihrerseits die Löhne zu erhöhen.

Wenig weiß man über die tatsächliche Höhe der Löhne. Es wird in allen Berichten über den niedrigen Lohn geklagt. Für solche, die auf ihren Lohn angewiesen waren, mag es tatsächlich nicht für viel mehr als zum notwendigen Lebensunterhalt gereicht haben. Immerhin scheint der Klöppellohn doch höher als der damalige Dienstbotenlohn gewesen zu sein; denn es bestand keine große Neigung, an Stelle der Klöppelei eine Dienstbotenstelle anzunehmen, die mit der Zunahme der Spitzenverlagproduktion in großer Anzahl frei wurden. Der Amtmann von Apenrade erhoffte 1757 durch die Abnahme der Verlagproduktion eine Lösung der Dienstbotenfrage [1]).

Der Lohn hing ab von der augenblicklichen Preishöhe der Spitzen. Gewöhnlich rechnete man so, daß die Spitzenmädchen $^1/_5$ des Preises bekamen, während die Verleger $^4/_5$ für ihre Tätigkeit erhielten [2]).

Mit der Abnahme des Preises für die Spitzen in der Verfallszeit fielen auch die Löhne [3]), so daß sich eine Spitzenherstellerin nur schwer vom Klöppeln allein ernähren konnte. Viele lagen in dieser Zeit der Armenkasse zur Last.

[1]) St. A. Kiel: C. II, 1, Nr. 172.

[2]) L. Andresen, a. a. O., S. 73.

[3]) Ein Sinken der Löhne war schon durch die Konkurrenz der seidenen Spitzen bewirkt worden. 1774 wurde berichtet, daß der Lohn der Spitzenmädchen, der früher 4 ß bis 1 Rtlr. wöchentlich betragen habe, aus dem genannten Grunde nun kaum 16 bis 20 ß wöchentlich ausmache. (St. A. Kiel: C. V, 1, Nr. 177.)

b. Die Spitzenverleger und
c. Die Hausierer.

Von Anfang an hatten die Spitzenhändler in Tondern das Bestreben gehabt, die Spitzenproduktion und den Handel ganz in ihre Hände zu bekommen. Zuerst nahmen sie auch eine solche Monopolstellung ein; denn es waren nur wenige Spitzenhändler vorhanden. Aber bald merkten auch andere, vor allem die „Bauern Jungs"[1]), daß der Spitzenhandel sich lohnte, und so entstanden in den größeren Dörfern neue Verleger, die vielleicht anfangs nur hausierend Spitzen abgesetzt hatten, ohne sich um die Produktion zu kümmern.

Auf zwei verschiedene Arten konnten so die Spitzen abgesetzt werden: Durch den Spitzenverleger, gewöhnlich Spitzenhändler oder „Spitzen-Fabrikant" genannt, der sich mehr um die Produktion kümmerte, und durch den Spitzenhausierer, gewöhnlich Spitzenkrämer genannt, bei dem die Verlagproduktion etwas lockerer organisiert war. Gerade in den großen Dörfern waren die Hausierer sehr zahlreich vertreten. So waren in Lügumkloster 1799 nur zwei ordentliche Spitzenverleger (Hans Nicolaysen und Hans Nielsen Waaben) vorhanden, aber „eine noch viel größere Anzahl (13 oder 14) von ganz unbefugten Ver- und Aufkäufern"[2]). Es waren oft solche, die früher für die Verleger als Gehilfen hausieren gegangen waren und nun versuchten, mit ihren erworbenen Kenntnissen den Verlegern Konkurrenz zu machen, indem sie den Spitzenmädchen die Spitzen und Muster abkauften und mit ihrem auf erfolgreichen Reisen erworbenen Kapital begannen, selber Spitzen herstellen zu lassen.

Dieses Hineinmischen in die Produktion rief aber den Protest der Verleger hervor, und hieraus entstanden auch die oben geschilderten Bestrebungen der Spitzenhändler in Bezug auf den Musterschutz, die stets nur gegen die Hausierer gerichtet sein sollten.

Berichte und Beschwerden der Verleger über die Hausierer gingen in großer Anzahl beim Kommerz-Kollegium in Kopenhagen ein. Hervorzuheben ist davon ein Bericht des Spitzenhändlers Hans Richtsen aus Tondern[3]) vom Mai 1761, weil er genau über die Funktionen eines Verlegers Aufschluß gibt, wenn er wahrscheinlich auch nur z. T. die Wirklichkeit wiedergibt. Richtsen sagt darin ungefähr folgendes:

---

[1]) St. A. Kiel: C. II, 1, Nr. 172.

[2]) Ebenda, C. VI, 1, Nr. 418.

[3]) Bei Hannover, a. a. O., S. 12. Der Bericht selbst ist im Stadtarchiv zu Tondern vorhanden und dort eingesehen worden.

Die Spitzenhändler sind die eigentlichen Leiter der Spitzenproduktion, und folgende Fähigkeiten muß ein Verleger besitzen, wenn er die Verlagtätigkeit mit Erfolg leiten soll:

1. Er muß die Zeichenkunst gelernt haben und Muster entwerfen können.
2. Er muß Verbindungen mit Kaufleuten in Flandern haben, woher die neuen Muster verschrieben werden und woher auch der feinste Zwirn kommt.
3. Sobald der Verleger ein neues Muster bekommen hat, muß er es verstehen, die Muster zu vervielfältigen, sich zu instruieren und danach die Klöpplerinnen, damit sie es richtig ausführen.
4. Er muß die Arbeiterinnen nach ihren Fähigkeiten beurteilen können, damit das Muster danach eingerichtet werden kann.
5. Er muß Fehler auffinden können, die sich in die Arbeit hineingeschlichen haben, und er muß die Arbeiterinnen auf diese Fehler aufmerksam machen können.
6. Sobald der Fabrikant ein Muster sieht, muß er feststellen können, welche Nummer Zwirn dazu benutzt werden muß.
7. Er muß feststellen können, welche Art Zwirn (grober oder feiner) für die einzelne Arbeiterin geeignet ist.
8. Der Verleger muß stets reichlich mit Mustern versehen sein; es darf dabei nicht gespart werden, damit jeder Arbeiterin ein Muster je nach ihren Fähigkeiten gegeben werden kann.
9. Ein „Fabrikant" muß Handelserfahrung haben und vor allem Verbindungen nach anderen Gegenden haben, um stets sicheren Absatz zu haben.

Alle diese Eigenschaften besaßen nach Ansicht der Verleger die Hausierer nur teilweise oder überhaupt nicht. Aber trotzdem sahen die Spitzenhändler ein, daß die Hausierer nicht entbehrt werden konnten. Zwar hatten die Verleger ihre festen Abnehmer, mit denen sie ständig in Schriftwechsel standen. Aber man mußte sich doch stets nach neuen Absatzmöglichkeiten umsehen, und das konnten nur die Hausierer tun; denn den Verlegern war es nicht möglich, sehr lange von zu Hause weg zu sein, da alle vier bis sechs Wochen die 2—300 oder auch 600 Spitzenmädchen mit neuer Zeichnung, mit Geld oder Zwirn und der notwendigen Anleitung versehen werden mußten[1]. Daher hielten sich auch viele Verleger ein bis drei Gehilfen, die als Hausierer für sie die Spitzen verkauften.

[1]) Stadtarchiv zu Tondern (Akten des Jahres 1774).

Von diesen Gehilfen, die sieben Jahre lernen mußten, hatten sich viele selbständig gemacht. Aber daneben waren viele Hausierer vorhanden, die diese Bedingung nicht erfüllt hatten. Doch man sah ein, daß man ihnen den Handel mit Spitzen nicht verbieten konnte. Daher verlangte man nur, daß sie die Spitzen von den Verlegern gegen Kredit kauften oder daß sie sie für sie in Kommission verkaufen sollten.

Die Verleger forderten, daß sie sich um die Produktion nicht kümmerten. Als Hauptgrund wurde angegeben, daß die Spitzenmädchen sich infolge der schlechten Kontrolle an ein schlechtes und nachlässiges Arbeiten gewöhnten, so daß die Qualität der Waren darunter litt und die tondernschen Spitzen, unter deren Namen alle Spitzen dieser Gegend auf den Absatzmärkten erschienen, einen schlechten Ruf bekamen [1]).

Es waren vor allem folgende drei Gruppen von Hausierern, die diese schädlichen Wirkungen ausüben konnten und mit denen die Verleger daher unzufrieden waren [2]):

1. solche Hausierer, die nur drei oder vier Jahre gelernt hatten und nicht wie notwendig sieben Jahre,
2. solche, die anfangs die Spitzen von den Verlegern gekauft hatten und die sich so allmählich selbst einige Kenntnisse verschafft hatten, die sie dazu befähigten, in die Produktion einzugreifen,
3. solche, die weder früher gehandelt, noch sonst irgendwelche Kenntnisse hatten.

Diese letzte Art von Hausierern waren oft ehemalige Bauern, Schuster oder Schulmeister u. a., die ihren früheren Beruf aufgegeben hatten, weil sie glaubten, daß sie sich besser durch den Spitzenhandel ihren Unterhalt verschaffen konnten. Vor allen waren diese es, die sich in die Produktion hineinmischten. Dazu verlockte schon der Gewinn der Verleger, der oft 30—40 und sogar 100 % höher war, als der der gewöhnlichen Hausierer, die ihre Spitzen durch die Verleger bezogen. Die Hausierer verwandten das von ihnen beim Handel Gewonnene dazu, um selbst einige Spitzenmädchen zu beschäftigen und nach jeder ertragreichen Reise die Anzahl der Arbeiterinnen zu vergrößern. Sobald aber die Anzahl der Klöpplerinnen so groß war, daß sie sich ständig um sie kümmern mußten, und so-

[1]) Akten des Stadtarchivs zu Tondern. Richtsens Bericht.

[2]) Davidsen, a. a. O., S. 3.

bald ihr eigenes Vermögen groß genug war, daß sie ständig eine größere Anzahl von Klöppelerinnen beschäftigen konnten, gaben sie das Hausieren auf und überließen diese Tätigkeit jüngeren Kräften, die nun die Spitzen von ihnen kauften, wie sie es auch früher von den Verlegern getan hatten. Auf diese Art und Weise hatten sich sehr viele ehemalige Hausierer zum Verleger emporgearbeitet, so daß z. B. 1806 in Lügumkloster 30 Spitzenhändler (ob alle Verleger?) vorhanden waren, während 1786 nur zwei oder drei dort waren.

Mit ihren Spitzen, die oft einen Wert von 500—2000 Rtlr. hatten, die aber leicht zu transportieren waren, zogen die Hausierer durchs Land. Doch sie führten meistens auch andere leichter verkäufliche und billigere Gegenstände mit sich, da man nicht immer Abnehmer für Spitzen fand. Aber gerade aus dieser Tatsache, daß sie auch andere Waren mit sich führten, erwuchsen ihnen Schwierigkeiten durch Konflikte mit den Kleiderkrämerzünften in den Provinzstädten, welche verlangten, daß die Hausierer diese Waren und später auch die Spitzen ihnen zuerst zum Verkauf anbieten sollten. So erwuchsen auch von dieser Seite Schwierigkeiten im Absatze. Die Beschwerden häuften sich schließlich so sehr, daß die Regierung sich zum Eingreifen genötigt sah, was sich in einer scharfen Kontrollierung der Hausierer an den Zollstätten und in einer Einschränkung der Konzessionserteilungen äußerte. 1806 wurde sie ganz eingestellt, nachdem im vorhergehenden Jahre mit 18 Konzessionen in einem Jahre die Höchstzahl erreicht worden war. In den darauffolgenden Jahren bewilligte man wieder unumschränkt die Konzessionen. Man wollte von nun an den Spitzenhandel der freien Konkurrenz überlassen, wie es den Anschauungen der Zeit entsprach.

d. Der Spitzenhandel.

Der Absatz der Spitzen erfolgte zunächst im Lande selbst, dann aber auch in Jütland, auf den dänischen Inseln und vor allem in Kopenhagen. Von hier gingen die Spitzen nach den überseeischen Ländern (vor allem nach Westindien), wofür (für seidene Spitzen) die Regierung eine Prämie von 5 % bewilligt hatte[1]. Doch auch Norwegen und Rußland bereisten die Hausierer. Nach verschiedenen Ostseestädten, wie z. B. Danzig, kamen sie. Doch auch nach dem Süden (Hamburg und Lübeck) gingen die „Spitzenkrämer“; hier hatten sie jedoch die Konkurrenz mit den sächsischen und brabantischen Spitzen aufzunehmen.

---

[1]) L. Andresen, a. a. O., S. 32.

Folgende Preisverhältnisse lagen 1806 vor[1]):

für brabantische Spitzen 2—6 Rtlr.,
„ tondernsche „ 1 „
„ sächsische „ 1—6 Schilling.

Auf der Braunschweiger Messe traf man mit sächsischen Händlern zusammen, um mit ihnen Waren auszutauschen, damit beide eine reichlichere Auswahl für ihre Käufer hatten.

Im Jahre 1805 sah sich die Regierung veranlaßt, die Verhältnisse in der Spitzenverlagproduktion näher zu untersuchen, und sandte daher einen Beauftragten (Lehmann) nach Nordschleswig. Dem Bericht dieses Beauftragten an den König verdanken wir eine Übersicht über den Ausfuhrhandel (von 1772 bis 1805), zu der er das Material an den einzelnen Zollämtern gesammelt hatte[2]). Es sollen daraus hier nur die Gesamtsummen mitgeteilt werden.

Die Ausfuhr von Spitzen hatte einen Wert:

im	Jahre	1772	von	58547 1/6	Rtlr.,
„	„	1773	„	58038	„
„	„	1774	„	63024	„
„	„	1775	„	65148	„
„	„	1776	„	80134	„
„	„	1777	„	84433 1/8	„
„	„	1778	„	96095 1/3	„
„	„	1779	„	108558 1/2	„
„	„	1780	„	117139	„
„	„	1781	„	136035 2/3	„
„	„	1805	„	188796	Rtlr. Schl.-H. Cour.

1793 gibt der Amtmann von Tondern als jährlichen Gewinn des Landes 170000 Rtlr. an[3]).

Aus diesen Gesamtsummen der Übersicht erkennt man ein ständiges Steigen der Ausfuhr. 1806 war sie noch größer; sie war auf 261689 Rtlr. 31 Schill. Schl.-H. Cour. gestiegen. Hiervon fielen 62422 Rtlr. auf den Handel der Verleger, und für 199267 Rtlr. hatten die Hausierer über die Grenzen geführt. Hieraus erkennt man, daß die Hausierer für den Absatz die größte Rolle spielten. Das Verhalten der Regierung, die den Wünschen der Verleger, die Hausierertätigkeit einzuschränken, nur in ganz geringem Umfange entgegengekommen war, wird so verständlicher.

1) Jürgensen West, a. a. O., S. 211.
2) Ebenda, S. 212.
3) St. A. Kiel: C. VI, 1, Nr. 418.

5. Gründe für den Verfall der Spitzenverlagproduktion.

Das Aufkommen neuer Moden mußte bei einer solchen Luxusproduktion genau beobachtet werden. Wenn es den Produzenten bezw. Verlegern nicht gelang, die Produktion auf die neuen Moden einzustellen, konnte das sehr verhängnisvolle Wirkungen haben.

Der erste derartige Stoß gegen die Spitzenverlagproduktion in Nordschleswig geschah um die Zeit nach 1750. Die französischen und sächsischen seidenen Blonden gewannen damals den Geschmack der Zeit. Die Folge war, daß man sich auch in Nordschleswig bemühte, diese herzustellen. Um diese Umstellung der Produktion machte sich besonders die Gräfin von Holstein, die Gemahlin des Amtmanns zu Tondern, verdient. Sie berichtete 1769 selbst darüber[1]): „Ich habe mit einigen Mädgens, die die Abnahme des Spitzen Handels verspüret, den Anfang gemacht, ich habe Seide verschrieben und denenselben die Anweisung gegeben, wie sie auf ihren Knippel-Laden und fast auf gleiche Weise, wie bey den Spitzen geschiehet, sothane Seide in Blonden verarbeiten könnten". Die Zahl der Klöpplerinnen, die das Herstellen der seidenen Blonden erlernen wollten, wurde immer größer. Im Jahre 1799 beschäftigte die Gräfin 150 Spitzenmädchen mit dieser neuen Art des Klöppelns. Schon 1768 wurden für 2000 Rtlr. seidene Blonden hergestellt.

Man hört jedoch trotz dieser Bemühungen 1774 noch Klagen[2]): „Die seit einiger Zeit eingeführten Moden der Blonden haben diese Art von Arbeit in großen Verfall gebracht. Die Spitzenhändler geben den Mädgens, statt der vorherigen feinen Arbeit, grobe Arbeit, weil sie an der feinen keinen Absatz haben". Hinzugefügt wird hierzu: „wenn die Zwirnspitze wieder in Mode kommt und der kgl. Hof sie abnimmt, gedeiht das Klöppeln". Die Umstellung war demnach noch nicht in vollem Maße geglückt.

Um 1800 herum scheint man aber in vollem Maße sich der Mode angepaßt zu haben, was sich aus den steigenden Ausfuhrziffern ergibt.

Der zweite Stoß kam von den gewebten und baumwollenen Spitzen, welche die Zwirnspitzen von den russischen und amerikanischen Märkten verdrängten[3]). Schon 1757 baten die Spitzenhändler aus Lügumkloster um ein Einfuhrverbot für fremde gewebte Spitzen (und ausländischen Floren)[4]), und 1769 wird in Plön von Absatz-

[1]) St. A. Kiel: C. VI, 1, Nr. 427.

[2]) Ebenda, C. V, 1, Nr. 171.

[3]) St. M. v. F. 1835, S. 268.

[4]) St. A. Kiel: C. V, 1, Nr. 177.

schwierigkeiten infolge der Einfuhr von fremden gewebten Spitzen gesprochen[1]). Oben sind schon die Manufakturen für gewebte Spitzen in Lügumkloster (1775) und in Tondern (1787, 1814) angeführt worden. Jedoch scheint sich die Konkurrenz der gewebten Spitzen in dieser Zeit noch nicht so sehr ausgewirkt zu haben. Anders aber wurde es, als 1820 auf der Leipziger Messe eine vervollkommnete Klöppelmaschine zum Verkauf angeboten worden war. Seit dieser Zeit gewannen die Maschinenspitzen immer mehr an Boden. Später waren sie von den handgearbeiteten Spitzen nur schwer zu unterscheiden.

Hinzu kam die Herstellung der fremden Spitzen aus der billigeren Baumwolle. Die Unternehmer, welche 1814 in Tondern eine Manufaktur für mechanisch gewebte Spitzen mit der Zwirnfabrik verbunden hatten, sahen sich genötigt, „dem Strome zu folgen, anstatt leinerne, baumwollene Spitzen zu machen"[2]). Aber auch hiermit hatte man keinen Erfolg. Die Versuche mit den mechanisch gewebten Spitzen schlugen in dieser Gegend fehl. Dafür war der Standort in anderen Gegenden besser geeignet.

Die große Masse der früheren Abnehmer begnügte sich mit der geringeren Qualität der fremden Spitzen. Das Verständnis für echte Spitzen schwand immer mehr. Außerdem gingen die Spitzen in der Mode stark zurück, wenn sie auch nie ganz aus der Mode verschwunden sind.

Die Löhne für die Klöpplerinnen sanken daher, und man gab nun das Klöppeln in großem Umfange auf. Heute sind nur noch ganz geringe Reste der Spitzenherstellung in Nordschleswig vorhanden[3]).

---

[1]) Kinder, Plöner Urkunden, S. 433.

[2]) St. M. v. F., 1835, S. 265.

[3]) Über den Verfall der Spitzenklöppelei hat F. J. West in „Historiske Meddelelser om København" 2 R., I. Bd., S. 325—331 eine Abhandlung („En Episode af Kniplingshandelens Historie") geschrieben, die mir aber leider nicht zur Verfügung stand.

I. Topographisches Register.

(Schleswig-Holsteinische Namen sind gesperrt gedruckt.)

J.

K.

L.

M.

N.

Namen- und Sachregister.

(Von den Namen sind nur solche besonders hervorragender Unternehmer und Staatsmänner aufgenommen.)

